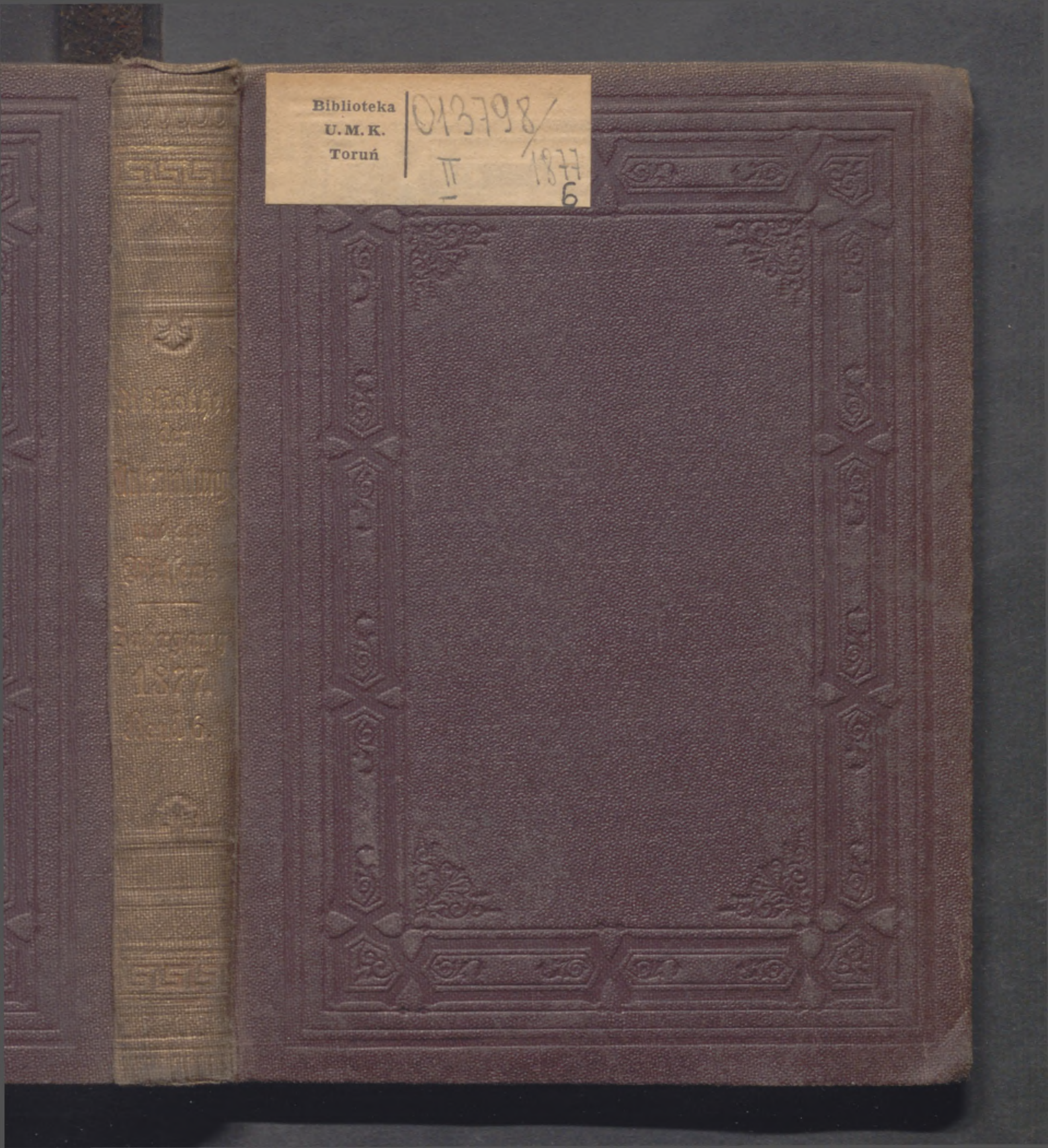
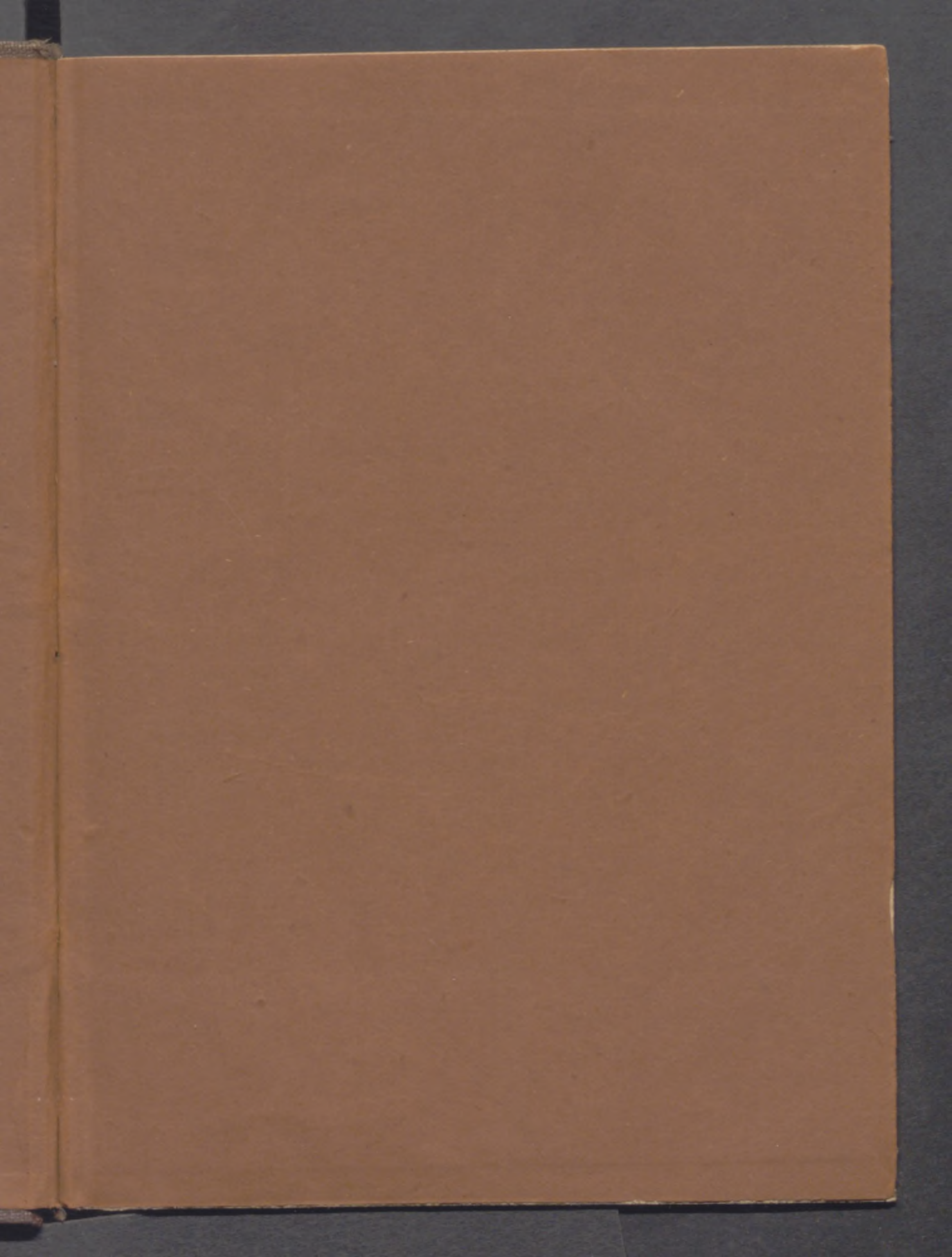

Biblioteka
U.M.K.
Toruń
013798
II
1877
6
1877.







Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1877.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß.

Stürmische Wogen.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Diese Rücksicht hätte Sie am wenigsten leiten sollen!“ warf Heldmann ein. „Herr Lieutenant, Sie hätten sich sagen können, daß wenn Ihre Kameraden es nicht mit ihrer Ehre vereinen können, noch länger mit Ihnen zu dienen, ich es noch weniger zu verantworten vermag, Ihnen meine Tochter zu geben. Sie ist ohnehin das Kind eines Civilisten und es muß Ihrem Grundsatze mehr genügen, wenn Sie Ihre Braut aus Ihrem Stande wählen!“

„Herr Heldmann!“ rief Schmoller erschreckt, denn dies hatte er nicht für möglich gehalten, seine ganze Lebenshoffnung war ja auf seine reiche Braut gerichtet. „Sie treiben Scherz mit mir — es kann dies Ihr Ernst nicht sein!“

„Herr Lieutenant, ich bin zwar nur ein Civilist, allein in solchen Angelegenheiten treibe ich keinen Scherz,“ erwiederte der Bankier unwillig. „Ihr eigenes Gefühl hätte Ihnen sagen müssen, daß unter diesen Verhältnissen Anna nie die Ihrige werden könne!“

„Sie muß es werden!“ rief Schmoller, der den Gedanken, daß sein stolzer Traum vernichtet werden sollte, nicht ertragen konnte. „Ich liebe Anna, ich lasse nicht von ihr, bis sie mir selbst gesagt hat, daß sie mich nicht liebt. Ich eile zu ihr — aus ihrem Munde will ich es hören!“

Er wollte zur Thüre eilen, Heldmann vertrat ihm den Weg.

„Halt, Herr Lieutenant, vergessen Sie nicht, daß in diesem Hause ich Herr bin,“ sprach er. „Sie werden meine Tochter nicht wieder sprechen.“

„Anna kann damit nicht einverstanden sein, denn sie liebt mich zu innig!“ fuhr Schmoller fort. „Wenn Sie auch mein Lebensglück vernichten wollen, so zerstören Sie wenigstens nicht das ihrige! Sie — sie allein kann entscheiden; tödten Sie nicht das Herz Ihres Kindes!“

„Herr Lieutenant, ich kenne meine Tochter zu genau, um nicht zu wissen, daß ihr Herz einem Manne nicht mehr angehören kann, der aus solchen Gründen gezwungen ist, seinen Abschied zu nehmen. Ich glaube, wir sind von dieser Stunde an vollständig getrennt!“

Schmoller schien diese Worte kaum zu hören.

„Ich gehe nicht fort von hier, bis ich Anna gesprochen habe!“ rief er verzweiflungsvoll.

„Dann würden Sie mich nöthigen, von meinem Hausrechte Gebrauch zu machen,“ entgegnete der Bankier.

Schmoller zuckte zusammen, seine Rechte griff nach dem Degen.

„Das mir — mir!“ rief er und blickte Heldmann drohend an.

Der Bankier verlor seine Ruhe nicht.

„Weshalb nicht?“ erwiederte er. „Einem Civilisten geben Sie ja doch keine Genugthuung. Herr Lieutenant, über meine Ansicht können Sie nicht mehr im Zweifel sein, daß ich dieselbe nicht ändern werde, wissen Sie, jede weitere Erörterung würde deshalb überflüssig sein und meine Zeit ganz unnöthig in Anspruch nehmen.“

Er wandte sich ab und trat an das Fenster.

Schmoller stürzte fort aus dem Zimmer. Ehe er die Treppe hinabeilte, mußte er einen Augenblick still stehen und sich an einem Pfosten halten, weil er befürchtete, umzusinken; dann stürzte er aus dem Hause. Er war in einer verzweiflungsvollen Stimmung, in der er die Menschen, welche ihm begegneten, kaum sah. Der Boden war ihm unter den Füßen fortgezogen, ohne Besorgniß für die Zukunft hatte er seinen Abschied eingereicht, denn er besaß ja eine reiche Braut, deren Vermögen mehr als ausreichend war, um ein lustiges Leben zu führen — jetzt — jetzt hatte er nichts mehr, woran er sich anklammern konnte. Bei aller Einbildung und Selbstüberschätzung fühlte er doch, daß er zu wenig Kenntnisse besaß, um sich eine andere, sichere Lebensstellung zu erringen, er glich einem Kinde, dem sich plötzlich die leitende Hand entzogen und das nun völlig verlassen dasteht.

Er grollte Allen, die ihm entgegen getreten waren, Grambkow, Kober, seinen Kameraden, Heldmann, er wollte sich an ihnen, denen er allein sein Geschick zumaß, rächen und fühlte doch seine Ohnmacht. Was sollte er beginnen? Die Sorge um die Zukunft verdrängte bald seinen Groll,

es war ihm nicht einmal die Möglichkeit gegeben, in der Stadt zu bleiben, da er voraussah, wie sehr seine Gläubiger ihn bedrängen würden, sobald sie von seinem Geschicke Kenntniß erhielten — es stand ihm nur der einzige Weg offen, sich zu seinem Vater zu flüchten. Er beschloß, schon am folgenden Tage die Stadt zu verlassen. —

Heldmann schritt, als der Lieutenant ihn verlassen hatte, lange Zeit im Zimmer auf und ab. Sein Stolz war auf das Tiefste gekränkt und Besorgniß um seine Tochter erfüllte seine Brust. Zum zweiten Male war er genöthigt gewesen, ihre Verlobung zu lösen, und es war vorauszusehen, daß man dieses Mal noch mehr darüber reden werde, hatte doch schon die erste Lösung die halbe Stadt beschäftigt. Wohl mußte man ihm zugestehen, daß er seine Tochter nicht einem Manne zur Frau geben konnte, auf dessen Ehre ein so dunkler Fleck haftete, in ihm selbst aber stieg der Vorwurf auf, daß er gegen Edwin zu schroff und hart gewesen sei, denn derselbe hatte seiner Ehre ja nicht das Geringste vergeben. Hatte diese Härte sich jetzt selbst gerächt? War er denn durch all seinen Reichthum gegen solche trüben Erfahrungen und Täuschungen nicht geschützt? Ein Gefühl der Erbitterung erfaßte ihn.

Wie sollte er Anna das Geschehene mittheilen? Er glaubte zwar, daß sie Schmoller weniger geliebt habe als Edwin, immerhin mußte es sie schmerzlich und peinlich berühren. Er überlegte und prüfte jedes Wort, welches er seiner Tochter sagen wollte, dann begab er sich zu ihr, da er gewöhnt war, eine Sache, die geschehen mußte, auch nicht aufzuschieben. Es war ihm lieb, daß er Anna allein

traf; in ruhiger aber bestimmter Weise theilte er ihr Alles mit und las ihr aus der Zeitung vor, welche Beschuldigungen auf ihren Verlobten gehäuft waren.

Anna erbleichte, blickte ihren Vater starr an und hörte schweigend zu, in ihrer Brust aber stürmte und kämpfte es.

„Hast Du Dich überzeugt, ob dies die Wahrheit ist?“ fragte sie endlich.

„Ja, er selbst kann es ja nicht leugnen, er hat seinen Abschied nehmen müssen, weil seine Kameraden sich weigern, länger mit ihm zu dienen. Anna, die Gattin eines solchen Mannes kannst Du nie werden, auf der Ehre Desjenigen, dem Du Deine Hand reichst, darf kein Makel haften.“

„Du hast Recht — ich kann seine Frau nicht werden,“ erwiederte Anna scheinbar gefaßt, obschon das Zucken ihres Auges die Heftigkeit ihrer inneren Erregung verrieth. „Ich werde überhaupt nie heirathen,“ fügte sie mit Entschiedenheit hinzu.

„Kind, sprich nicht so!“ rief Heldmann erschreckt. „Ich begreife Deinen Schmerz und die Erbitterung über die Täuschung, ein unheilvolles Geschick hat es so gefügt, deshalb darfst Du nicht die Hoffnung auf die Zukunft aufgeben und auf das Glück Deines Lebens verzichten. In kurzer Zeit wirst Du anders denken.“

„Ich werde an dem einmal gefaßten Entschlusse festhalten,“ fuhr Anna mit fast starrer Ruhe fort. „Ich besitze nicht den Muth, mich vielleicht zum dritten Male derselben Täuschung auszusetzen.“

„Das ist unmöglich!“ warf Heldmann ein.

„Weshalb unmöglich?“

„Du wirst mit um so größerer Vorsicht prüfen, ehe Du Dein Herz wieder verschenkst.“

„Trifft mich ein Vorwurf?“ warf Anna ein. „Konnte ich wissen, daß Grambkow's Vater Dich um ein Darlehen ersuchen werde? Konnte ich ahnen, daß es Schmoller an Muth und Ehre fehlen werde?“

„Nein, nein, Kind, ich mache Dir auch keinen Vorwurf, allein Du darfst deshalb, weil Du zweimal eine Täuschung erlebt hast, die Hoffnung auf die Zukunft nicht aufgeben — gönne Deinem Herzen Zeit — es wird finden, was Dich glücklich macht.“

„Vater, es hatte in Edwin gefunden, was es wünschte, ich habe Deinem Drängen, als Du dies Band zerrissest, nachgegeben, heute fühle ich, daß ich dies nicht hätte thun sollen,“ entgegnete Anna ernst. „Du kannst über meinen Gehorsam nicht klagen, aber auch er hat eine Grenze; über das einmal Geschehene will ich nicht klagen, nun versuche aber auch nicht an meinem Entschlusse zu rütteln, denn er steht fest — ich werde mich nie wieder verloben!“

Sie verließ äußerlich ruhig das Zimmer. Heldmann blickte ihr besorgt nach, denn gerade diese Ruhe und Entschiedenheit gefielen ihm nicht, hätte sie geweint und sich mit aller Kraft an dem Lieutenant angeklammert, so würde ihm leichter gewesen sein. Daß sie den Schmerz so vollständig bezwang und in ihre Brust zurückdrängte, verrieth ihm die Tiefe desselben.

Freilich mußte ihr Herz und Stolz tief gekränkt sein; ihn beruhigte allein die Hoffnung auf den mildernden und

beruhigenden Einfluß der Zeit, war er doch überzeugt, daß sie jeden Schmerz zu heilen im Stande sei.

Schon in den nächsten Tagen wurde es in der Stadt bekannt, daß Heldmann zum zweiten Male die Verlobung seiner Tochter aufgehoben hatte und in diesem Falle gaben ihm fast Alle Recht, er konnte seine Tochter nicht einem Manne geben, der seine Ehre so sehr vergessen hatte.

Edwin zuckte doch erschreckt zusammen, als Kober ihm die Nachricht brachte. Schweigend blickte er vor sich hin.

„Fühlst Du Mitleid mit dem armen Lieutenant, der jetzt freilich in einer verzweifelten Lage ist?" fragte der Freund. „Er hat jetzt Zeit zu erkennen, wie wenig er war, denn jetzt ist er nichts und er wird nicht im Stande sein, sich durch eigene Thätigkeit das Leben zu fristen. Möchte doch endlich der Grundsatz zur Geltung kommen, daß der Mensch nur nach dem gemessen werden darf, was er gelernt hat und leistet. Ein bunter Rock und adeliger Name ist wahrlich noch kein Verdienst, ich würde den übermüthigen Lieutenant nicht bedauern und wenn er gezwungen wäre, sich als Handarbeiter das Brod zu erwerben."

„Ich denke nicht an ihn — er ist nicht der Einzige, der durch sein Geschick berührt wird," entgegnete Edwin.

Kober blickte ihn überrascht an, war die Liebe zu der Tochter des Bankiers in seinem Herzen noch immer nicht erstorben?

„Du denkst an Anna?" fragte er.

„Ja, ich denke an sie und mit ihr fühle ich Mitleid."

„Edwin, Du liebst sie noch!" rief der junge Baumeister.

Der Gefragte schüttelte ablehnend mit dem Kopfe, ohne aufzublicken.

„Muß ich sie noch lieben, weil ich Mitleid mit ihr empfinde?“ entgegnete er. „Glaubst Du, ein Herz, dem ich so nahe gestanden, könne mir mit einem Male fremd werden? Anna ist schwach gewesen, ich bedaure sie deshalb, kann sie aber nicht verachten; ich hätte ihr in aufrichtiger Weise eine glückliche Liebe gegönnt und fühle, wie tief es sie kränken muß, ihr Herz einem Manne geschenkt zu haben, der ihrer so wenig würdig war. Das überwindet ein stolzes Mädchenherz so leicht nicht.“

„Ich freue mich, daß es so gekommen ist, denn glänzender konnte das Dir geschehene Unrecht nicht gesühnt werden!“ rief Kober. „Wohin ich höre, gönnt man Heldmann diese Demüthigung; ich glaube er würde sich jetzt glücklich schätzen, wenn er Dir nie entgegen getreten wäre, wenn Du jetzt noch der Verlobte seiner Tochter wärst — vielleicht würde er es sein, wenn Du es wieder würdest,“ fügte er, den Blick auf den Freund gerichtet, langsam hinzu.

„Ich bitte Dich, schweig!“ unterbrach ihn Edwin. „Und wenn ich die volle Gewißheit hätte, so würde ich doch nicht eine Hoffnung wieder in mir aufkeimen lassen, deren Erfüllung zur Unmöglichkeit geworden ist. Brich die Knospe einer Blume und diese Blüthe ist für immer vernichtet, wenn die Pflanze vielleicht auch neue Knospen treiben kann! Oder glaubst Du, daß ich keinen Stolz besitze? Wenn Anna jetzt die Meinige wieder würde, so könnte ich sie nie ansehen, ohne vor mir selbst zu erröthen und dies — dies möchte ich nicht durch allen Reichthum Heldmann's erkaufen!“

Kober streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich wußte, daß Du so denken würdest," sprach er. „Der Mensch überwindet Alles, so lange er sich an der Achtung vor sich selbst aufrecht erhalten kann, nur wenn er sie verloren hat, besitzt er keinen Halt mehr!"

23.

Als Viktor die Nachricht von dem so plötzlichen Tode seines Vaters erhielt, war er tief erschüttert. Mochten ihre Charaktere auch noch so verschieden sein und mochte auch nie ein inniges geistiges Band zwischen ihnen bestanden haben, so hatte er ihn doch geliebt und es drängte sich ihm zugleich der Gedanke auf, daß der Unwille seines Vaters über sein verschwenderisches Leben vielleicht nicht ohne Einfluß auf seinen so schnellen Tod gewesen sei.

Es trieb ihn, sofort heimzueilen, Sibylle weigerte sich, ihm zu folgen, der Gedanke, in das stille, düstere Haus Heno's zurückzukehren, hatte etwas Beengendes für sie, es war ihr, als ob ihr die Flügel, die sie so frei und lustig ausgebreitet hatte, plötzlich beschnitten werden sollten. Nur um wenige Tage Aufschub bat sie, sie stellte Viktor vor, wie gut es sei, wenn er den ersten Schmerz in anderer Umgebung überwinde und dem erschütternden Tage der Beerdigung ausweiche, der Major unterstützte sie darin, Viktor blieb indessen fest. Noch an dem Abende desselben Tages verließ er die Stadt, um heimzukehren.

Sibylle hatte ihm versprochen, in wenigen Tagen mit ihrem Vater nachzukommen, und es war ihm lieb, allein zu reisen, denn die Lieblosigkeit seiner Frau hatte ihn er=

schreckt. War es ihm doch gewesen, als ob bei der Todesnachricht ein Strahl der Freude aus ihrem Auge geleuchtet habe! Er wollte dies nicht glauben und immer wieder sah er im Geiste ihr Auge zucken und der Gedanke, den er einmal erfaßt hatte, wollte nicht von ihm weichen.

Und er hatte sich nicht getäuscht. Sibylle sowohl wie ihr Vater hatten Heno's plötzlichen Tod mit wirklicher Freude begrüßt, denn jetzt hatten sie von der Strenge des Alten nichts mehr zu befürchten, nun hatten sie auf Viktor einen um so größeren Einfluß und es konnte ihnen bei der Schwäche desselben die vollständige Herrschaft nicht entgehen, zumal da Beide dies Ziel mit Berechnung verfolgten.

Sibylle hatte wenig Lust, ihr gegebenes Versprechen zu erfüllen, sie glaubte sich von dem Leben und dem Kreise, in dem sie sich befand, nicht trennen zu können und wollte bleiben, bis Viktor zurückkehrte.

Grambkow war dagegen.

„Wir müssen ihm sobald als möglich folgen, damit kein Anderer einen Einfluß auf ihn gewinnt," sprach er. „Der Tod seines Vaters hat ihn mehr erschüttert, als ich erwartete, wir dürfen ihn nicht allein lassen, zumal er augenblicklich sehr in Anspruch genommen sein wird, um die geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen."

Sibylle warf den Kopf halb unwillig und halb trotzig zurück.

„Du scheinst meinen Einfluß sehr gering zu schätzen," erwiederte sie. „Wenn ich ähnliche Befürchtungen hegte, so würde ich sofort mit ihm gereist sein, ich glaube ihn indessen besser zu kennen als Du. Er wird sich nie auf-

raffen, weil er jede geistige und körperliche Anstrengung scheut, Arbeit sieht er als eine Strafe an und ich weiß, daß er sich schon nach wenigen Tagen nach dem lustigen Leben zurücksehnt. Bleibe ich hier, so kehrt er sicherlich bald wieder."

Grambkow zuckte ausweichend mit der Schulter, weil er seiner Tochter nicht Recht geben konnte.

„Du unterschätzest ihn," warf er ein. „Ich stimme Dir in Betreff der Schwäche seines Charakters bei, allein Du legst auf seinen leidenschaftlichen und leicht erregbaren Sinn zu wenig Gewicht. Er darf über sein bisheriges Leben nicht zum klaren Bewußtsein kommen, sonst kann er leicht zum Gegentheile übergehen und ebenso zurückgezogen und spießbürgerlich wie sein Vater leben."

„Das wird er nie!" rief Sibylle lachend. „Er ist eifersüchtig und durch diese Leidenschaft hat er sich vollständig in meine Hand gegeben und ich glaube genau zu wissen, wie weit ich ihm gegenüber gehen darf. Er fürchtet mich zu verlieren und nicht ich ihn, denn jeden Tag könnte ich meine Hand wieder verschenken."

„Kind, Kind!" fiel Grambkow fast erschreckt ein, obschon er es gewesen war, der solche Ansichten in seiner Tochter großgezogen hatte und sie durch sein Beispiel noch täglich nährte. „Sprich nicht so, denn Du kennst das Leben noch zu wenig, der Erfolg, den Du hier errungen, hat Dich verblendet, Du siehst nur die glänzende Oberfläche und weißt nicht, was sich dahinter birgt. Von all den Herren, die Dich hier umschwärmen und so glänzend auftreten, hat vielleicht kein einziger eine gesicherte Zukunft, es sind

Existenzen wie die Eintagsfliegen, welche nur auf das Glück bauen, durch dasselbe vielleicht eine Zeit lang obenauf gehalten werden, aber auch durch den ersten harten Schlag niedergeworfen und vernichtet werden können. Sie umschwärmen Dich, weil Du schön und reich bist, ständest Du morgen mittellos da, so würden sie plötzlich verschwinden und Dich vielleicht kaum noch kennen."

Unwillig schüttelte Sibylle mit dem Kopfe, weil sie dies nicht zu denken vermochte und zugleich ihr Stolz getroffen wurde.

„Du irrst," entgegnete sie. „Der Graf Rocci würde mich nicht verlassen und er ist reich, denn er hat mir zu oft von seinen großen Gütern erzählt und von dem Vermögen, das ihn nach dem Tode seiner hochbejahrten Mutter erwartet."

„Weißt Du auch, ob er die Wahrheit gesprochen hat?" warf Grambkow ein. „Ich glaube nicht daran. Sei vorsichtig und halte fest, was Du besitzest! Viktor ist reich und jetzt der freie und selbstständige Herr seines Vermögens, das einen so festen und sicheren Grund hat, daß derselbe schwer zu erschüttern sein wird."

Sibylle war nachdenklich geworden und schwieg, die Worte ihres Vaters waren nur zu überzeugend. Sie fügte sich sogar dem Willen desselben, und schon drei Tage nach Viktors Abreise folgte sie ihm, von ihrem Vater begleitet...

Viktor war die ersten Tage nach seiner Heimreise vollständig mit der Sorge für das Begräbniß seines Vaters beschäftigt, er ließ dasselbe so glänzend wie möglich herrichten, um dadurch gleichsam die Besorgniß, die er seinem Vater in der letzten Zeit gemacht hatte, zu sühnen.

Die wirkliche Ursache, welche den Schlaganfall hervorgerufen, hatte er noch nicht erfahren. Durch den Buchhalter wußte er nur, daß sein Vater sehr erregt gewesen sei und nach einem Notar verlangt und geschickt habe, zu welchem Zwecke wußte Niemand, aber seine Gedanken beschäftigten sich unablässig mit dieser Frage.

Es war ein stürmisches, kaltes Wetter, als Heno zu Grabe getragen wurde, Regen und Schnee fielen abwechselnd nieder und wurden vom Sturme an die Fenster getrieben. Die meisten der zahlreichen Geschäftsfreunde des reichen Kaufmanns hatten nur ihre Wagen geschickt, die hinter dem Leichenwagen eine lange stattliche Reihe bildeten, und von Denen, die den Todten zum Friedhofe geleiteten, blieben die meisten in den Wagen sitzen, als der Sarg in die Erde gesenkt wurde, denn der Sturm tobte ärger als zuvor.

Wenige nur traten mit Viktor an die offene Gruft, der starr und betrübt hinabblickte. Er fühlte den Regen und Schnee, der ihm in's Gesicht getrieben wurde, kaum, denn wieder drängte sich ihm in diesem Augenblicke die Frage auf: Was hat deinen Vater so sehr erregt, weshalb hat er nach einem Notar verlangt?

Eine große Gestalt mit breitkrämpigem Hute und tief in einen Mantel gehüllt, trat schnell an das offene Grab heran, blickte eine Sekunde lang regungslos hinab, bückte sich dann und warf eine Erdscholle auf den Sarg. Viktor kannte sie nicht, überrascht blickte er sie an, dann wandte dieselbe den Kopf und er erkannte den Bruder seines Vaters. Der Tod hatte die beiden Brüder, die fast das ganze Leben



hindurch einander feindlich gegenüber gestanden, wieder versöhnt.

Rasch trat Heno zu ihm heran, drückte ihm schweigend die Hand und entfernte sich, noch ehe er ein Wort des Dankes zu ihm sagen konnte.

Erschüttert kehrte Viktor heim. Der Bruder seines Vaters war gekommen, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen, und Sibylle hatte es nicht getrieben, dem Manne das letzte Geleit zu geben, der gegen sie nur liebevoll und gütig gewesen war; auch Grambkow war nicht gekommen, und doch hatte sein Vater ihn so oft aus dringender Verlegenheit gerissen und hatte ihm gegenüber mehr Schonung als gegen irgend einen anderen Menschen geübt.

Es war still und öde in dem alten großen Hause, so still, wie er es nie zuvor gefunden hatte. Er war allein und jeder Gegenstand blickte ihn gespenstisch unheimlich an. Zu plötzlich war er aus dem lustigen, rauschenden Leben des Bades gerissen, vor seinen Augen stand noch der Glanz, mit dem Sibylle sich umgeben hatte, und hier erschien ihm Alles dürftig, ärmlich, und doch war hier die Stätte, an der das aufgebaut war, was ihm ein so üppiges und reiches Leben gestattete.

Ein Freund kam, um ihn mit sich zu nehmen und zu zerstreuen — er lehnte es ab; er scheute sich, mit seinen Bekannten zusammen zu treffen, denn was sollte er ihnen erwiedern, wenn sie ihn fragten, weshalb seine Frau nicht mit ihm gekommen sei? Konnte er ihnen sagen, daß sie von dem lustigen Leben und den Herren, die sie umgaben, sich nicht trennen konnte?

Unwillig zogen sich bei dem Gedanken hieran seine Brauen zusammen; vielleicht befand sich Sibylle in diesem Augenblick in lustiger Herrengesellschaft, er glaubte sie lachen und scherzen zu hören, er sah, wie sie lächelnd das mit Schaumwein gefüllte Kelchglas erhob, das schöne Bild einer Bacchantin! Und ihr zur Seite stand ihr Vater als ihr böser Geist, der über das tolle Treiben heiter lachte.

Er sprang auf, um diesem Bilde zu entfliehen, er glaubte in dem öden Zimmer den Widerhall seines eigenen Lachens zu vernehmen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich in das kleine Geschäftszimmer seines Vaters, er wollte die Bücher und Papiere des Geschiedenen durchsehen, wozu er bis jetzt noch nicht gekommen war. Es war ihm lieb, daß das Geschäftspersonal, welches seinen Vater zu Grabe geleitet, nicht zurückgekehrt war, daß die Pulte leer standen, nur der alte Buchhalter, der in dem Geschäfte ergraut war, stand an seinem Pulte über ein Geschäftsbuch gebeugt, wie schon seit so manchem Jahre. Er hatte den Tod seines Prinzipals vielleicht am tiefsten empfunden, und doch war er wieder gekommen, er glich einer Maschine, die unbekümmert um die Außenwelt ruhig ihren Gang geht, bis sie gewaltsam aufgehalten wird.

Viktor warf einen Blick in das Geheimbuch seines Vaters, es war jedoch unmöglich, bei einer so flüchtigen Durchsicht einen klaren Ueberblick zu gewinnen, und er war zu unruhig, um sich ganz darein zu vertiefen, diese Arbeit konnte er sich für spätere Tage aufsparen, wußte er doch, daß sein Vater sehr reich war. Er schloß den Pult auf

und nahm mehrere Briefe zur Hand, sie interessirten ihn nicht; da fiel ihm auf einem Wechsel seine eigene Unterschrift in's Auge, er entfaltete das Papier und zuckte bestürzt zusammen, es war der dem Grafen Rocci übergebene Wechsel.

Wie kam derselbe in den Pult seines Vaters, da der Graf versprochen hatte, ihn nicht aus der Hand zu geben? Er war durchstrichen und es stand groß darauf geschrieben „bezahlt". Sein Vater hatte dies geschrieben, er erkannte es aus der zitternden Hand.

Regungslos starrte er das Papier an. Verrieth nicht die zitternde Schrift des Wortes „bezahlt" deutlich, in welcher Aufregung sein Vater gewesen war? Das Datum, welches daneben stand, war derselbe Tag, an dem sein Vater gestorben war. Er preßte die Hand auf die Stirne, um einen entsetzlichen Gedanken, der dort aufgetaucht war, zu verscheuchen — es gelang ihm nicht, laut rief es in ihm: „Dies hat ihm den Tod gebracht!"

Endlich sprang er auf und eilte zur Thüre, um den Buchhalter zu fragen, durch wen sein Vater den Wechsel erhalten habe, schon hatte seine Hand den Thürgriff erfaßt, kraftlos sank sie nieder; durfte er verrathen, daß sein Vater durch diesen Wechsel — durch seine Schuld gestorben war?

Jetzt wußte er auch, weshalb sein Vater nach einem Notar verlangt hatte, er wußte ja, welcher Härte er im Zorne fähig war — er hatte sein Testament machen und ihn enterben wollen, nur durch den Tod war er daran gehindert worden.

Er blieb lange in dem kleinen Zimmer, der Abend war

bereits hereingebrochen, als er dasselbe verließ und sich auf seine Stube begab. Er war jetzt der alleinige Herr in dem Hause, und doch war es ihm, als ob er kein Recht habe, in demselben zu weilen. Auf Sibylle und Grambkow schob er alle Schuld, denn sie hatten ihn zu dem tollen Leben verleitet; sie standen ihm nicht einmal bei, wo er des Beistandes so sehr bedurfte, er erinnerte sich jedoch der Lehre des Majors, daß der Wein das beste Mittel sei, um Sorgen zu verscheuchen, und er brachte dies Mittel in Anwendung.

Bald rötheten sich seine blassen Wangen, seine Augen leuchteten und beruhigend rief er sich selbst zu: „Es kann Niemand beweisen, daß der Wechsel deinem Vater den Tod gebracht hat, und es ist Thorheit, sich durch eine Sache schrecken zu lassen, die unerwiesen dasteht und bleiben wird!“

Erst am folgenden Tage langte Sibylle mit ihrem Vater an; er empfing Beide in unwilliger Stimmung, ließ sich aber nur zu bald durch Sibyllens Liebkosungen und die einschmeichelnden Worte des Majors wieder beruhigen. Er wollte in dem alten Hause, um den Aufenthalt für seine Frau angenehmer zu machen, verschiedene Veränderungen vornehmen lassen. Sibylle war dagegen, sie sehnte sich wieder hinaus in das lustige Leben, das sie kennen gelernt hatte, und auch er war schließlich damit einverstanden, denn in der Stadt konnte er nimmermehr die Trauerzeit durch lustige Gesellschaften und Feste unterbrechen.

Die nächste Zeit widmete er dem Geschäfte, um einen klaren Ueberblick über dasselbe zu gewinnen und sich über

das ihm von seinem Vater hinterlassene Vermögen Gewißheit zu verschaffen. Er fand dasselbe nicht so groß, wie er gehofft und der langjährige, ausdauernde Fleiß seines Vaters hatte erwarten lassen, wenn es auch hinreichte, seine Zukunft selbst bei einem sehr behaglichen und bequemen Leben zu sichern.

Das Geschäft seines Vaters war auf sehr solide und sichere Grundsätze gebaut, und wenn es bei seiner Ausdehnung auch einen verhältnißmäßig nur geringen Gewinn abgeworfen hatte, so war derselbe doch sicher gewesen. Viktor hatte diese Grundsätze längst für veraltet gehalten, weil sie viel Arbeit verlangten, während Andere ohne Mühe durch das Börsenspiel in wenigen Jahren zu reichen Leuten wurden.

Sein Vater war stets ein heftiger Gegner des Börsenspiels und der Spekulation gewesen. Da nahm er zu seinem Erstaunen aus dem Privatbuche seines Vaters wahr, daß derselbe in der letzten Zeit selbst sich an verschiedenen Spekulationen betheiligt hatte, wenn auch mit wenig Erfolg; derselbe schien seine früheren strengen und veralteten Grundsätze also aufgegeben zu haben. Ein genugthuendes und freudiges Gefühl erfaßte ihn, lag darin nicht der Beweis, daß sein Vater, mit dem er über diesen Gegenstand oft in Streit gerathen war, ihm doch schließlich Recht gegeben hatte?

Ohne Säumen betheiligte er sich an verschiedenen weitgehenden Spekulationen, es war ja auch eine Art Spiel, das ihn anfangs fesselte, weil es ihn aufregte. Täglich ging er zur Börse und es schmeichelte ihm, daß ihm als

dem Sohne des reichen Heno von allen Seiten in der freundlichsten Weise entgegengekommen wurde. Zwar erlitt er gleich anfangs einige sehr empfindliche Verluste, er setzte sich jedoch leicht darüber hinweg und hielt es für ein zufälliges Mißgeschick, wodurch seine Ueberzeugung nicht im Geringsten geändert wurde. Wer das Glück aufsuchen wollte, durfte auch das Mißgeschick nicht fürchten; das Gelingen einer kleinen Spekulation fachte seinen Muth sofort wieder zu größeren Wagnissen an.

Bald sprach man in Börsenkreisen von der Kühnheit und Großartigkeit seiner Spekulationen, dies schmeichelte ihm, wie viel er dabei verlor, erfuhren ja nur Wenige.

Das eigentliche Geschäft, worauf sein Vater den größten Werth gelegt hatte, kam dabei schnell zurück, er kümmerte sich nicht darum, sah es mehr als eine Last an und seine Untergebenen machten sich die Anschauungen des jungen und neuen Prinzipals nur allzu schnell zu Nutzen.

Nur der alte Buchhalter hielt an den früheren Grundsätzen getreu fest, weil sie in ihm zu Fleisch und Blut geworden waren und sein Kopf die Neuerung nicht mehr zu fassen vermochte. Einige Zeit lang sah er Alles schweigend, wenn auch mit Besorgniß an, dann wagte er es, Viktor Vorstellungen zu machen und ihn auf das Gefährliche seiner Spekulationen hinzuweisen. Er kannte den Sohn seines alten Prinzipals indessen zu wenig, obschon er ihn von Kindheit an fast täglich gesehen hatte.

Viktor nahm die Mahnungen des alten und ehrlichen Mannes sehr übel auf, dieselben erschienen durch seinen bisherigen Erfolg berechtigt und dies kränkte ihn am meisten.

Um keinen Preis würde er dies zugestanden haben, ein einziger glücklicher Gewinn konnte ihm Alles wieder bringen.

Mit schroffen Worten sagte er dem Alten, daß seine Ansichten längst veraltet seien und er deshalb dem Geschäfte nicht mehr genügen könne. Die Treue und Rechtschaffenheit, mit der er seinem Vater so lange Jahre gedient habe, werde er stets dankbar anerkennen, allein da zwischen ihren Ansichten keine Ausgleichung und Versöhnung möglich sei, so sei es am besten, wenn er so bald als möglich aus dem Geschäfte scheide. Um seinen Lebensabend sicherzustellen, gewährte er ihm die Hälfte seines bisherigen Gehaltes als Pension.

Der Alte trat tief bekümmert noch an demselben Tage aus dem Geschäfte aus.

Viktor fühlte sich leichter, nun er das stets so ernste und vorwurfsvoll dreinschauende Gesicht des Alten nicht mehr erblickte; mit fast fieberhafter Unruhe ließ er sich in neue Spekulationen ein, denn es war sein Wunsch, das ihm von seinem Vater hinterlassene Vermögen zu verdoppeln und sich dann ganz vom Geschäfte, das ihm auf die Dauer keine Befriedigung gewähren konnte, zurückzuziehen.

Nur für kurze Zeit vermochte dies aufreibende Wagen und Hoffen ihn zu befriedigen, seine Kraft war den Aufregungen nicht gewachsen, und außerdem bestürmte ihn Sibylle täglich, mit ihr die Stadt zu verlassen. Er übergab einem ihm befreundeten jungen Kaufmanne, der seine Ansichten theilte, die selbstständige Leitung seines Geschäftes und begab sich mit Sibylle und dem Major zu dem Gute, das noch immer Grambkow's Namen führte und für das junge Paar so glänzend hergerichtet war.

Sibyllens Wunsch war es, einige Zeit auf dem Gute zu leben. Nicht der soeben erwachte duftige Frühling hatte diesen Wunsch in ihr hervorgerufen, denn die Natur hatte nie vermocht, sie zu erfreuen und zu begeistern, sie wollte sich denen, die sie früher nur in fast ärmlichen Verhältnissen gekannt hatten, jetzt in dem Glanze ihres Reichthums zeigen, sie wollte ihre Mutter und Schwester fühlen lassen, daß sie jetzt nur von ihrer Gnade abhingen, denn sie hatte Beide nie geliebt.

Ein ganz neues Leben sollte auf dem Gute erstehen, einige adelige Freunde ihres Mannes und auch der Graf Rocci, der ihr wiederholt geschrieben, hatten ihren Besuch zugesichert, und Sibyllens krankhaft erregte Phantasie hatte ihr bereits die tollsten und glänzendsten Vergnügungen ausgemalt. Wie eine Fürstin wollte sie auf dem Gute Hof halten, sie wollte der leuchtende Stern sein, um den sich Alles schaarte, nur von ihr sollte man sprechen, sie wollte Alle beherrschen. Einen Widerspruch Viktors hatte sie kaum zu befürchten, denn sie hatte ihn gewöhnt, ihren Wünschen nachzugeben, ohnehin liebte ja auch er ein reiches und glänzendes Leben.

Mit solchen Plänen langte sie auf dem Gute an.

Bertha und Armgart, welche Thekla's Tod noch immer nicht überwunden hatten, empfingen sie in freundlicher Weise, sie erwiederte indessen kaum ihren Gruß und eilte zu ihrer Großmutter, von der allein sie sich verstanden und nicht beneidet wähnte.

Schon am folgenden Tage klagte sie gegen Viktor, daß der Raum des großen Gebäudes für sie nicht genüge, sie

bedürfe nothwendig der beiden Zimmer, welche Bertha und Armgart bewohnten, und sie verlangte, daß sie dieselben räumen sollten. Die alte Ursula hatte diesen Gedanken in ihr erregt, denn jetzt endlich wähnte sie die Zeit gekommen, um die Frau und Tochter ihres Sohnes aus dem Hause zu bringen.

„Du hast nicht Raum genug?“ wiederholte Viktor erstaunt. „Das ganze Haus steht Dir zur Verfügung.“

„Ich bedarf der beiden Zimmer, da ich schon in den nächsten Tagen Besuch erwarte,“ entgegnete Sibylle trotzig.

„Es ist unmöglich,“ fuhr Viktor fort. „Ich wüßte in der That nicht, wo Deine Mutter und Schwester wohnen sollten, ihre Zimmer sind ohnehin schon die am wenigsten freundlichen, und bereitwillig haben sie die Räume, die sie früher bewohnten, abgetreten.“

„Ist es denn eine Nothwendigkeit, daß sie in diesem Hause wohnen?“ warf Sibylle ein.

„Gewiß ist es das,“ gab Viktor zur Antwort. „Ich habe darüber nachgesonnen, wie es zu ermöglichen sei, ihnen freundlichere Zimmer einzuräumen, und Du willst sie ganz aus dem Hause entfernen.“

„Das ist allerdings meine Absicht,“ erwiederte Sibylle ruhig, als ob es sich um eine ganz gleichgiltige Sache handle.

„Ich werde dies nie zugeben,“ entgegnete Viktor.

„Du wirst es nie zugeben, wenn ich es wünsche?“ wiederholte Sibylle langsam, indem sie dicht vor ihn hintrat.

„Nein,“ versetzte Viktor entschieden, denn sowohl Bertha wie Armgart hatten durch ihr stilles, zurückhaltendes Wesen den günstigsten Eindruck auf ihn gemacht.

„Nun, dann bleibt mir keine andere Wahl, als daß ich das Haus verlasse,“ entgegnete Sibylle mit stolzem, höhnendem Lächeln und wandte sich der Thüre zu.

„Wohin willst Du?“ rief Viktor, der den excentrischen Charakter seiner Frau nur zu gut kannte.

„Bin ich Dir darüber Rechenschaft schuldig?“

„Gewiß!“

Sibylle schwieg unschlüssig.

„Ich werde mich dorthin wenden, wo man meinen Wünschen freundlicher entgegen kommt,“ sprach sie. „Daß ich nicht verlassen dastehen werde, wirst Du wohl wissen!“

Sie verließ das Zimmer.

Viktor wollte sie zurückrufen, er fühlte indessen, daß er ihrem Eigensinne schon zu oft nachgegeben habe, und war ihr Verlangen mehr als eine Laune, auf deren Erfüllung sie mit Eigensinn bestand? Hatte sie in dem großen Hause nicht Raum genug? Daß sich hinter diesem Verlangen die Gehässigkeit und Unversöhnlichkeit der alten Ursula verbarg, wußte er freilich nicht, und ebenso wenig konnte er ahnen, daß Sibylle die Entfernung ihrer Mutter und Schwester wünschte.

Er begab sich auf sein Zimmer und schritt in demselben erregt auf und ab. Sibyllens Drohung ärgerte ihn. Hoffte sie wirklich, ihn dadurch einzuschüchtern? Sie konnte ihn nicht verlassen, denn ohne ihn stand sie völlig mittellos da; wohl regte sich die Eifersucht in ihm, der augenblickliche Unwille war indessen größer.

Bestürzt trat Grambkow in das Zimmer.

„Viktor, was ist geschehen?“ rief er. „Sibylle hat

Befehl ertheilt, ihre Sachen zu packen — was ist vorgefallen?"

Viktor preßte erbittert die Lippen auf einander.

So war ihre Drohung doch mehr als ein leeres Wort! Sie wollte es zum Aeußersten kommen lassen, um ihren Willen durchzusetzen, war er denn nur ihr Sklave?

Erregt erzählte er das unbillige und harte Verlangen seiner Frau und ihre Drohung.

„Laß es nicht dahin kommen," bat Grambkow, der das Geschehene von Sibylle bereits erfahren hatte. „Zerstöre nicht selbst Dein Glück!"

„Zerstöre ich es?" erwiederte Viktor. „Ist Sibyllens Verlangen nicht ein thörichtes und hartes? Ich soll Deiner Frau und Tochter die beiden Zimmer nehmen und habe keinen anderen Raum, den ich ihnen anbieten könnte."

„Ich bitte Dich, laß es nicht zum Aeußersten kommen," fuhr Grambkow beschwichtigend fort, obschon er mit dem Verlangen seiner Tochter ganz einverstanden war. „Ich gebe zu, daß Sibylle in ihrer leidenschaftlichen Aufregung zu weit geht, Du könntest aber leicht einen Ausweg treffen und ihrem Wunsche nachkommen. Dicht hinter dem Parke steht ein kleines Haus, in welchem früher der Gärtner wohnte, welches aber schon seit einem Jahre leer steht, es ist still und friedlich gelegen, ich habe früher sogar selbst oft den Wunsch gehegt: ‚Dort möchtest Du die letzten Jahre Deines Lebens in stiller Abgeschiedenheit leben,' in wenigen Tagen kann es auf das Gemüthlichste hergerichtet werden, und ich bin überzeugt, daß meine Frau und Armgart gern — —"

„Dorthin sollten sie ziehen,“ unterbrach ihn Viktor unwillig. „Ich soll sie aus dem Hause weisen, soll den Vorwurf der Härte auf mich laden, obschon sie mir nie ein Unrecht zugefügt haben! Mich wird der Vorwurf treffen und nicht Sibylle, denn Jeder wird sagen, ich hätte ihrem Verlangen nicht nachgeben dürfen, und ich werde es nicht thun!“

„Niemand wird Dir einen Vorwurf machen,“ warf Grambkow ein, der einen so festen Willen nie zuvor bei seinem Schwiegersohne bemerkt hatte. „Du faßt das Ganze unrichtig auf, nicht mit Gewalt sollst Du sie aus dem Hause entfernen, das würde ich am wenigsten zugeben, denn es ist meine Frau und Tochter, die zu schützen ich verpflichtet bin und denen ich kein Unrecht geschehen lassen werde, es kommt ja Alles auf ein friedliches Verständniß an. Ich bin überzeugt, meine Frau und Armgart werden gern damit einverstanden sein, denn sie haben für das kleine Haus immer geschwärmt, sie lieben die Ruhe und Zurückgezogenheit und werden sich in euer Leben kaum hineinfinden können. Biete es ihnen an, frage sie, ob sie damit einverstanden sind, und ich gehe jede Wette ein, daß sie gerne ja sagen. Es soll ihnen ja nichts, was sie wünschen, entgehen; ich weiß, daß sie zu jeder Stunde hier willkommen sind, ich selbst würde unbedingt mit ihnen ziehen, wenn das kleine Haus Raum genug hätte.“

„Ich werde ihnen nie ein solches Anerbieten machen!“ versicherte Viktor.

„Wenn sie nun aber selbst den Wunsch aussprechen?“ fragte Grambkow, und sein Auge glitt prüfend über Viktors

Gesicht hin, denn das Nachsinnen desselben verrieth ihm, daß er schon schwankend wurde. „Würde es dann nicht hart von Dir sein, wenn Du ihnen einen solchen Wunsch verweigern wolltest? Ich kenne meine liebe Frau zu gut und weiß, daß es sie tief bekümmern würde, wenn ihretwegen zwischen Dir und Sibylle ein Zerwürfniß entstände! Und wer vermag die Folgen eines solchen Streites abzusehen? Er gleicht einem Risse, der anfangs leicht wieder zu heilen und zu überbrücken ist, aber schon nach kurzer Zeit wird er zur Kluft, er wird weiter und weiter und endlich reicht keine Menschenmacht mehr aus, um eine Vereinigung wieder herbeizuführen. Laß es nicht dazu kommen!"

„Ich habe den Riß nicht hervorgerufen," gab Viktor, auf den des Majors Worte nicht ohne Einfluß geblieben waren, zur Antwort. „Ich zweifle, ob Deine Frau je den Wunsch aussprechen wird."

„Sie hat ihn längst gehegt!" rief Grambkow freudig, da er nun sein Ziel schon erreicht zu haben glaubte, denn aus Viktors Worten klang es ihm bereits wie ein Einverständniß. „Ich werde zu Sibylle eilen und versuchen, sie zum Nachgeben zu bewegen; sie ist über das Abschlagen ihrer Bitte ja nur deshalb so betrübt, weil sie glaubt, Du liebst sie nicht mehr. Haha! Du hast sie allzu sehr verwöhnt, daran liegt die ganze Schuld!"

Er eilte fort aus dem Zimmer, ehe Viktor antworten konnte. Nur flüchtig gab er Sibylle einen Wink, daß sie mit dem Packen ihrer Sachen fortfahren möge, dann begab er sich zu Bertha, die von dem, was von ihr verlangt

wurde, noch keine Ahnung hatte. Schmerzlich zuckte sie zusammen, als Grambkow ihr ohne Schonung mittheilte, daß Sibylle die beiden Zimmer zu haben wünsche, sie errieth sofort, daß es Sibylle nur darum zu thun war, sie aus dem Hause zu entfernen. Mit welcher Liebe hatte sie sich einst des Kindes angenommen und es gepflegt, und nun war dies der Dank! Verstoßen sollte sie mit ihrem Kinde werden! So lange Grambkow fort gewesen war, hatten sie still und in Frieden gelebt, ungestört hatten sie um Thekla trauern können, mit dem Tage seiner Heimkehr war auch dieser Frieden vernichtet.

Heftig bäumte es sich in ihr auf. War denn ihr Leben nicht schon elend genug, daß ihr selbst diese Demüthigung nicht einmal erspart blieb.

„Nein, ich werde nicht aus diesem Hause gehen!“ rief sie, sich emporrichtend.

„Nicht?“ fragte Grambkow, höhnisch lachend. „Haha! In kurzer Zeit sollst Du freiwillig gehen — Du sollst es noch als eine Gnade ansehen und mich darum bitten, daß Dir das kleine Haus eingeräumt wird!“

Schüchtern trat Armgart heran, umfaßte leise den Arm ihrer Mutter und bat flüsternd: „Laß uns gehen, laß uns gehen, dort werden wir ruhiger leben!“

Des Mädchens Worte drangen tief in Bertha's Herz. Durfte sie das arme Kind auf's Neue der Rohheit seines Vaters und dem Hochmuthe Sibyllens aussetzen? Mochte es ihr auch noch so schwer werden, sie bezwang ihren gerechten Stolz; Armgart hatte Recht, in dem kleinen Hause konnten sie ruhiger leben.

„Ich werde dies Haus verlassen," sprach sie mit gepreßter Stimme.

„Und Du wirst in das Gärtnerhaus ziehen?" fragte Grambkow.

„Ja."

„Wann?"

„Heute noch."

„Gut. Du wirst Sibyllens Gatten sagen, daß es Dein Wunsch ist," fuhr Grambkow fort.

Wieder wallte es in Bertha's Brust auf. Selbst eine Lüge muthete ihr der Mann zu. „Nein, nein!" wollte sie rufen, als sie aber in Armgarts ängstliches, bittendes Auge blickte, drängte sie Alles zurück und erwiederte scheinbar ruhig: „Ich werde es sagen."

Grambkow war auf einen zäheren Widerstand gefaßt gewesen.

„Für eure Bedürfnisse werde ich Sorge tragen lassen," sprach er und verließ das Zimmer.

Länger vermochte Bertha sich nicht zu beherrschen, schluchzend sank sie auf einen Stuhl, Armgart trat an sie heran und legte beruhigend, schmeichelnd den Arm um den Nacken der Mutter, und Bertha faßte sich.

„Du hast Recht, Kind, es ist am besten so!" sprach sie, Armgart an sich ziehend. „Der Mensch sträubt sich ja gegen so Manches, obschon es zu seinem Wohle ist. Es kränkte mich, weil diese Demüthigung von Sibylle ausgeht, und doch erweist sie uns einen Dienst damit, denn in dem kleinen Hause werden wir friedlicher und ungestörter leben als hier."

Als ungefähr eine Stunde später Viktor durch den Park hinschritt, trat Bertha zu ihm und sagte ihm, daß sie bereit sei, in das kleine Haus zu ziehen.

„Grambkow hat Sie dazu bewogen,“ warf Viktor ein. „Seien Sie offen.“

Bertha zuckte leise zusammen. Konnte sie es sein? Durfte sie sagen, durch welche Drohungen er sie dazu bewogen hatte? Einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort, um sich zu fassen, dann erwiederte sie ruhig: „Mein Mann hat mir mitgetheilt, daß es Sibyllens Wunsch sei, und ich füge mich demselben gern.“

„Sie bringen ein großes Opfer,“ bemerkte Viktor.

„Nein,“ entgegnete Bertha ruhig. „Die Stille und Abgeschiedenheit des kleinen Hauses wird so ohl Armgart wie mir wohl thun. Wir sind von einem heiteren und bewegten Leben zu sehr entwöhnt, als daß es uns leicht werden würde, uns in dasselbe wieder hineinzufinden, wir haben noch zu viel in der Vergangenheit zu überwinden, so daß wir uns der Gegenwart nicht unbefangen hingeben können.“

„Ich darf aber hoffen, daß Sie diesem Hause nicht fremd werden, sondern täglich in ihm verkehren werden,“ warf Viktor ein. „Nur unter dieser Bedingung kann ich Ihr Opfer annehmen.“

„Wir würden wohl wenig willkommen sein,“ bemerkte Bertha.

„Sie sind es,“ versicherte Viktor, „ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten, um Sie zu entschädigen.“

Bertha hatte die Worte gegen ihren Willen gesprochen und bereute sie schon, denn sie wollte keinen Unfrieden säen, weil sie selbst so sehnsüchtig nach Frieden verlangte.

„Wir bedürfen nichts als Ruhe, und wenn sie uns gewährt wird, werden wir dankbar sein," sprach sie. „Ohne Besorgniß können wir in dem kleinen Hause leben, denn die Gegend ist sicher und zwei allein stehende Frauen sind schon durch ihre Hilflosigkeit geschützt!"

24.

Die Nachricht, daß Bertha und Armgart in das kleine Gärtnerhaus verbannt waren, erhielt Edwin durch einen Brief seiner Mutter auf der Festung. Wohl bäumte es sich in ihm über diese Gehässigkeit Sibyllens auf und unwillkürlich erhob er drohend die Hand, schon die nächsten Zeilen beruhigten ihn jedoch, denn seine Mutter schrieb ihm, sie beklage den Wechsel nicht, da sie mit Armgart wenigstens ungestört lebe und nicht genöthigt sei, das tolle und übermüthige Treiben Sibyllens, die Feste auf Feste veranstalte und schon nach wenigen Tagen einen Kreis von Anbetern um sich versammelt habe, mit anzusehen.

Edwin verbüßte seine Strafe gleichzeitig mit Kober, und beide Freunde führten auf der Festung, wo ihnen die größten Freiheiten gestattet waren, ein ungestörtes und glückliches Leben; es war eine Erholung für sie, zu der sie gezwungen wurden.

„Edwin," rief Kober mehr als einmal, „wenn Schmoller wüßte, welchen Dienst er uns geleistet hat, und wie vergnüglich wir hier leben, er würde seine Anzeige bei dem

Staatsanwalt noch bitterer bereuen. Schlimmer kann eine schlechte That sich nicht rächen, ihn hat sie Stellung und Braut gekostet und uns eine Erholung von zwei Monaten gebracht."

Sie bewohnten Beide ein geräumiges Zimmer, das durch Kober's Fürsorge sehr gemüthlich eingerichtet war, die Aussicht von ihren Fenstern ging in den kleinen Garten des Festungskommandanten, eines alten und sehr gemüthlichen Obersts, sie konnten fast zu jeder Zeit in diesem Garten spazieren gehen und Abends saßen sie gewöhnlich mit dem Oberst in einer Laube beim Weine, von dem Kober einen sehr reichlichen Vorrath hatte herbeischaffen lassen, weil er behauptete, das Festungswasser nicht vertragen zu können, zumal da er nie Wasser trinke.

Edwin erhielt häufig von Kuno und dessen Vater Briefe, denn Beide hingen mit der größten Innigkeit an ihm.

„Edwin," rief Kober, als wieder ein Brief von dem früheren Schauspieler angelangt war, „wir haben doch thöricht gehandelt. Du hättest auch Heno noch mit zu Deinem Kartellträger wählen sollen, er wäre gleichfalls verurtheilt und wir hätten jetzt noch einen lustigen Genossen mehr. Ihm würde die Ruhe wohl thun, und außerdem würde er die Strafe mit einem tragischen Pathos auffassen, wozu mir jede Anlage fehlt. Du bist hier viel ruhiger geworden, und wenn Deine Strafe noch ein Jahr länger währte, so würdest Du Dich zu dem einzig richtigen philosophischen Standpunkte emporschwingen, nämlich das Leben so hinzunehmen, wie es ist, und den kleinen Malicen desselben stets die heitere Seite abzugewinnen!"

Die Strafzeit nahm früher ihr Ende, als die beiden Gefangenen fast wünschten. Als sie in B. wieder anlangten, wurden sie von Heno und Kuno am Bahnhofe empfangen, und bewegt schloß Heno Edwin in seine Arme.

„Ich werde nie vergessen, daß Sie für meinen Sohn gelitten haben!" rief er.

Kober lachte lustig auf.

„Freund, Sie hätten unsere Leiden kennen lernen müssen!" rief er heiter. „Sie würden dieselben begreifen, wenn ich Ihnen die Anzahl der Flaschen, die wir geleert haben, namhaft machte. Diese zwei Monate sind die gemüthlichste Zeit meines ganzen Lebens gewesen, und ich habe nur einmal eine Strafe kennen gelernt, die noch lustiger war. Vor einer Reihe von Jahren besuchte ich meinen Bruder, der in Jena studirte. Als ich dort anlangte und an seine Thüre pochte, sagte mir sein Wirth sehr vergnügt, er sei augenblicklich nicht zu Hause, weil er viertägige Karzerstrafe habe; da die Strafe indessen erst an dem Morgen desselben Tages begonnen habe, so komme ich zur glücklichen Zeit, um das Vergnügen mitzumachen. Ich begriff die Worte des Mannes zwar damals nicht recht, bald sah ich indessen ein, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Es war kein Staatsverbrechen, das meinem Bruder vier Tage Karzer eingebracht hatte, sondern ein ganz harmloser Scherz; er hatte nämlich den Hund eines alten Professors todtgeschlagen, weil das Thier ohnehin bald an der Fettsucht gestorben wäre, der Professor hatte dies aber sehr übel genommen. Mein Bruder war nun vor den Universitätsrichter citirt, der strenge Richter hatte ihn beschuldigt, den Hund mit

Absicht todtgeschlagen zu haben, während mein Bruder hartnäckig bei der Behauptung stehen blieb, dies mit einem Ziegenhainer ausgeführt zu haben; da sie sich über diese Meinungsverschiedenheit nicht einigen konnten, wurde mein Bruder zu vier Tage Karzer verurtheilt. Als ich zu ihm in den Karzer trat, fand ich eine sehr lustige Gesellschaft und wurde mit Jubel begrüßt. Sie hatten soeben die Frühkneipe begonnen, auf dem Karzer wurde dieselbe Abends angefangen und währte bis zum andern Morgen, unmittelbar daran schloß sich die Abendkneipe, welche bis zum Abend währte. Vier Tage und Nächte waren wir ungeheuer lustig; als wir entlassen wurden, steckte mein Bruder eine sehr lange Rechnung in die Tasche und wir kehrten sehr heiter heim, um auszuschlafen. Der Tod des Hundes war gesühnt!"

Heno begriff diese lustige Stimmung kaum, denn er hatte in der That die Strafe tragisch aufgefaßt; er bat Edwin und Kober den Abend in seiner Familie zuzubringen und gern willigten Beide ein.

Seit Wochen hatte Heno sich auf diesen Empfang und Abend gefreut, denn er war jetzt in der glücklichen Lage ein paar Freunde bewirthen zu können, ohne daß die Seinigen sich deshalb Entbehrungen aufzuerlegen brauchten. Und die heiterste Stimmung griff bald um sich. Edwin saß neben Frida und es war ihm, als ob das Mädchen in den zwei Monaten eine ganz Andere geworden sei. Lag es nur daran, daß er sie in dieser Zeit nicht gesehen, lag es an dem frischeren Roth, welches ihre Wangen schmückte

oder war sie wirklich in der kurzen Zeit zur vollen Jungfrau erblüht?

Immer wieder kehrte sein Auge zu ihren feingeschnittenen Zügen zurück, nie zuvor hatten ihn dieselben so sehr gefesselt. Frida war nicht schön und doch lag in ihrem Gesichte, in ihrer ganzen Erscheinung ein unsagbarer Zauber, der Zauber der vollen und unberührten Unschuld. Sie glich einer Rosenknospe, die die Schönheit der Blüthe halb verbirgt und halb erschließt.

Edwin hatte sie bisher stets noch halb wie ein Kind behandelt, jetzt wagte er es nicht mehr und auch Frida's Auge blickte nicht mehr mit der kindlichen Unbefangenheit zu ihm auf, es war, als ob ihr junges Herz sich mit einem Male seiner selbst bewußt geworden war, als ob es zum ersten Male empfunden, daß es auch lieben könne.

Je lustiger Kober, Heno und Kuno wurden, je mehr sie dem Weine zusprachen, um so mehr zog es Edwin zu Frida hin, er fühlte, daß auch er befangen war, daß er nicht wie sonst unterhalten konnte und doch gewährte es ihm eine unsagbare Freude, mit dem Mädchen sprechen zu können und in seine harmlos unschuldigen Anschauungen einen immer tieferen Einblick zu thun.

Es war in dem Zimmer schwül geworden und draußen lockte der prächtigste, heiterste Abend. Kober schlug vor noch einen Spaziergang nach dem nahen und dicht vor dem Thore gelegenen Gehölz zu machen und gern waren Alle damit einverstanden, denn der Wein hatte die Köpfe erhitzt.

„Werden Sie nicht mit uns gehen?“ fragte Edwin, sich

zu Frida wendend, die sich anschickte, bei ihrer Mutter, die noch immer das Zimmer hüten mußte, zu bleiben.

Fragend blickte Frida ihre Mutter an.

„Geh, Kind, geh!“ sprach die Frau lächelnd. „Die frische Luft wird auch Dir wohlthun.“

„Natürlich gehst Du mit!“ rief Heno, der die Worte gehört hatte. „Ich bin heute in einer so glücklichen Stimmung, daß ich all' die Meinen bei mir haben muß! Bald wird hoffentlich die Zeit kommen, in der die Mutter uns auch wieder begleiten kann und dann tausche ich mit keinem Könige. Haha! Ich habe so oft König gespielt und weiß, daß diese Würde nicht immer ein Vergnügen ist; im Winter hält der Königsmantel nicht warm genug und im Sommer macht er zu heiß, und wirkliche Freunde hat ein König erst recht nicht.“

„Weil er sie nicht haben will!“ warf Kuno ein. „Zwischen Freunden gibt es keinen Standesunterschied, und ein König sieht seine Freunde stets als seine Untergebenen an.“

„Und seine Diener stellen sich als seine Freunde,“ fuhr Heno fort. „Du hast indessen Recht; ich will sie nicht deshalb verdammen, denn von frühester Jugend an wird ihnen früher zum Bewußtsein gebracht, daß sie einst König werden, als daß sie auch Menschen sind. Die Höflinge sind der Fluch der Könige! Haha! Ich habe es leichter und besser gehabt, denn sobald ich von der Bühne trat, hörte ich auf König zu sein und wurde wieder ein erbärmlicher Mensch mit geringer Gage und vielen Sorgen! Nun kommt!“

Sie verließen das Haus und hatten bald das Thor erreicht. Kober, Heno und Kuno schritten voran, Edwin folgte in geringer Entfernung an Frida's Seite. Sie betraten das Gehölz, in dessen Schatten bereits die leise Dämmerung des Abends bemerkbar wurde, Edwin achtete nicht auf die vorangehenden Freunde, er sah nicht die ihm begegnenden Menschen, er hörte nur auf Frida, die von den kleinen und glücklichen Freuden ihrer stillen Familie erzählte. Mit leuchtenden Augen schilderte sie, wie ihre Mutter jetzt von Tag zu Tag mehr erstarke und sich wohler fühle, wie ihr Vater keinen Abend heimkehre, ohne der Genesenden irgend eine kleine Ueberraschung oder ein Zeichen seiner innigen Liebe mit zu bringen, wie er jetzt so heiter sei und nichts mehr vom Leben verlange als die Erhaltung des Glückes, welches er sein nenne.

Es lag in den Worten des Mädchens etwas Ergreifendes und Rührendes, so empfand sie, wie sie sprach, es war für Edwin, als ob vor seinen Augen das Herz eines Kindes entfaltet werde, als ob es offen vor ihm da liege wie eine blumige Waldwiese im Morgensonnenscheine. Mit keinem Worte unterbrach er sie, Stunden lang hätte er ihr zuhören können.

„Ich langweile Sie," unterbrach sich Frida; „ich erzähle Ihnen, was Sie doch nicht interessiren kann."

„Ich bitte Sie, erzählen Sie weiter," fiel Edwin hastig ein. „Ihre Worte erschließen mir den Blick in ein stilles Familienglück, das ich ja nie kennen gelernt habe. Vergebens sucht mein Gedächtniß, um in meiner Jugend einen glücklichen Tag zu finden, ich habe an dem Vaterhause nie

mit wirklicher Liebe gehangen, weil ich es nicht konnte, und wenn ich selbst späterhin dorthin zurückkehrte, bemächtigte sich meiner stets ein banges, scheues Gefühl. Doch ich will diesen Tag und diese Stunde nicht durch Erinnerungen trüben — erzählen Sie mir von Ihrem Vater, durch jeden kleinen Zug seines Lebens wird er mir näher gerückt, das Leben hat ihn schwer geprüft und doch hat er sich ein harmlos kindliches Gemüth bewahrt, das sich glücklich fühlt, wenn es Freude bereiten kann."

„Ja, dann ist er glücklich!" rief Frida und erzählte weiter.

Dicht neben einander schritten sie hin, mehr und mehr war der Abend hereingebrochen, die Spaziergänger wurden seltener; plötzlich blieb Frida stehen und blickte sich suchend um.

„Wo ist mein Vater?" rief sie erschreckt.

Erst jetzt wurde Edwin gewahr, daß die Freunde nicht mehr vor ihnen gingen.

„Sie werden einen Vorsprung haben, weil wir zu langsam gegangen sind," bemerkte er.

Schnell eilte Frida weiter, ihr schnelles Athmen verrieth ihre innere Unruhe, kaum vermochte Edwin ihr zu folgen. Vergebens suchte ihr Auge die Verlorenen, sie waren schon so weit geeilt, daß sie die Vorangegangenen unfehlbar eingeholt haben müßten.

„Mein Gott, wo sind sie!" rief Frida, athemlos stehen bleibend.

„Sie sind, ohne daß wir es bemerkt haben, in einen Seitenweg eingebogen," suchte Edwin die Erregte zu beruhigen.

„Kommen Sie, lassen Sie uns sie suchen," drängte das Mädchen immer unruhiger werdend und wollte zurückeilen.

„Wird dies bei den vielen Seitenwegen nicht eine vergebliche Mühe sein?" warf Edwin ein.

„Nein — nein, wir müssen sie finden!" rief Frida geängstigt und Thränen schimmerten in ihren Augen.

Einen Augenblick lang ruhte Edwins Auge schweigend auf ihr, sie erschien ihm wie ein junges Reh, welches seine Mutter sucht und die großen klaren Augen suchend, ängstlich umherschweifen läßt.

„Frida, fürchten Sie sich an meiner Seite?" fragte er dann.

„Nein — aber bitte, lassen Sie uns meinen Vater aufsuchen."

„Wir werden ihn finden."

„Auch er wird mich vermissen und sich ängstigen."

„Weiß er Sie nicht in sicherer Hut?" warf Edwin ein und seine Stimme klang erregt, denn in seinem Innern stürmte es heftig. „Sollte er nicht wissen, daß ich lieber mein Leben lassen als gestatten würde, daß Ihnen das geringste Leid zugefügt wird?"

Das Mädchen schwieg und blickte halb schüchtern und halb ängstlich nieder.

„Frida, ich würde ein glücklicher Mensch sein, wenn ich ein Recht hätte, Sie das ganze Leben hindurch zu schützen," fuhr Edwin fort, der Zitternden Hand erfassend. „Ich würde Sie behüten und schirmen wie ein Heiligthum, dem kein ungeweihter Fuß sich nahen darf."

„Lassen Sie uns meinen Vater aufsuchen," unterbrach

ihn Frida ängstlich, verwirrt und versuchte ihm ihre Hand zu entziehen.

„Lassen Sie mir diese Hand," bat Edwin. „Frida, es gab eine Zeit, in der mein Herz nicht mehr an Liebe zu glauben vermochte, es war elend und verzweiflungsvoll, es wähnte, daß die Oede in ihm durch nichts wieder belebt werden könnte. — Sie haben mir den Glauben an Glück und Liebe wieder gegeben, vernichten Sie ihn nicht, stoßen Sie ein Herz nicht zurück, welches treu und fest ist; werden Sie die Meine!"

„Nein — nein — es kann ja nicht sein!" rief das Mädchen verwirrt, stockend.

„Weshalb nicht? Können Sie kein Vertrauen zu mir fassen?"

„Doch — doch — aber ich bin noch ein Kind."

„Ja, ein Kind an Reinheit und Unschuld und deshalb liebe ich Dich!" rief Edwin, sie an sich ziehend, „und so sollst Du immer bleiben, mein Kind, mein Weib, mein guter Engel!"

Frida zitterte heftig, ihrer Brust fehlte der Athem, sie vermochte das Geschehene noch nicht zu fassen, dann schlang sie beide Arme um seinen Hals und weinte wie ein Kind, denn von einem solchen Glücke hatte sie ja kaum zu träumen gewagt.

„Nun halte fest an mir," sprach Edwin mit unsagbarem Glücke, „mein Mund braucht Dir nicht zu wiederholen, wie sehr ich Dich liebe, denn von dieser Minute an gehört mein ganzes Leben Dir, und wenn Du je wähnst, daß ich Dich weniger liebe, dann erinnere mich an diese Stunde!"

„Ich glaube ja an Deine Liebe, weil ich Dich selbst so innig liebe," flüsterte Frida glücklich.

Auf einem nahen Nebenwege wurden die Stimmen der Freunde vernehmbar, einen Augenblick später trat Heno vor.

„Assessor, Assessor, wie lange haben wir Sie gesucht!" rief er. „Wo sind Sie gewesen?"

„Ich habe mein Glück gesucht und gefunden," entgegnete Edwin.

„Was — was haben Sie gefunden?" fragte Heno, die Worte nicht verstehend.

Frida eilte auf ihn zu und warf sich an seine Brust.

„Sie — sie habe ich gefunden," entgegnete Edwin.

„Frida — sie?" wiederholte Heno, der den Gedanken noch nicht zu fassen vermochte. „Assessor — es kann nicht sein — was wollen Sie mit einem Kinde machen!"

„Sie erblühen und blühen sehen," gab Edwin zur Antwort. „Wenn man sich eine Blume kauft, dann wählt man eine Knospe, man sieht sie mit jedem Tage sich mehr und mehr entwickeln, man hat seine Freude daran, man lebt mit ihr, man sieht die volle Blüthe sich entfalten und hält sie doppelt werth. So will ich auch Frida's Herz erblühen sehen und lieb und werth halten für immerdar!"

„Mein Gott, ist es möglich, daß mir dies Glück beschieden wird!" rief Heno und schloß Edwin in seine Arme. Gewaltsam drängten sich seine Thränen hervor.

„Lassen Sie mich weinen," fuhr er fort. „Solche Augenblicke des Glückes bietet das Leben selten, man muß sie auskosten! Mein Herz braucht sich nicht zu schämen, daß es so freudig aufjubelt, ich kann meinem Kinde ja

nichts Besseres wünschen und wenn ich die Wahl hätte unter allen Schätzen und Gütern dieser Erde. Frida, ich weiß, Du bist dieses Glückes werth, nun bleibe es auch, Edwins Liebe muß Dein einziger Schmuck und Stolz sein und bleiben!"

Noch immer hielt er Edwin so fest umschlossen, daß Kuno und Kober ihm kaum ihre Freude ausdrücken konnten.

Kober preßte die Hand des Freundes fest — fest.

„Edwin," sprach er und seine sonst so lustige Stimme klang bewegt, „heute hast Du das Glück für Dein ganzes Leben gefunden!"

Das wurde noch ein lustiger Abend, denn sie kehrten in Heno's Wohnung zurück. Frida's Mutter war so freudig erregt und glücklich bewegt, daß sie keine Worte fand, um das auszudrücken, was ihre Brust erfüllte. Sie wußte, daß ihr Kind keinen besseren Mann finden konnte, an Edwins Charakter konnte Frida sich fest anlehnen, an ihm sich aufrichten, er konnte das junge Herz sich ganz zu eigen machen und so rein erhalten, wie es war.

Als Kober spät am Abende mit dem Freunde heimkehrte, legte er die Hand in Edwins Arm und fragte: „Nun sage mir, wie dies so schnell gekommen ist?"

„Ich weiß es selbst kaum," erwiederte Edwin, der sich in einem glücklichen Traume befand.

„Hast Du Frida schon länger geliebt?" forschte Kober weiter.

„Ich weiß es nicht. Ihre harmlos kindliche Unschuld hat einen rührenden Eindruck auf mich gemacht, ich habe nie zuvor Augen kennen gelernt, durch welche man so klar

bis auf den Grund des Herzens sehen kann. Als ich heute Abend neben ihr saß, wurde ich mir zum ersten Male klar bewußt, daß ich sie liebte, es hatte etwas unsagbar Verführerisches für mich, daß ein so junges Herz sich vertrauensvoll an mich schmiege und ganz mein eigen sei, daß ich ein Recht habe, über ihm zu wachen und es zu schirmen. Ohne daß ich es ahnte, hatten wir euch in dem Gehölze verloren, da erfaßte ich den Augenblick, den das Geschick mir vielleicht nie so günstig wieder geboten hätte, und die glückselige Ruhe, der sichere Frieden, die jetzt mein Herz erfüllen, sagen mir, daß ich mein Glück gefunden habe."

„Du hast es gefunden," versicherte Kober. „Nun wirst Du Alles, was hinter Dir liegt, bald vergessen, Du mußt es vergessen, denn Du darfst das neue Leben, welches Dir jetzt erblüht, durch nichts trüben. Ich könnte Dich beneiden, weil Dein Herz in den stillen Hafen der Liebe eingelaufen ist!"

„Was hindert Dich, das Deinige auch dahin zu steuern?" warf Edwin ein.

„Ich bin ein schlechter Steuermann!" rief Kober lachend. „Mir fehlt ein Kompaß und noch macht es mir Freude, mein Lebensschiff lustig von den Wogen schaukeln zu lassen."

25.

Bertha und Armgart führten in dem kleinen Hause ein stilles und völlig abgeschiedenes Leben, und es war ihnen nicht unlieb, denn in das tolle Treiben in dem Herrenhause würden sie doch nicht gepaßt haben. Viktor sprach zuweilen bei ihnen vor, um nachzuforschen, ob sie an nichts Mangel litten, Grambkow kam noch seltener, denn Beide

schienen ihm völlig gleichgiltig geworden zu sein. Sibylle hatte die Schwelle des kleinen Hauses noch nicht betreten, sie trieb die Gehässigkeit sogar so weit, daß sie bei einer zufälligen Begegnung Bertha's und Armgarts Gruß nicht erwiederte, sondern sich mit stolzem höhnendem Lachen abwandte.

Echten hatte Bertha einmal besucht, um ihr seine Hilfe anzubieten.

Ja, ein tolles Leben herrschte auf dem Gute, ein fast wahnsinniger Taumel. Sibylle war die alleinige, eigensinnige, verschwenderische Gebieterin, deren Willen sich Alle fügen mußten. Ihre krankhaft erregte Phantasie schuf immer neue Unterhaltungen und Feste und als ob Viktors Vermögen unerschöpflich gewesen wäre, warf sie das Geld mit vollen Händen fort.

Hierin wurde sie von der alten Ursula, die seit Jahren zum ersten Male wieder ihre Zimmer verlassen hatte, und durch ihren Vater, der jetzt selten ohne Rausch war, auf das Kräftigste unterstützt. Viktor hatte ihrem Willen und Eigensinn gegenüber jede Macht verloren, der fortwährende Taumel und Rausch, in dem er sich befand, das Durchzechen der Nächte mit Grambkow und anderen lustigen Freunden schien seine Kraft völlig gelähmt zu haben.

Stieg dann und wann eine Besorgniß in ihm auf und mahnte er Sibylle, weniger verschwenderisch zu sein, so wurde sie heftig und wiederholte die Drohung, ihn zu verlassen; er wurde zuletzt völlig abgestumpft und glich einem Manne, der seinen Untergang voraussieht, demselben aber gleichgiltig entgegenblickt.

Der Graf Rocci war schon längere Zeit auf dem Gute und der treueste Begleiter Sibyllens bei allen Spazierfahrten und Vergnügungen, obschon er gegen Viktor stets sehr artig war, so geberdete er sich doch, als ob er der Herr des Gutes sei. Viktor wagte nicht, ihm entgegen zu treten, besaß er doch nicht einmal so viel Muth, ihn zu fragen, auf welche Weise der ihm übergebene Wechsel in die Hände seines Vaters gelangt sei.

Wieder wurden die großartigsten Vorbereitungen zu einem Gartenfeste, welches in dem Parke gefeiert werden sollte, getroffen. Zahlreiche Arbeiter und fast die ganze Dienerschaft waren beschäftigt, um die Vorkehrungen zur Erleuchtung des Parkes herzustellen, Sibylle hatte ein Feuerwerk aus der Hauptstadt kommen lassen, welches mehr denn 1000 Thaler kostete. Sie und Rocci leiteten die Arbeit, Grambkow trug Sorge, daß die Gäste am Abende in keinem Theile des Parkes Durst litten, an verschiedenen Stätten waren Laubhütten erbaut, in denen die Weinvorräthe geborgen und kühl gehalten wurden. Sämmtliche Gutsbesitzer aus der ganzen Umgegend waren eingeladen und die alte Ursula hatte mit Genugthuung wahrgenommen, daß fast alle Familien, welche die Einladung angenommen hatten, dem Adel angehörten.

Armgart sah aus dem Fenster des kleinen Hauses die großartigen Vorkehrungen zu dem Feste, zu dem ihre Mutter und sie nicht eingeladen waren. Sie war noch zu jung, als daß sich in ihr nicht der Wunsch hätte regen sollen, sich wenigstens einmal in den lustigen Kreis und die feenhafte Umgebung zu mischen.

Bertha trat zu ihr und legte die Hand um ihren Nacken; sie hatte errathen, welcher Wunsch ihre Tochter erfüllte.

„Kind, Du würdest Dich in dem Kreise nicht wohl fühlen," sprach sie. „Sibylle hätte vielleicht die Dreistigkeit, Dich aus dem Parke weisen zu lassen, Du kennst ja ihren Hochmuth. Ich bin glücklich, daß ich nicht dort zu sein brauche, wie ich gehört habe, will selbst Deine Großmutter heute Abend in den Park hinab kommen und sie — sie könnte ich nicht wiedersehen, denn ein schmerzhaftes Zittern erfaßt mich, wenn ich daran denke, wie unsagbar viel ich durch diese Frau gelitten habe, ohne daß ich ihr je ein Leid zugefügt."

„Sie liebt nur Sibylle," entgegnete Armgart.

„Nein, auch sie liebt sie nicht, sonst würde sie nicht schon den Kopf des Kindes mit so thörichten Ideen erfüllt haben," fuhr Bertha fort. „Der Grund, den sie in das Kind gelegt hat, der Hochmuth und die Verschwendung werden Sibyllens Unglück werden, denn sie wird durch ihr thörichtes, ja ich möchte sagen, wahnsinniges Treiben ihren Mann zu Grunde richten. Er kann nicht so reich sein, daß durch eine solche Verschwendung sein Vermögen nicht bald aufgezehrt werden sollte!"

Echten trat in das Zimmer und unterbrach sie durch seinen Besuch; er hatte Thekla's Tod so aufrichtig betrauert, daß Bertha mit ihm ausgesöhnt war. Er besuchte sie selten, weil er befürchtete, mit Grambkow zusammen zu treffen, mit dem er jeden Verkehr abgebrochen hatte.

In ruhiger Weise begrüßte er Bertha und Armgart.

„Wissen Sie, daß Ihr Mann gestern das Gut auf den

Namen seines Schwiegersohnes hat schreiben lassen und es ihm mit allen Rechten abgetreten hat?" fragte er.

Bertha schien durch diese Nachricht wenig überrascht zu werden, wußte sie doch längst, daß Grambkow kaum noch Ansprüche an dasselbe gehabt hatte, da es schon seit Jahren überschuldet war.

„Nein," entgegnete sie ruhig.

„Ihr Mann hat Ihnen nichts davon gesagt?" fuhr der Kapiän fort.

„Nichts; ich habe ihn auch seit länger als acht Tagen nicht gesehen, er hat keine Zeit mehr für uns."

„Haben Sie an das Gut irgend welche Ansprüche?"

„Nein."

Echten schwieg einen Augenblick.

„Ich bitte Sie, legen Sie meine Worte nicht falsch aus, mich leitet nur der Wunsch, Sie zu schützen und Ihre Zukunft sicher zu stellen," fuhr er fort. „Als Sie sich verheiratheten, besaßen Sie einiges Vermögen, ist dasselbe sicher angelegt?"

Ueber Bertha's Gesicht glitt ein schmerzlicher Zug, unwillkürlich blickte ihr Auge auf ihre Tochter, der sie diese Stütze durch ihre Unvorsichtigkeit entzogen hatte.

„Ich kannte meinen Mann damals noch zu wenig, auf seine Bitten vertraute ich es ihm an — er hat es in kurzer Zeit durchgebracht," gab sie zur Antwort.

„Es ist empörend!" rief Echten. „Und er hat nichts gethan, um Sie zu entschädigen und Ihre Zukunft sicher zu stellen?"

„Nichts."

„Haben Sie es nicht verlangt?“

„Ich habe es verlangt, nicht für mich, sondern für meine Kinder, er hat mir stets mit Hohn und Rohheiten darauf geantwortet. Sie kennen ihn und wissen, wie wenig bei ihm zu erreichen ist.“

„Ja, ich kenne ihn,“ versicherte Echten. „Ich habe deshalb jeden Verkehr mit ihm abgebrochen; Ihr Schwiegersohn hat mich wiederholt eingeladen, auch zu dem heutigen Feste, ich habe es abgelehnt, weil ich mir nicht den Vorwurf machen lassen will, daß auch ich dazu beigetragen habe, Ihren Schwiegersohn zu ruiniren, denn nach meiner Ueberzeugung wird er sich bald zu Grunde richten, wenn er sein jetziges Leben fortführt.“

„Er ist sehr reich,“ warf Bertha ein.

Echten zuckte halb zweifelnd und halb ausweichend mit der Achsel.

„Ich war gestern in der Stadt und kam mit einem Manne zusammen, der Heno's Verhältnisse kennt,“ sprach er. „Man hat das Vermögen seines Vaters überschätzt, dasselbe hat in dem Geschäfte des Alten eine sehr sichere Grundlage gehabt, allein der Sohn hat diese Grundlage selbst vernichtet und bei Seite geworfen. Er läßt das Geschäft, ohne sich darum zu bekümmern, durch einen jungen Mann verwalten, der bisher noch wenig Gelegenheit gehabt hat, um Erfahrungen zu sammeln, der Name Heno wird an der Börse seit kurzer Zeit sehr viel genannt, denn das Haus Ihres Schwiegersohnes spekulirt in großartiger Weise, steht das Glück ihm bei, so kann es sehr reich werden, ich

befürchte jedoch, das Vermögen Ihres Schwiegersohnes wird noch schneller schwinden."

„Hegen Sie diese Befürchtung allein?" fragte Bertha.

„Nein, denn ich selbst habe wohl kaum ein Urtheil darüber," gab der Kapitän zur Antwort. „Ich theile Ihnen nur mit, was ich von verschiedenen Seiten gehört habe; wäre ich mit Heno näher bekannt, so würde ich ihn warnen, vielleicht können Sie dies thun."

Bertha schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Ich sehe ihn selten und möchte durch nichts den Frieden stören, den ich in diesem kleinen Hause gefunden habe," bemerkte sie. „Ich glaube auch kaum, daß meine Warnung von irgend welchem Nutzen sein würde, denn er steht vollständig unter dem Einflusse seiner Frau."

„Und Ihres Mannes," fügte Echten hinzu. „Es wurde mir erzählt, daß Grambkow im Einverständnisse mit seiner Tochter ihn absichtlich zum Trinken verleite, um ihn nicht zur Besinnung kommen zu lassen und desto besser beherrschen zu können, und diese Bemühung soll ihm nur allzu sehr geglückt sein. Ihr Schwiegersohn soll sich mehr und mehr dem Trunke ergeben."

„Ich weiß es nicht," erwiederte Bertha ausweichend, obschon auch sie davon gehört hatte, daß Viktor mit Grambkow die Nächte durchzeche.

„Ist es wahr, so halte ich ihn für verloren, denn es tödtet nichts schneller die Kraft und den Muth des Mannes, als diese unglückliche Leidenschaft, die ihn Alles, selbst seine Ehre vergessen läßt," fuhr Echten fort. „Ich

kenne nichts Schlimmeres, als wenn sich zu einem schwachen Charakter Spiel und Trinken gesellen."

Bertha schwieg, sie dachte daran, wohin diese beiden Leidenschaften ihren Mann gebracht hatten; Echten errieth, was in ihr vorging und brach dies Gespräch ab.

„Ich möchte Ihnen nur noch die eine Bitte an's Herz legen, sich an mich zu wenden, wenn ich Ihnen dienen kann," sprach er. „Daß ich es gern thun werde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen."

Bertha versprach es.

Der Kapitän entfernte sich.

Während Armgart durch das Fenster die Vorkehrungen zu dem Feste beobachtete, saß Bertha still, in Gedanken versunken, da. Ohne daß es Echten's Absicht gewesen war, hatte er doch Besorgnisse für die Zukunft in ihr erregt. Ihr Mann hatte durch die Uebergabe des Gutes an Heno den letzten Rückhalt verloren, sie wußte zwar, daß Viktor sie unterstützen werde, allein konnte nicht eine Zeit kommen, in der er selbst der Unterstützung bedürftig war? Sie dachte nicht an sich, allein was sollte dann aus Armgart werden? Der Gedanke, daß sie Echten's Hilfe annehmen müsse, hatte immer noch etwas Peinigendes für sie, denn auch auf ihn fiel ein Theil der Schuld an Thekla's Tode. —

Der Abend brach herein und in dem Parke entwickelte sich ein buntes, feenhaftes Leben. Zwischen dem Grün der Bäume hindurch schimmerten Hunderte von farbigen Lichtern, selbst bis zu dem kleinen Hause drangen die Klänge der Musik und lustiges Lachen, und weshalb sollten die

zahlreichen Gäste nicht lustig sein, da nichts versäumt war, was zu ihrer Erheiterung dienen konnte.

Bertha begab sich zeitig zur Ruhe, um von dem Feste nichts mehr zu hören und zu sehen. Glich sie nicht einer Verstoßenen? Und wodurch hatte sie dies verdient? Daß sie einem Manne ihr Vertrauen und ihre Hand geschenkt hatte, der derselben nicht werth war, sie hatte freilich seinen Charakter nicht näher gekannt und es nicht für möglich gehalten, daß ein Mann so sehr Ehre und Gewissen vergessen könne, wie er.

Wie Bertha am folgenden Morgen erfuhr, war das Fest nicht in durchaus friedlicher Weise verlaufen, Viktor, der angerauscht gewesen war, war mit dem Grafen Rocci, der gegen seine Bestimmungen Befehle ertheilt hatte, in einen so heftigen Streit gerathen, daß der Graf noch in derselben Nacht das Gut verlassen hatte, obschon Sibylle entschieden auf seine Seite getreten war und Alles aufgeboten hatte, ihn zurückzuhalten. Sibylle hatte sich sofort auf ihre Zimmer zurückgezogen und die meisten Gäste waren früher aufgebrochen. Der Mißklang, mit dem das herrliche Fest beendet war, hatte Alle unangenehm berührt.

Sibylle hatte an dem Morgen mit ihrem Manne, der seinen Rausch noch nicht völlig ausgeschlafen, einen sehr heftigen Streit, in dem Grambkow auf ihrer Seite stand; dann wurden Koffer und Kisten gepackt, ohne daß ein einziger der Dienerschaft den Zweck des Packens kannte.

Zwei Tage später verließen Viktor, Sibylle, Grambkow und ein kleiner Theil der Dienerschaft das Gut, um sich nach dem Badeorte zu begeben, in dem Sibylle schon einmal

so lustige Tage verlebt hatte. Die übrigen Diener wurden entlassen, die so verschwenderisch eingerichteten Räume verschlossen, nach dem tollen Trubel herrschte mit einem Male die größte Stille in dem geräumigen Hause, in dem nur noch die alte Ursula mit einer Dienerin wohnte.

Von Bertha und Armgart hatte Niemand Abschied genommen, Grambkow hatte sich nicht einmal bei ihnen mehr sehen lassen, er schien sie völlig vergessen zu haben. Bertha zürnte ihm deshalb nicht, sie athmete wieder freier auf, denn nun konnte sie mit Armgart doch wieder in dem Parke spazieren gehen, den sie seit Wochen nicht betreten hatte. In das verlassene Haus zurückzukehren, hatte ihnen Niemand angeboten und sie sehnten sich auch nicht dorthin zurück, da sie in der ärmlichen Gärtnerwohnung wenigstens Frieden gefunden hatten.

Edwin theilte seiner Mutter seine Verlobung mit Frida mit und aus jeder Zeile seines Briefes sprach das seligste Glück. Als er die Nachricht erhielt, daß Viktor, Sibylle und sein Vater das Gut verlassen hatten, hielt es ihn nicht länger zurück, es trieb ihn, seiner Mutter und Armgart Die zu zeigen, durch die er all sein Lebensglück zu finden hoffte. Kober begleitete ihn und Frida.

In dem kleinen Hause herrschte eine geschäftige Unruhe, Bertha und Armgart waren bemüht, dasselbe so wohnlich als möglich herzurichten, denn wenn sie Edwin und Kober auch nicht aufnehmen konnten, so sollte wenigstens Frida bei ihnen wohnen. Bertha freute sich unendlich, die Braut des Sohnes, der stets in treuer und inniger Liebe an ihr gehangen hatte, kennen zu lernen, ihr Herz schlug unruhig.

Edwin hatte ihr geschrieben, daß seine Braut noch jung sei und daß er sich an jedem Tage durch den kindlich reinen Charakter Frida's mehr beglückt fühle, sie war darauf vorbereitet, ein noch junges Mädchen zu begrüßen und doch war sie überrascht, als Edwin anlangte, ihr Frida mit den Worten zuführte: „Mutter, hier — hier ist meine Braut," und sie in ein paar unschuldig leuchtende Kinderaugen blickte, die sie halb ängstlich und halb vertrauensvoll ansahen.

Liebevoll schloß sie Frida in ihre Arme und küßte sie, sie fühlte, daß man dies unschuldige Wesen lieben müsse und doch konnte sie sich des Eindruckes nicht erwehren, daß Frida eher die Tochter als die Verlobte ihres Sohnes sein könne.

Als sie am Abende mit ihm allein durch den Park hinschritt, da Frida ermüdet von der Reise bei Armgart geblieben war, sprach sie dies offen aus.

„Sieh, das macht mich so glücklich, daß ich die Liebe und das volle Vertrauen dieses Kinderherzens gewonnen habe," entgegnete Edwin. „Klar und offen liegt Frida's Herz vor mir, zu jeder Stunde kann ich einen Blick hineinwerfen und ich werde es hüten und bewahren. Es werden vielleicht noch Jahre hingehen, ehe ich im Stande bin, sie als mein Weib heimzuführen, ich kann mir aber kein größeres Glück denken, als die, welche man sich zur Lebensgefährtin ausersehen hat, geistig und seelisch immer mehr erblühen und reifen zu sehen. Frida vertraut mir vollständig, sie würde Alles thun, was ich von ihr verlange, und es gehörte eine teuflische Bosheit und Gewissenlosigkeit dazu, wenn ich dies Vertrauen täuschen wollte."

„Ich weiß, daß Du dies nie thun wirst," warf Bertha ein.

„Gewiß nicht, denn ich würde mich dadurch nur um mein späteres Glück selbst betrügen," fuhr Edwin fort. „Lerne Frida kennen und Du wirst sie so innig lieben, als wenn sie Deine Tochter wäre. Ich habe ihr viel von Dir und Armgart erzählt und schon jetzt malt sie sich das Glück aus, wenn ihr Beide einst bei uns wohnt, und auch mir wird bei dem Gedanken daran das Herz weiter und leichter, denn ich möchte Dir die Liebe vergelten, die Du mir stets bewiesen hast."

Bertha erfaßte die Hand des Sohnes; floß auch ihr Blut nicht in seinen Adern, so war er doch ihr Sohn durch das Band der Liebe. Unwillkürlich zuckte sie bei dem Gedanken an das Glück, welches er ihr verhieß, besorgt zusammen, denn Grambkow's Gestalt drängte sich dazwischen.

„Laß uns noch keine Pläne für die Zukunft machen," sprach sie, „das Glück, welches Du mir verheißest, ist so groß, daß ich es nicht zu hoffen wage, denn ich würde es schwer ertragen, wenn ich getäuscht würde. Wie viel kann noch dazwischen treten!"

„Nichts, was mein und Frida's Liebe zu euch ändern würde," bemerkte Edwin.

„Daran habe ich auch nicht gedacht, sind wir frei?"

„Ich verstehe Dich — Du denkst an den Vater," fuhr Edwin fort. „Sei unbesorgt, durch ihn werde ich nicht zum zweiten Male mein Glück vernichten lassen und habe ich mir einen eigenen Herd gegründet, so soll er euch nicht

hindern, daß ihr zu mir zieht, denn er hat kein Recht mehr auf euch. Was thut er für euch?"

„Bitte, laß' uns darüber schweigen," bat Bertha.

„Nein Mutter, es muß doch zur Sprache zwischen uns kommen und es ist mir lieb, daß Armgart nicht zugegen ist, denn sie darf es nicht hören. Hat er es nicht geduldet, daß ihr durch Sibylle aus dem Hause getrieben und gleichsam hieher verbannt seid? Hat er irgend Etwas gethan, um euch dies Unrecht weniger schwer empfinden zu lassen? Ich kenne ihn ja, er kennt keine andere Interessen mehr als seine Leidenschaft; wenn es möglich wäre, würde er euch Beide mit kaltem Blute verkaufen, nur um Geld zum Spielen und Weine zu bekommen. Es ist schlimm, daß der Sohn so vom Vater sprechen muß und doch kann ich nicht anders!"

Bertha antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

„Das Leid, welches er mir zugefügt hat, habe ich überwunden und werde es vielleicht auch vergessen, weil mir ein viel größeres Glück erblüht ist," fuhr Edwin fort; „es wird aber nie aus meiner Erinnerung schwinden, daß er Thekla in den Tod getrieben hat. Hat sein Gewissen ihm deshalb Vorwürfe gemacht, hat er durch irgend ein Zeichen verrathen, daß er Reue empfinde? Kurze Zeit später ist er auf Sibyllens Hochzeit einer der lustigsten Gäste gewesen. Wer gibt uns die Gewißheit, daß er mit Armgart nicht dasselbe versucht, denn er liebt sie nicht mehr, als er Thekla geliebt hat."

„Allmächtiger Gott, daran darf ich nicht denken," fiel Bertha ein. „Nein, dies darf nicht geschehen, ich werde sie

schützen und müßte ich mein eigenes Leben zum Opfer bringen!"

„Sei ruhig, Mutter, ich werde euch schützen," versicherte Edwin. „Bisher hat mich das Wort Vater zurückgehalten, es wird es nicht mehr thun, weil es keine Kraft mehr für mich besitzt. Hoffentlich werde ich bald befördert, denn meine Vorgesetzten wollen mir wohl und sind ehrenwerthe Männer; dann soll mich Niemand hindern, meine Mutter und Schwester zu mir zu nehmen, und ich will sehen, wer es wagt, mir dies Recht streitig zu machen. — Nun laß uns hierüber abbrechen, wir wollen zu Frida, Armgart und Kober zurückkehren, und sie dürfen nicht errathen, worüber wir gesprochen haben, laß uns die wenigen Tage, welche wir vereint sind, heiter hinbringen; an der Vergangenheit können wir nichts ändern, die Gegenwart soll aber uns gehören."

Bertha raffte ihrer Kinder wegen alle Kraft zusammen und drängte jeden bangen Blick in die Zukunft gewaltsam zurück.

Heiter und in stillem Glücke flossen die folgenden Tage hin; Bertha hatte Frida so lieb gewonnen, daß sie Edwin bat: „Laß sie noch einige Zeit bei mir."

Aengstlich fragend hielt Frida, die diese Worte gehört, den Blick auf den Geliebten geheftet.

„Sie ist jetzt ja auch mein Kind," fuhr Bertha fort, „ich werde sie hüten und pflegen, die frische Luft hier wird ihr wohlthun, Armgart wird ihr eine liebe Schwester sein und täglich wollen wir Spaziergänge machen, schon nach wenigen Wochen sollen ihre Wangen sich röthen."

Ein unsagbar glückliches Gefühl erfüllte Edwin, als er sah, wie der Ausdruck in Frida's Gesicht immer ängstlicher wurde, wie der eines Kindes, das von seiner Mutter getrennt werden soll.

„Nein, nein, Kind, ich verlasse Dich nicht!" rief er, zu ihr tretend und sie umfassend. „Meine Mutter meint es gut, allein sie hat nicht erwogen, daß auch ich nicht ohne Dich leben kann. Wir kehren zusammen zurück, es kann ja auch Deine Mutter Dich so lange nicht entbehren; nun lache wieder, mich vermag nichts von Dir zu trennen!"

Diese Worte riefen den vollen Sonnenschein auf Frida's Gesicht zurück. —

Edwin, Frida und Kober kehrten nach der Stadt zurück. Schon während der Heimreise war es Edwin aufgefallen, daß der Freund stiller gewesen war als gewöhnlich, er hatte dies jedoch für die Folge einer zufälligen Verstimmung gehalten; als er ihn aber in den nächsten Tagen nicht aufsuchte, ging er selbst zu ihm. Er traf ihn in seinem Zimmer in Gedanken dasitzend an.

Ueberrascht sprang Kober auf, ein verlegenes Gefühl schien ihn zu beschleichen, als der Freund unerwartet vor ihm stand.

„Bin ich Dir nicht willkommen?" fragte Edwin lächelnd.

„Doch — doch — natürlich!" entgegnete Kober hastig, fügte dann aber, über seine eigenen Worte lachend, hinzu: „Haha! Ist es nicht eine Thorheit, daß ich Dir auf eine solche Frage noch eine Antwort gebe! Ein Freund ist immer willkommen, ich habe mich ohnehin nach Dir gesehnt."

„Und doch hast Du mich nicht aufgesucht."

„Es ging nicht, denn ich habe mich in diesen Tagen sehr viel mit mir selbst beschäftigt und einen Bauplan für meine Zukunft entworfen; die Zeichnung ist ziemlich fertig und verspricht ein prächtiges und sehr solides Gebäude zu werden.“

„Darf ich die Zeichnung nicht sehen?“ warf Edwin lächelnd ein.

„Sie ist noch nicht fertig und natürlich nur in meinem Kopfe entworfen.“

„Dann laß mich in Deinen Kopf sehen.“

„Nein, nein, Freund, denn ein Jurist wird nie den Kopf eines Baumeisters begreifen; ich will Dir indessen erzählen, wie ich auf den thörichten Gedanken gekommen bin, den Plan zu einem Bauwerke zu entwerfen, welches vielleicht nie mehr als ein Luftschloß sein wird. Das kam so. Ich sagte mir, die Zeit, in der Du Frida als Dein Weib heimführen wirst, liegt vielleicht nicht so fern, als Du glaubst, dann nimmt Dich natürlich Deine junge Frau gänzlich in Anspruch, ein Freund ist für Dich vollständig überflüssig und ich befürchte, Du wirst für mich zu langweilig als Ehemann.“

„Du scheinst Dir kein allzu verlockendes Bild von mir entworfen zu haben,“ warf Edwin lachend ein.

„Bitte, unterbrich mich in meiner Rede nicht; ein junger Ehemann ist immer langweilig, entweder er widmet sich seiner Frau und langweilt seine Freunde, oder er hält sich zu diesen und dann langweilt sich seine Frau. Um dem nun ein entsprechendes Gegengewicht entgegenzusetzen, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß es sehr vernünftig sei,

wenn ich mich auch verheirathe, zumal ich mich in dem Alter befinde, in dem man dies ohne allzu große Reue wagen kann. Ich habe nun mich in Gedanken mit Allem, was dazu erforderlich, vertraut gemacht und mir einen Plan gemacht, wie groß meine Wohnung sein müsse, wie ich meine Zeit eintheile, wie viel von meinem Erwerbe ich dem Vergnügen opfern dürfe, und wie viel ich von meinen jetzigen Vergnügungen einbüßen werde."

„Und Dein Herz hat bereits gewählt?" unterbrach ihn Edwin.

„Ich bin wenigstens zu der Ueberzeugung gelangt, daß zu meiner Verheirathung eine Frau durchaus nothwendig sei, und da hat auch sofort eine Stimme in meinem Herzen sich erhoben, um meinen Entschluß zu unterstützen."

„Und wen — wen hat Dein Herz Dir genannt?"

„Ist es nicht eine Thorheit, wenn ich Dir dies sagen wollte!"

„Als Freund habe ich ein Recht auf Dein Vertrauen."

„Du würdest vielleicht vergessen, daß mein Herz allein nicht zu entscheiden hat, denn ich beanspruche auch, daß meine Frau mich lieben soll. Sieh, mein Herz nennt mir den Namen Armgart und ich habe mir bereits ausgemalt, wie hübsch es wäre, wenn Du mein Schwager würdest . . .!"

„Kober, Kober, dies ist Dein Ernst?" rief Edwin fast aufjubelnd.

„Mein Herz ist für Deine Schwester, mein Kopf ist es auch, aber — aber wird auch sie damit einverstanden sein? Diese Frage hat mich am meisten beschäftigt."

„Wilhelm, darüber werde ich Dir Gewißheit verschaffen,

Armgart muß Dich lieben, denn ich hege für sie keinen lieberen Wunsch, als daß sie die Deinige wird."

„Halt!" unterbrach ihn Kober aufspringend. „Ich hasse nichts mehr als Vermittler zwischen Herzen; Deine Schwester kennt mich noch zu wenig — ich will auch nicht, daß sie überredet wird, sondern aus freiem Antriebe muß sich ihr Herz mir zuwenden, und ob dies geschieht, darüber werde ich mir selbst Gewißheit verschaffen. Mein Beruf führt mich in nächster Zeit wieder in die dortige Gegend, dann werde ich Deine Mutter besuchen. Nun gib mir Deine Hand und versprich mir, daß Du von dem, was ich Dir anvertraut habe, Niemand etwas verrathen wirst."

„Ich verspreche es," versicherte Edwin.

„Niemand, selbst Deiner Braut nicht," fuhr Kober fort. „Du wirst auch gegen Deine Mutter nicht die leiseste Andeutung machen, ich verlange dies von Deiner Freundschaft. Gelingt es mir, Armgarts Liebe zu erwerben, so will ich die Genugthuung haben, sie allein gewonnen zu haben, selbst der leiseste Einfluß würde im Stande sein, Zweifel in mir zu erwecken."

„Ich will Dir diese Genugthuung nicht rauben," entgegnete Edwin. „Eine Versicherung kann ich Dir geben und Du weißt, daß ich einen Freund nicht täuschen kann, Du wirst in Armgart ein gutes und treues Herz Dir erwerben, es fließt das Blut ihrer Mutter in ihren Adern, und diese ist eine edle Frau, die ich liebe und hochachte wie keine zweite. Sie wird glücklich sein, wenn Armgart die Deinige wird, und mein Vater — Du kennst ihn . . .!"

„Er wird vielleicht seine Einwilligung versagen, dann

werde ich warten, bis Armgart mündig ist und keiner Einwilligung mehr bedarf. Ist mir das Glück beschieden, daß Deine Schwester die Meinige wird, so werde ich mich auch mit Deinem Vater so stellen, daß er unser Glück nicht vernichten kann; ich werde ihm gern jährlich eine bestimmte Summe aussetzen, allein mein Haus darf er nie betreten. Es klingt dies hart, wer indessen ein Glück sich erworben hat, muß Alles aufbieten, um es zu wahren; darin wirst Du mir beistimmen."

„Ich stimme Dir bei," sprach Edwin.

„Es darf Dich nicht wundern, daß ich auch hierüber schon nachgedacht und einen Entschluß gefaßt habe, sieh, ich habe mich einfach gefragt und geprüft, ob meine Liebe zu Armgart stark und innig genug sei, um einen möglicherweise erbitterten Kampf mit Deinem Vater aufzunehmen. Ich werde ihn aufnehmen, ohne Leidenschaft, aber fest; es ist ein Glück, daß ich Deinen Vater kenne, denn nun kann ich mich schützen. Ohne Bangen, mit glücklicher Hoffnung sehe ich der Zukunft entgegen, nun reich mir Deine Hand; wird Armgart die Meinige, dann — dann bestreite ich, daß Du glücklicher bist wie ich!"

26.

Kober hatte die Wahrheit gesprochen, als er Edwin mitgetheilt, daß ihn in nächster Zeit eine geschäftliche Angelegenheit wieder in Armgarts Nähe führe. Bis dahin hatte er sich stets durch einen Freund vertreten lassen, jetzt erschien ihm die Angelegenheit mit einem Male so wichtig, daß er in kurzer Zeit mehrere Male die Reise unternahm, obschon seine Arbeiten in B. dies kaum gestatteten.

Als er zum dritten Male von der Reise zurückgekehrt war, stürmte er mit den Worten: „Sie ist mein, sie hat mir gestanden, daß sie mich liebt,“ auf Edwins Zimmer und schloß den Freund jubelnd in die Arme.

„Ich wußte es,“ erwiederte Edwin lächelnd.

„Woher? Deine Mutter hat mir die Versicherung gegeben, daß Du nichts verrathen habest!“ rief Kober.

„Ich habe mein Dir gegebenes Wort gehalten,“ fuhr Edwin fort, „Du selbst hast Dich jedoch sehr bald verrathen. Meine Mutter theilte mir mit, daß Du Armgart verschiedene und unzweideutige Beweise Deiner Liebe gegeben habest, daß Armgarts Herz Dir nicht abgeneigt sei und sie selbst sich glücklich fühlen werde, wenn Armgart die Deinige werde.“

„Weshalb hast Du mir dies nicht gesagt?“ warf Kober ein.

„Ich wußte ja, daß Eure Herzen sich finden würden.“

„Du würdest mir aber viel Angst erspart haben.“

„Bist Du wirklich so ängstlich gewesen?“ fragte Edwin.

„Ja. Ich hatte den festen Entschluß gefaßt, Armgart meine Liebe zu gestehen und jedes Wort, das ich ihr sagen wollte, mir sorgfältig eingeprägt, und als ich nun bei ihr war, als ein glücklicher Zufall es fügte, daß wir allein waren, da bekam ich eine unsagbare Angst und ich wußte kein Wort von dem, was ich mir eingeprägt hatte, mehr. Armgart war immer freundlich gegen mich gewesen, das gab mir Muth, da rief mir wieder eine teuflische Stimme zu: das Herz eines Mädchens soll unberechenbar sein. Ich befürchtete, mich verrechnet zu haben und wäre nicht im Stande gewesen, eine Zurückweisung Armgarts zu ertragen.

Ich sagte mir, daß ich die so günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen dürfe und wie ein Verzweifelnder stürmte ich auf das Ziel zu."

„Was hast Du Armgart gesagt?"

„Ich weiß es nicht, aber ich bin überzeugt, daß ich ihr sehr große Thorheiten gesagt habe, doch bin ich glücklich, denn sie ist mein und nichts — nichts vermag unsere Herzen wieder zu trennen. Mit Thränen im Auge hat Deine Mutter uns ihren Segen gegeben, Deiner Zustimmung war ich ja gewiß, ich verlange deshalb vom Geschicke nichts weiter, als daß es mir dies Glück erhält."

„Es wird es Dir erhalten," sprach Edwin. „Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin, seitdem ich Armgarts Zukunft so sicher begründet weiß; die ganze Tiefe ihres Herzens wirst Du erst gewahr werden, wenn Du sie näher kennen lernst, sie muß einen Mann beglücken, wenn er sie versteht."

„Ich verstehe sie!" rief Kober. „Ich kenne ihr Herz aus ihren Augen und diese Augen können nicht täuschen. Eins muß ich mit Dir besprechen, worüber ich noch keinen Entschluß gefaßt habe: soll ich Deinem Vater schreiben und ihm meine Verlobung mittheilen? Ich möchte Alles thun, um mit ihm im Frieden zu leben."

Edwin schwieg nachsinnend.

„Hat er meiner Mutter, seitdem er das Gut verlassen, geschrieben?" fragte er.

„Nein, sie weiß kaum, wo er ist."

„Dann schreibe ihm nicht; in der Umgebung, in welcher er jetzt lebt, wird er ohnehin keine Zeit finden, an seine

Tochter zu denken. Störe Dein junges Glück durch nichts, wer weiß, wie mein Vater die Nachricht aufnehmen würde, gönne deshalb Armgart die durch nichts getrübte Freude."

„Du hast Recht," entgegnete Kober. „Deine Mutter theilt Deine Ansicht, und ehrlicher als ihr Beide kann es Niemand mit mir meinen." —

Bertha war glücklich über Armgarts Verlobung, denn sie hatte Kober aus Edwins Briefen längst kennen gelernt und lieb gewonnen, ehe sie ihn gesehen. Nun brauchte sie um die Zukunft ihres Kindes nicht mehr besorgt zu sein, denn Kober's entschiedener Charakter gab ihr die Gewißheit, daß er sie jederzeit schützen und beschirmen werde.

Und Armgart war nicht minder glücklich, weil sie ihren Verlobten innig liebte. Die Zukunft verhieß ihr ein ganz neues Leben, das Glück derselben erschien ihr oft so groß, daß sie es nicht ertragen zu können glaubte und die Furcht sie beschlich, es könne ein neidisches Geschick dasselbe noch vereiteln. Bertha hatte dann Mühe, sie zu beruhigen.

„Kind, Du hast das Glück bis jetzt zu wenig kennen gelernt, deshalb wagst Du nicht, an seine Dauer zu glauben," sprach sie. „Gib Dich ganz unbefangen und unbesorgt der Freude Deines Herzens hin, genieße den Augenblick, so lange er Dein ist, denn wir Menschen könnten nie ein Glück ungetrübt durchkosten, wenn wir stets mit Besorgniß in die Zukunft blicken wollten. Was uns beschieden ist, weiß Niemand; allein der Glaube an die Gerechtigkeit des Geschickes gibt mir die feste Zuversicht, daß Dir nach einer so trüben und freudenleeren Jugend ein glückliches Leben bestimmt ist."

Trotz dieser beruhigenden Worte schlich sich aber auch in Bertha's Gemüth ein Gefühl der Besorgniß, wenn sie an ihren Mann dachte. Noch hatte er nichts wieder von sich hören lassen, wie frei und leicht würde sie aufgeathmet haben, wenn sie die Gewißheit gehabt hätte, daß er nie zurückkehren werde. Da wurde sie eines Tages durch einen Brief Edwins erschreckt, in dem er ihr mittheilte, daß das Haus Heno gestürzt sei. Der junge Mann, den Viktor mit der selbstständigen Leitung des Geschäftes betraut hatte, hatte sich in wahnsinnige Spekulationen eingelassen, deren Mißlingen das ganze Vermögen, an dessen Erwerbung Heno sein ganzes Leben hindurch gearbeitet, verschlungen. Als der Leichtsinnige eingesehen, daß eine Rettung unmöglich sei, hatte er den letzten Rest des Kredites, den man dem alten und früher so angesehenen Hause noch schenkte, benutzt, um sich eine nicht unerhebliche Summe zu verschaffen, mit der er entflohen war.

Der Bankerott des Geschäftes war nicht einen Tag länger aufzuhalten gewesen. Viktor war ruinirt und der ganze Groll der Gläubiger, welche nur die Aussicht auf wenige Prozente hatten, richtete sich gegen ihn, weil es kein Geheimniß geblieben war, wie wenig er sich um das Geschäft bekümmert und ein wie verschwenderisches Leben er geführt hatte. Man erzählte sich an der Börse von der Höhe der Anweisungen, die er auf sein Haus aufgegeben hatte und von den ungeduldigen und unwilligen Briefen, in denen er stets Geld verlangte, ohne je zu fragen, ob der Stand des Geschäftes solche Verschwendung gestatte.

Bertha verhehlte sich keinen Augenblick lang die Gefahr,

welche diese Wendung, die Niemand so schnell erwartet hatte, für sie bringen konnte. Sie mußte mit Recht befürchten, daß Grambkow nun nicht länger bei Viktor bleiben könne und zurückkehren werde.

Sie verschwieg Armgart den Inhalt des Briefes, lange konnte sie das Geschehene freilich nicht geheim halten, denn schon wenige Tage später erschien ein Gerichtsbeamter, um sämmtliche in dem Herrenhause befindlichen Gegenstände aufzuzeichnen und die so glänzend ausgestatteten Räume zu verschließen.

Mit trotzigem Stolze wehrte ihm die alte Ursula das Betreten ihrer Zimmer, sie begriff nicht, daß sie kein Recht mehr in dem Hause hatte, und nur dem Mitleide des Beamten hatte sie es zu verdanken, daß sie vor der Hand in dem Besitze der Zimmer gelassen wurde.

Bertha wurde in dem kleinen Hause nicht gestört, dasselbe hatte ja auch kaum einen Werth, da sich Niemand gefunden haben würde, der es bezogen hätte.

Noch an demselben Tage kam Echten, um Bertha seine Hilfe anzubieten; er traf sie allein, da Armgart im nahen Walde spazieren ging.

Bertha lehnte seine Hilfe dankend ab.

„Wissen Sie bereits Alles?“ fragte der Kapitän.

„Ja, mein Sohn hat mir geschrieben, daß Viktor durch eigene Schuld und die Treulosigkeit seines Geschäftsführers sein ganzes Vermögen verloren hat, er ist bankerott,“ entgegnete Bertha. „Er ist nicht ohne Schuld und doch fühle ich Mitleid mit ihm, denn er ist gutmüthig. Sibylle hat

seine Schwäche benutzt und ihn in's Verderben gestürzt, und — und — — —!"

Sie beendete ihre Worte nicht.

„Und Ihr Mann," fügte Echten ergänzend hinzu. „Sie wissen, in welcher Weise sie ihrem Manne gelohnt hat, daß er jeden ihrer Wünsche erfüllt?"

Bertha blickte ihn fragend an.

„Einem Freunde, der sich zufällig in demselben Bade befindet und der mir über Heno's wahnsinnige Verschwendung schon mehrere Male geschrieben, verdanke ich die sichere Nachricht," fuhr Echten fort. „Heno hat die Nachricht von der Treulosigkeit und Flucht seines Geschäftsführers und von dem Bankerotte seines Hauses inmitten einer glänzenden Gesellschaft, die seine Frau gegeben, erreicht, er scheint nie daran gedacht zu haben, daß es so kommen könne, ja kommen müsse, denn ohnmächtig ist er auf sein Zimmer getragen worden. Seine Frau hat nur geringschätzend, verächtlich mit der Schulter gezuckt."

„Sie ist wahnsinnig," warf Bertha ein.

„Nein, sie ist herzlos und schlecht!" rief der Kapitän. „Noch in derselben Nacht hat sie alle ihre Werthsachen zusammen gerafft und ist mit dem Grafen Rocci entflohen!"

„O, die Verächtliche!" rief Bertha.

„Ja, sie ist verächtlich!" fuhr Echten fort. „Nachdem sie ihren Mann in's Elend gestürzt, hat sie ihn verlassen, um sich einem Andern in die Arme zu werfen. Alle, die sie gekannt haben, sind empört darüber. Dieser Schlag soll dem unglücklichen Mann alle Kraft geraubt haben, von

Allen, die sich seine Freunde genannt und seine Frau umschwärmt, die seine Gesellschaften besucht und mit ihm gezecht haben, ist er plötzlich verlassen gewesen, ja er soll kaum so viel Mittel gehabt haben, um nach B. zurückzukehren."

„Und mein Mann?" fragte Bertha unwillkürlich.

Der Kapitän zögerte mit der Antwort.

„Und mein Mann?" wiederholte Bertha noch einmal.

„O, die Ratten verlassen das sinkende Schiff," entgegnete Echten. „Er hat seine treulose Tochter begleiten wollen, ihr Entführer hat ihn jedoch schroff zurückgewiesen."

„Wo ist er?" fragte Bertha.

„Ich weiß es nicht," gab Echten zur Antwort. „Für Sie wünsche ich, daß er nie zurückkehrt, er hat ohnehin hier kein Recht mehr. Freunde besitzt er hier nicht und ich werde ihm keine Unterstützung angedeihen lassen."

Bertha schwieg; die Befürchtung, daß Grambkow zurückkehren werde, drängte sich ihr mit Gewalt auf. War es nicht besser, wenn sie mit Armgart floh und sich unter Edwins und Kober's Schutz stellte? Für einen Augenblick beruhigte sie dieser Gedanke, dann sagte sie sich, daß er ihnen folgen werde.

Echten errieth, was in ihr vorging.

„Ich werde Sie schützen, wenn er zurückkehrt," sprach er.

„Können Sie dem Mann wehren, daß er seine Frau und Tochter aufsucht?" warf Bertha ein.

„Ich werde es thun," versicherte der Kapitän. „Ich werde ihn zu bewegen suchen, daß er nach Amerika geht und will ihm gern die Mittel dazu geben; hier ist seine

Existenz ja doch eine unhaltbare, denn er hat den letzten Rest der Achtung und Ehre verloren. Keiner seiner früheren Bekannten wird ihm sein Haus wieder öffnen, er kann hier nicht ohne Unterstützung leben und sie wird er nicht finden, in Amerika zwingt ihn vielleicht die eiserne Nothwendigkeit, sich zusammen zu raffen."

„Er geht nicht dorthin, weil er zu einem solchen Entschlusse nicht den Muth besitzt," bemerkte Bertha. „Geben Sie ihm das Geld zur Ueberfahrt, so wird er es vertrinken und verspielen, ich kenne ihn zu genau. Lassen Sie uns das Kommende abwarten, vielleicht hält ihn der Gedanke zurück, daß in dem engen Raume dieses kleinen Hauses kein Platz für ihn ist und daß ihn Niemand aufnehmen wird. Täusche ich mich, so muß ich auch dies zu ertragen suchen, habe ich doch wenigstens den Trost, daß Armgarts Zukunft sicher gestellt ist."

Echten wagte nicht, ihr diese schwache Hoffnung zu nehmen.

Bertha's Besorgniß traf nur zu bald ein. Schon nach wenigen Tagen erfuhr sie, daß Grambkow zurückgekehrt sei und sich in der Waldschenke niedergelassen habe; sie verschwieg es Armgart, um ihr Glück nicht zu trüben. Es kostete sie einen schweren Kampf, ihre innere Unruhe zu verbergen, jeden Augenblick konnte ihr Mann kommen und sie wußte nicht, wie sie ihm entgegentreten sollte.

Tage vergingen, ehe Grambkow sich sehen ließ. Sollte er sie ganz vergessen haben?

Da sah sie ihn gegen Abend, als Armgart glücklicher Weise spazieren ging, mit wankenden Schritten, sichtbar be-

rauscht durch den Park auf das kleine Haus zukommen. Sie erschrak, als sie sein Gesicht erblickte, es war vom Trinken aufgedunsen und erschien doch halb zerfallen, die stark hervortretenden Augen sahen starr vor sich hin.

Der Gedanke, die Hausthüre zu verschließen, um ihm den Eintritt zu wehren, stieg in ihr auf, ebenso schnell verwarf sie ihn wieder. Was half es ihr, wenn es ihr wirklich gelang, ihm auszuweichen, kam er dann nicht am anderen Tage um so sicherer wieder und dann war vielleicht auch Armgart daheim. Alles Blut drang in ihre Brust, der Athem fehlte ihr, gewaltsam raffte sie ihre Kräfte zusammen und blieb regungslos stehen.

Grambkow trat ein, ohne ein Wort des Grußes zu sagen, sein Blick glitt beobachtend, suchend durch das Zimmer hin.

„Wo ist Armgart?“ fragte er dann.

„Sie ist spazieren gegangen,“ erwiederte Bertha ruhig, obschon es ihr Mühe machte, die Worte hervorzubringen.

„Um so besser,“ fuhr Grambkow fort, „ich habe mit Dir zu reden und es ist nicht nöthig, daß sie zugegen ist. Ich bin zurückgekehrt, um hier zu bleiben, da in diesem Hause wenig Platz ist und ich euch nicht beschränken wollte, so bin ich in der Waldschenke eingekehrt, ich vermuthe, es wird dies Dir lieb sein.“

Bertha schwieg.

„Oder ist es Dir lieber, wenn ich zu euch ziehe?“ fragte der Major mit höhnendem Tone.

„Du hast selbst gesagt, daß hier kein Platz ist,“ gab Bertha zu Antwort.

„Der Wirth der Waldschenke hat mich mit Freuden aufgenommen, er verlangt natürlich Bezahlung und ich bin augenblicklich ohne alle Mittel; das Unglück ist über Viktor so unerwartet und schnell hereingebrochen, daß ich nicht im Stande war, mich vorzubereiten, es hat mich in die größte Verlegenheit gebracht.“

Bertha antwortete nicht.

„Du scheinst mich nicht verstehen zu wollen,“ fuhr Grambkow fort, indem er den Blick fest auf seine Frau heftete. „Nun, ich werde deutlicher sprechen, ich verlange Geld.“

„Von mir?“ fragte Bertha, indem sie sich emporrichtete. „Hast Du von dem, was ich einst besessen habe, mir etwas übrig gelassen? Oder hast Du für Deine Kinder und Frau in der Weise gesorgt, daß sie mit Dir theilen könnten? Hast Du seit Monaten, ja länger Dich im Geringsten um uns bekümmert? Wenn wir nur auf Dich angewiesen gewesen wären, so würden wir verhungert sein, und nun wagst Du noch Geld von mir zu verlangen!“

„Ja, ich verlange es!“ rief Grambkow, auf den die Worte seiner Frau nicht den geringsten Eindruck gemacht hatten, denn die Zeit, in der noch eine Regung des Ehrgefühls in seiner Brust möglich war, war längst vorüber. „Ich verlange es!“ wiederholte er mit Nachdruck, fast drohend.

„Ich habe kein Geld,“ entgegnete Bertha.

„Haha! Ich bin zum Glücke besser unterrichtet, erst vor wenigen Tagen hat Edwin Dir Geld geschickt.“

„Nicht für Dich.“

„Natürlich, er hat es ja stets mit Dir gehalten, da wird er für seinen Vater nichts thun," fuhr Grambkow fort. „Ihr habt ja außerdem noch eine andere Quelle, oder glaubst Du, ich wisse nicht, daß Armgart sich mit einem Baumeister verlobt hat, mit einem Manne, der erst mit Edwin hier war und euch dann wiederholt besucht hat! Keiner von euch hat es der Mühe für werth gehalten, mich davon in Kenntniß zu setzen und um meine Einwilligung zu bitten, haha, ihr glaubt vielleicht dieselbe nicht nöthig zu haben, wir werden sehen, wer im Rechte ist, noch ist Armgart nicht mündig, noch hat sie dem Willen ihres Vaters zu gehorchen!"

Wie vom Blitz getroffen zuckte Bertha zusammen, sie sah über dem Haupte ihres Kindes eine finstere, drohende Wolke aufsteigen, welche alles Glück desselben vernichten konnte. Welcher unglückselige Mund hatte Grambkow Armgarts Verlobung verrathen? Ihrer Brust fehlte der Athem, eine unsagbare Angst erfüllte sie, aber gerade diese Angst und die Größe der Gefahr gaben ihr den Muth, für ihr Theuerstes mit ganzer Kraft einzutreten, für sich selbst kannte sie keine Furcht.

„Willst Du vielleicht auch Armgarts Glück vernichten?" rief sie und ihre Augen leuchteten. „Willst Du auch sie zur Verzweiflung und in den Tod treiben wie Thekla? Wage es und Du sollst sehen, wozu eine Mutter fähig ist, wohin die Verzweiflung sie zu treiben vermag!"

„Haha! Du weißt, wie wenig ich Deine Drohungen fürchte!" entgegnete Grambkow mit höhnendem Lachen.

„Dann fürchte die Strafe Desjenigen, der Dich einst

zur Rechenschaft ziehen wird für das vernichtete Glück Deiner Familie, für den Mord Deiner Tochter," fuhr Bertha in erregter Stimmung fort. „Thekla's bleiche Gestalt wird vor Dich hintreten und Dich anklagen! Und wenn Du Dich selbst vor dem ewigen Richter nicht fürchtest, dann gibt es noch irdische Richter, welche die Macht und Pflicht haben, uns vor Dir zu schützen. Ihre Hilfe werde ich anrufen und ich will Dich schildern wie Du bist, Alles, Alles will ich enthüllen, und sie werden zurückschaudern vor der Ehrlosigkeit und Schlechtigkeit Deines Charakters!"

Das Blut war doch ein wenig aus dem aufgedunsenen Gesichte des Majors gewichen.

Langsam erhob er sich und trat dicht, dicht vor Bertha hin, die furchtlos stehen blieb.

„Das willst Du thun?" fragte er höhnend. „Du vergißt nur, daß ich euch vorher vernichten werde! Ich habe nichts mehr zu verlieren, das Leben ist mir zum Ueberdruß geworden, da ist es mir gleichgiltig, wie ich es verliere, aber ihr — ihr sollt vor mir sterben! Haha! Ihr träumt schon von einer Hochzeit — wartet das Ende ab, noch lebe ich und will euch zeigen, daß ich noch Macht besitze."

Bertha zitterte.

„Du würdest längst zum offenen Verbrecher geworden sein, wenn Du den Muth dazu besäßest," entgegnete sie, „Deine Macht hat ihr Ende erreicht!"

„Nun, dann werde ich Dir das Gegentheil beweisen!" rief Grambkow, indem er sich wieder niedersetzte. „Gib mir Geld oder ich bleibe hier und will sehen, wer es wagt, den Mann von seiner Frau zu trennen!"

Wie Hilfe suchend warf Bertha einen Blick durch das Fenster und sah Armgart langsam durch den Park daher kommen. Schnell eilte sie an ihren Schreibtisch und nahm ein verschlossenes Päckchen.

„Hier — hier hast Du Geld!“ sprach sie hastig. „Es ist Alles — Alles, was ich habe, nun geh — geh!“

Grambkow nahm das Dargereichte und erhob sich, er hatte seine Absicht erreicht.

„Wir werden uns bald wiedersehen,“ sprach er und verließ das Zimmer und Haus.

Bertha stürzte an das Fenster, Grambkow schlug einen Seitenweg ein, auf dem Armgart ihn nicht sehen konnte, ruhig, heiter und arglos nahte sie sich; Bertha hatte erreicht, was sie wünschte, Armgart hatte den Mann, den sie Vater nennen mußte, nicht gesehen — länger reichten ihre Kräfte nicht aus, halb ohnmächtig sank sie auf einen Stuhl.

Als Armgart in das Zimmer trat, eilte sie erschreckt auf ihre Mutter zu, umschlang sie mit beiden Armen, rief angstvoll ihren Namen und suchte sie mit Küssen in das volle Bewußtsein zurückzurufen. Langsam richtete Bertha sich endlich empor und strich mit der Rechten über die Stirne hin.

„Was fehlt Dir?“ fragte Armgart besorgt.

„Nichts — nichts, Kind! Ein Schwindel erfaßte mich plötzlich, es ist schon vorüber,“ entgegnete Bertha.

Sie wollte sich erheben, sank aber kraftlos zurück.

„Du siehst bleich aus,“ fuhr Armgart erschreckt fort, „Deine Hände zittern — o Gott, wenn Du erkranktest!“

„Sei ohne Sorge," suchte Bertha die Aengstliche zu beruhigen. „Es geht vorüber, laß mich nur kurze Zeit in Ruhe, ganz allein."

Armgart küßte die Hände der Mutter und verließ das Zimmer.

Bertha war allein, sie preßte die Hände vor das Gesicht und raffte alle Kräfte zusammen. Sie hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz und Verzweiflung und mußte beide still in sich bergen. Noch hatte Armgart keine Ahnung von der Gefahr, die ihrem Glücke drohte — gab es denn kein Mittel, um dieselbe abzuwenden? Grambkow war fortgegangen, nun sein Verlangen erfüllt war, sie wußte indessen nur zu genau, daß er wieder kommen werde, sobald er das Geld verthan hatte.

Sie dachte daran, bei Echten Hilfe zu suchen, was konnte er thun, um sie zu schützen? Mußte sie nicht erwarten, daß der Zorn ihres Mannes um so mehr dadurch angefacht werde! Sie wollte Edwin schreiben, daß er sofort komme und Armgart hole, um sie wenigstens zu retten, sie wagte es nicht, denn leider hatte der Mann, der ein Fluch für seine Familie war, noch immer ein Recht auf seine Tochter und konnte sie zwingen. Das Gericht hätte ihr seine Hilfe nicht versagen können, da Grambkow ihr und Armgarts Leben bedroht, sie schreckte jedoch vor dem Gedanken zurück, solche Schmach auf den Namen zu häufen, den ihre Kinder trugen.

Alles Nachdenken brachte ihr keinen Weg der Rettung, dumpf und schwer lag es auf ihrem Kopfe, ihre Brust wurde von Schmerz und Verzweiflung zerwühlt, sie war

zuletzt nicht mehr im Stande, einen Gedanken zu fassen, vor sich sah sie nur Armgarts bleiches Bild, das den Blick klagend auf sie geheftet hielt, weil sie nicht im Stande gewesen war, ihr Glück zu retten.

Der Abend brach herein, ein stiller, ruhiger Abend. In den Bäumen des Parkes rührte kein Lufthauch die Blätter, an dem wolkenlosen Himmel stieg der Mond empor und breitete sein mildes Licht über Fluren und Felder aus; Alles in der Natur athmete Ruhe und Frieden, nur in der Brust der unglücklichen Frau stürmte es noch gewaltig. Kein einziger beruhigender Gedanke hatte in ihr Raum gewonnen, öde war Alles um sie, öde der Blick in die Zukunft.

Sie legte sich früh zum Schlafen nieder, aber kein Schlaf senkte sich auf ihre Augen. Neben ihr ruhte Armgart, sie schlief so ruhig, noch hatte sie keine Ahnung von der Gefahr, die ihr drohte, sie träumte vielleicht von einer glücklichen Zukunft und ihr eigener Vater hatte gedroht, dieselbe zu vernichten. Gab es denn keine Gerechtigkeit mehr? Womit hatte sie und Armgart all das Elend, das sie bereits erduldet, verschuldet, womit Thekla die Qualen, die sie in den Tod getrieben?

Es war ihr, als ob Thekla's bleiche Gestalt vor ihr aufsteige und ihr winke; sie hätte aufschreien mögen vor Schmerz und mußte sich beherrschen, um die so ruhig neben ihr Schlafende nicht zu erwecken. Sie fühlte, daß sie nicht länger im Stande sei, die Thränen zurückzuhalten; um sich ungestört ausweinen zu können, stand sie leise auf und verließ vorsichtig das Zimmer und Haus.

Schnell schritt sie durch den Park und das Gehölz zu

der Stätte, an der Thekla den Tod gesucht hatte, mit Gewalt zog es sie dorthin. Der Mond schien so hell, daß er fast wie am Tage den Felsenpfad beleuchtete. An dem Felsabhange angelangt, sank sie erschöpft auf einen im Schatten der vorspringenden Felsenwand liegenden Stein. Alles, was Thekla erduldet hatte, stieg an dieser Stätte frisch in ihrer Erinnerung auf, sie glaubte das unglückliche Mädchen zu sehen, wie es verzweiflungsvoll die Hände rang, wie es hilfesuchend den Blick zum Himmel wandte und dann, als von dort keine Hilfe kam, in dem Uebermaße des Schmerzes sich hinabstürzte von dem Felsen.

Auch sie rang verzweiflungsvoll die Hände; drohte nicht vielleicht dasselbe Geschick auch Armgart? Sie preßte die Hände vor die Augen, um das düstere, entsetzliche Bild, welches vor ihr aufstieg, ferne zu halten. Da vernahm sie langsam nahende schwere Tritte. Sie ließ die Hände niedersinken und in geringer Entfernung erblickte sie ihren Mann, der schwankend, schwer berauscht den schmalen Felsenweg emporstieg, um auf ihm sich zu der Waldschenke zu begeben.

Erschreckt zuckte sie zusammen, schon der Anblick dieses Mannes war ihr entsetzlich; sie wollte fliehen, es war jedoch nicht möglich, wenn sie nicht mit ihm zusammentreffen wollte; tiefer bog sie sich in den Schatten zurück.

Grambkow hatte den Felsenvorsprung mit Mühe erreicht, schwer berauscht, wie er war, taumelte er bis dicht an den Abgrund, nicht die Breite eines halben Fußes trennte ihn mehr von demselben, er drohte hinabzustürzen, mit Mühe raffte er sich zusammen. Bertha hatte es gesehen, ohne zu zucken; wenn er hinabgestürzt wäre, dann,

dann wäre mit einem Male jede Gefahr für Armgart geschwunden, ruhig hätte sie in eine sonnige Zukunft blicken können, der Fluch, der auf ihnen Allen lag, wäre von ihnen genommen.

Flüchtig, ohne ihren Willen stieg der finstere Gedanke in ihr auf: „Stoß ihn hinab und ihr seid frei! Du hast das Glück Deines Kindes gerettet!“

Wohl schreckte sie vor diesem Gedanken zurück, er hatte indessen bereits Wurzel in ihr geschlagen. Wer konnte gegen sie auftreten und sagen: „Du hast es gethan!“ Wer konnte je zu Armgart und Edwin sagen: „Eure Mutter hat euren Vater getödtet!“ Sie wußte, daß sie ein schweres Verbrechen begehen wollte, die Schuld, die sie damit auf sich lud, war ein Opfer, das sie dem Glücke ihrer Kinder brachte; und sie wollte diese Schuld ertragen, wenn sie dadurch Armgarts Frieden rettete.

Konnte sie erwarten, daß sich ihr je wieder eine so günstige Gelegenheit bieten werde? Der Schleier der Nacht deckte Alles zu.

Sie hatte nicht Zeit zu prüfen und zu erwägen, fast willenlos stand sie unter dem Banne des düsteren Gedankens. „Thue es — thue es!“ flüsterte ihr eine Stimme zu. „Bringe Deinem Kinde dies Opfer — rette es!“ und sie erhob sich, willenlos dieser Stimme folgend, in demselben Augenblicke ertönte aus geringer Entfernung ein Schuß, sie vernahm einen halblauten Aufschrei, dann sah sie Grambkow niederstürzen und von dem Abhange in die Schlucht hinabfallen.

Erschreckt, regungslos blieb sie stehen; ein Mann stürzte

von der anderen Seite des Felsens hervor, eine Büchse in der Hand; er trat dicht an den Abhang, beugte sich vorn über und blickte prüfend hinab.

„Thekla, ich habe Deinen Tod gerächt!" rief er halblaut — es war Burger.

Kaum wissend, was sie that, trat Bertha vor, an ihn heran, Burger fuhr bestürzt zurück, starr war sein Auge auf sie gerichtet, war sie nur das Bild seiner erregten Phantasie?

„Sie haben ihn erschossen," sprach sie mit tonloser Stimme.

Burger raffte sich zusammen.

„Ja," rief er. „Ich habe Thekla gerächt, die er zur Verzweiflung und in den Tod getrieben hat, das Geschick hat es gefügt, daß er an derselben Stelle den Tod gefunden, an der sie — sie ihn gesucht. Es ist meine Absicht gewesen, ihn zu tödten, seit Tag n habe ich ihn gesucht, ich fand keine Ruhe, hieher trieb es mich zu der Stelle, an der ich einst so glücklich war, da sah ich ihn kommen und — und . . . Zeigen Sie mich dem Gerichte an, ich will die That büßen, die ich nicht bereuen kann; unverhohlen gestehe ich, daß ich sie, wenn sie noch nicht geschehen wäre, dennoch ausführen würde. Ueberliefern Sie mich dem Gerichte — ich werde nicht leugnen."

Zitternd stand Bertha da. Hatte sie ein Recht, dies zu thun? Wenn seine Hand nur eine Minute lang gezögert hätte, würde sie dann nicht als Mörderin vor ihm stehen? Sie vermochte diesen Gedanken jetzt kaum zu fassen, sie begriff nicht, wie es möglich gewesen war, daß ein so düsterer Entschluß in ihr hatte entstehen können.

„Ich werde Sie nicht verrathen — nie — aber fliehen Sie," entgegnete sie.

„Wozu? Das Leben hat keinen Werth mehr für mich, wie eine Last ruht es auf mir, mir ist es gleichgiltig, wenn ich es hingeben muß," gab Burger vor sich hinstarrend zur Antwort.

„Ich beschwöre Sie, fliehen Sie!" bat Bertha. „Retten Sie sich, Armgart darf nie erfahren, wie ihr Vater gestorben ist, und ich — ich kann Ihnen nicht einmal zürnen! Er hat nicht allein Ihr und Thekla's Glück vernichtet, er hat nicht allein seinem Sohne ein schweres, schweres Unrecht zugefügt, auch Armgarts Glück suchte er zu zerstören. Sie haben ihr und mir vielleicht das Leben gerettet! Mag Ihre That ein Verbrechen sein — für uns sind Sie zum Retter geworden! — O Gott, daß ich so zu dem Mörder meines Mannes sprechen muß!"

Sie preßte die Hand vor die Augen und war kaum im Stande, sich aufrecht zu halten; Burger geleitete sie zu einem Felsblocke und ließ sie auf demselben sich niedersetzen. Auf seine Büchse gelehnt stand er neben ihr, den Blick starr auf den Boden geheftet.

„Ich bereue meine That nicht, denn er hat mein ganzes Lebensglück vernichtet," sprach er. „Kein Mensch kann erfassen, wie unsagbar ich gelitten, denn ich habe Thekla zu innig geliebt, und noch jetzt ist sie mein einziger Gedanke. Als sie mir ihr Wort zurückgab, als sie mir sagte, sie liebe mich doch nicht so innig, als sie geglaubt habe — da glaubte ich ihr, mit dem Schmerze eines Verzweifelnden riß ich mich von ihr los, in der Nacht vernichtete ich hier

ihr Bild, das sie mir geschenkt, und verließ dann diese Gegend. Nach Amerika ging ich, in dem neuen Lande, im Kampfe um mein Leben hoffte ich sie zu vergessen, denn ich wollte nicht mehr an Die denken, von der ich mich getäuscht wähnte. Hätte ich damals geahnt, daß ihre Entsagung nur ein Opfer war, keine Macht würde im Stande gewesen sein, mich von ihr zu trennen. Ich grollte ihr, und doch gab mein Herz sie nicht auf, immer sah ich ihr Bild vor mir. Da traf mich in Amerika ein Bekannter, der mir sagte, daß Thekla nur durch die fortgesetzte Rohheit und Mißhandlung ihres Vaters zu dem Entschlusse gedrängt worden sei, daß sie freiwillig auf ihr Glück verzichtet habe, um das Leben ihrer Mutter und Schwester erträglicher zu gestalten, daß dies Opfer ihr indessen zu schwer geworden sei, denn an ihrem Polterabende habe sie sich das Leben genommen. Er erzählte, daß sie sich von einem steilen Abhange hinabgestürzt habe, da wußte ich, daß es dieser Abhang war, denn hier hatten sich unsere Herzen gefunden, hier hatten wir so manche glückliche Stunde verlebt. Ich wußte nun, daß sie nicht aufgehört hatte, mich zu lieben und mit dem Gedanken an mich gestorben war, und von der Stunde lebte nur der eine Gedanke in mir, ihren Tod an denen zu rächen, die sie in denselben getrieben hatten. Dieser Entschluß hat mich über den Ocean zurückgeführt, er ist auch nicht ein einziges Mal zum Schwanken in mir gekommen und zur Hälfte habe ich ihn in dieser Nacht ausgeführt."

(Fortsetzung folgt.)

Heilige Rechte.

Historische Erzählung

von

Eduard Braunfels.

Erstes Kapitel.

Der erste Schritt in's Leben.

Auf der großen Heerstraße, die ehedem von Orleans nach Paris führte, schritt an einem sonnigen Frühlingstage des Jahres 1784 ein junger Mann frisch und fröhlich dahin.

Ueberall keimte neues Leben, auf Matten und Wiesen sprossen Frühlingsblumen hervor, die Knospen der Bäume entfalteten sich, Lerchen in den Lüften schmetterten ihre Jubellieder — Alles freute sich des herannahenden Lenzes und auch der junge Wanderer summte ein lustiges Liedchen. Lag doch auch hinter ihm ein langer, schwerer, trüber Winter, breitete sich doch auch vor ihm ein neues hoffnungsreiches Leben aus. Nach dem großen prächtigen Paris wanderte er, nach jener Zauberstadt, die stets erst aus jedem Dichter, jedem Künstler das gemacht hatte, was er dann geworden war. Was konnte man in der Provinz erreichen? Nichts, gar nichts. Nur in Paris konnte man es zu etwas bringen, nur in Paris wuchs der

Lorbeer, der beglücken konnte. Darum schritt auch der junge Wandersmann so vergnügt und zuversichtlich vorwärts, denn einen Talisman, der ihm Ruhm und Ehre bringen sollte, trug er wohlverwahrt bei sich in einem ledernen Ueberzuge, nämlich seine Geige. Ja, auf diese setzte er alle seine Hoffnungen und mit Recht, hatte ihm doch der berühmte Musiker Ernest Firé im vorigen Jahre, als er ihn in Vierzon-Ville spielen gehört, lebhaften Beifall gezollt und ihn wiederholt aufgefordert, zu ihm nach Paris zu kommen, um dort die hohe Schule der Musik durchzumachen. Damals hatte der junge Edmond Roux, so hieß der Dahinwandernde, der Aufforderung noch nicht Folge leisten können, da er seinen alten kränkelnden Vater nicht verlassen konnte. Jetzt war dieser nach längerem Leiden zur ewigen Ruhe eingegangen und nichts hatte den jungen Mann nunmehr abgehalten, die Heimath zu verlassen und dem Ziele seiner Sehnsucht, dem verheißungsvollen Paris, zuzueilen.

Die Wanderung war aber eine sehr beschwerliche, denn das kleine Städtchen Vierzon-Ville lag noch weit hinter Orleans, der junge Musiker war daher bereits seit mehreren Tagen unterwegs, und nur die Hoffnung, noch heute Nachmittag das Ziel zu erreichen, ließ ihn noch so wacker ausschreiten. Als die Sonne jedoch höher und höher stieg, machte sich bei dem jungen Wandersmann eine unbesiegbare Müdigkeit geltend, auch der Appetit stellte sich ein, so daß er sich nach einem Ruheplätzchen umsah, um eine kurze Rast zu halten und zu frühstücken.

Er brauchte nicht lange zu suchen, rechts, etwa hundert

Schritte von der Heerstraße, erblickte er einen kleinen Wald, in dem es gewiß ein lauschiges Plätzchen gab. Er schlug daher einen Fußweg, der nach dem Walde führte, ein, und stand bald vor den ersten Büschen. Als er aber jetzt den Weg weiter verfolgte, bemerkte er, daß derselbe wohl gepflegt war, bald kam er auch an einem kunstvoll verschnittenen Bosquet vorüber und gleich darauf sah er ein freundliches Schlößchen durch die Zweige schimmern. Er befand sich offenbar in einem herrschaftlichen Parke und wollte umkehren, um sich lieber anderswo ein Plätzchen zu suchen, als er zu seiner Linken einen kleinen Teich durch die Sträucher blitzen sah, auf dem zwei Schwäne langsam und majestätisch dahinruderten. Er hatte diese schönen Vögel bisher nur im Bilde gesehen und schritt daher jetzt schnell dem Teiche zu. Die Thiere hatten auch den Fremdling bemerkt, lenkten sofort zu dem jungen Manne und schauten ihn fragend an.

„Ha, ha," rief Edmond, erfreut über die Zahmheit, „ihr habt gewiß auch Appetit, nun wohl, so wollen wir zusammen frühstücken."

Eine Bank, die dicht am Rande des Teiches stand, lud ihn zum Sitzen ein, er ließ sich daher auf ihr nieder, legte vorsichtig seine Geige neben sich, holte ein kleines Packetchen aus der Rocktasche hervor, dem er Brod und Fleisch entnahm, und ließ es sich nun behaglich schmecken. Die Schwäne kamen dabei auch nicht zu kurz weg, nach jedem Bissen, den er that, warf er den schönen Thieren einen Brocken zu, den sie dann eiligst verschlangen. Das belustigte Edmond sehr; als er daher das Frühstück beendet

hatte, drängte es ihn noch, seiner heiteren Stimmung Ausdruck zu geben, daher griff er zu seiner Geige und begann ein munteres Lied zu spielen. Von diesem ging er bald zu einer anderen Melodie über — und nach und nach spielte er alle seine Lieblingsstücke der Reihe nach durch. Mit einem kräftigen Schlußstrich endete er und wollte nun eben sein geliebtes Instrument wieder in die schützende Hülle stecken, als er in seiner Nähe ein Kleid rauschen hörte. Erschrocken sprang er auf und blickte um sich. Er brauchte nicht erst lange zu forschen, denn eben trat aus einem Seitenwege eine junge Dame auf ihn zu. Beklommen schlug dem jungen Manne das Herz, denn fast war es ihm, als wäre eine Fee zu ihm herabgestiegen, so hoheitsvoll und doch auch wieder so gütig erschien ihm die schöne Gestalt. Er wollte etwas sagen, eine Entschuldigung hervorbringen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Die junge Dame mochte seine Verlegenheit bemerken.

„Sie haben mir einen köstlichen Genuß bereitet," begann sie mit einem feinen Lächeln, „ich danke Ihnen dafür."

„Madame," versetzte Edmond jetzt stockend, „verzeihen Sie, daß ich hier in diesen Garten so ohne jede Erlaubniß eingedrungen bin, schon wollte ich umkehren, als ich bemerkte, daß ich Privatbesitz betreten habe — da gewahrte ich die schönen Schwäne —"

„Ja, ja, die hübschen Thiere," nahm wieder die Dame das Wort, um dem jungen Manne über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, „sie sind auch täglich mein Amüsement, und sie helfen mir auch in der That die Eintönigkeit des Landlebens verschönen."

„Und es scheinen auch sehr kluge Thiere zu sein,“ begann nun wieder Edmond, dem bei der anmuthigen Liebenswürdigkeit der Dame die Befangenheit schwand, „denn als ich zu spielen begann, schauten sie mich so verständig an, als ob sie ein vollkommenes Verständniß hätten für Meister Gluck, Jomelli und Pergolesi und sogar für meine eigenen Kompositionen.“

„Sie haben auch selbst bereits komponirt?“ fragte die Dame überrascht.

Edmond erröthete, die letzte Bemerkung war ihm so über die Lippen gekommen, ohne daß er dabei die Absicht gehabt hätte, von seinen ersten künstlerischen Versuchen zu sprechen.

„Kleine Anfänge habe ich gemacht,“ versetzte er, „aber die Frau Musika verlangt von ihren Jüngern ein ernstes Studium, und darum wandere ich jetzt nach Paris, um dieses zu beginnen.“

„Das ist sehr recht,“ erwiederte die junge Dame, „dort wird man Ihr Talent entwickeln; nur auf dem ernsten Wege des Studiums entfalten sich die Anlagen zu schöner Blüthe.“

Der junge Musiker griff jetzt nach seiner Geige und dem Futteral, bat nochmals um Entschuldigung und empfahl sich mit seiner artigsten Verbeugung, die er seiner Zeit von seinem Tanzlehrer in Vierzon-Ville gelernt hatte. Als er wieder hinaus auf die Heerstraße trat, war es ihm ganz wunderlich zu Sinnen. Es kam ihm vor, als sei die Welt in einer Stunde noch einmal so schön geworden, als sei nun seine Hoffnung, daß er sich in Paris zu einem

tüchtigen Musiker herausbilden werde, zur felsenfesten Gewißheit geworden; denn sie, das schöne holde Wesen, das wie ein Engel in himmlischer Anmuth vor ihn getreten, hatte ihm ja gesagt: „Dort wird man Ihr Talent entwickeln!“

So in schöne Träume versunken, berührte es ihn daher höchst unangenehm, als er plötzlich von einer heiseren Stimme angeredet wurde. Er hatte bei seinem raschen Dahinschreiten gar nicht auf die Leute geachtet, die ihm begegnet oder neben ihm dahingewandert waren. Er blickte zur Seite, von woher die Anrede gekommen war, und sah sich einem wohl in den Vierzigern stehenden Manne gegenüber, dessen Aeußeres nicht im Geringsten vertrauenerweckend war. Aus einem rothen aufgedunsenen Gesicht blickten Edmond zwei stechende Augen entgegen, aus denen List und Frechheit hervorleuchteten. Ueber dem linken Auge machte sich eine stark zusammengezogene Narbe bemerkbar, von der man unwillkürlich vermuthete, sie möchte wohl aus einer unsauberen Rauferei stammen.

„Guten Tag, junger Herr,“ grüßte der Fremde, „wollen Sie auch nach Paris?“

„Ja,“ antwortete Edmond kurz.

„Nun, dann erlauben Sie wohl, daß ich Sie begleite,“ fuhr der Aufdringliche, ohne im Geringsten durch die kurze Antwort Edmonds verletzt zu sein, fort, „ich habe denselben Weg und gehe nicht gern allein; in Gesellschaft marschirt sich's ja auch immer besser, das ist ein alter Erfahrungssatz. Als ich einmal im Auftrage eines großen Pariser Handelshauses eine Reise nach Neapel zu machen hatte,

und der Sicherheit wegen — ich hatte einen kostbaren Diamantenschmuck für Ihre Majestät die Königin von Sicilien zu überbringen — den Landweg unter der Maske eines Mönches wählte, da suchte ich mir immer eine Reisegesellschaft unter Mönchen, die mich als Collegen stets sehr freundlich unterhielten. Da ich Italienisch verstehe, so ging die Sache. Auf diese Weise machte ich den langen Marsch mit vielem Behagen, an Langerweile brauchte ich nicht zu leiden und die verschiedenen Klöster, die ich antraf, knauserten weder in Küche noch in Keller. Seitdem halte ich immer auf gute Reisegesellschaft."

Edmond sah den geschwätzigen Reisegefährten etwas verwundert an, er sah nicht danach aus, als beauftrage man ihn, kostbare Diamantenschmucke weithin zu besorgen, sein Haar war sehr mangelhaft frisirt, die Schleife am Zopf war so bestäubt, daß man ihre Farbe nicht mehr erkennen konnte. Der Rock mit den blinden, zum Theil rostigen Stahlknöpfen wies verschiedene Löcher auf; in demselben schlechten Zustande befanden sich die Beinkleider, Strümpfe und Schnallenschuhe.

„Haben Sie Geschäfte in Paris?" begann nach einer Weile der Fremde wieder.

„Das nicht," entgegnete Edmond, „ich will mich dort weiter ausbilden, ich bin Musiker."

„Ah, Musiker, Künstler! Dachte ich mir's doch," rief der Fremde. „Die edel geformte Stirn, das glänzende Auge —"

Edmond erröthete.

„O, verzeihen Sie, wenn ich Sie durch meine Offenheit verletzte," unterbrach sich aber der Reisegefährte gleich,

„das ist nun einmal mein alter Fehler, was ich denke, das sage ich; ich habe dadurch schon manchen Verstoß gemacht. Aber das muß ich nun einmal sagen, der Adel des Genies steht Ihnen so klar auf der Stirne geschrieben, daß Jeder, der nur einige Menschenkenntniß besitzt, Ihnen eine glänzende Zukunft prophezeien muß. Sehen Sie, da ist jetzt der würdige Meister Gluck, der Stern erster Größe am musikalischen Himmel, er war auch ehedem unbekannt und unbeachtet, als er aber nach Paris kam, da erstieg er schnell die oberste Staffel des Ruhms. Jetzt ist er alt, bald wird er sein lorbeerumschattetes Haupt zur ewigen Ruhe niederlegen, und dann muß Paris einen Nachfolger haben — und wahrhaftig, junger Herr, ich bin ein guter Menschenkenner, meine innere Stimme sagt mir, Sie hat Gott zur Nachfolge des greisen Meisters berufen.“

„Wo denken Sie hin?“ rief Edmond überrascht, aber doch nicht unangenehm berührt. Er hatte bisher nie gewagt, so weit zu denken, obgleich auch Herr Ernest Firé und am heutigen Morgen erst die schöne junge Dame ein sehr günstiges Urtheil über seine musikalische Begabung gefällt hatten.

„Nun, lassen wir das,“ versetzte der Fremde, der einen scharfen, befriedigten Blick auf den jungen Mann geworfen hatte, „es ist nicht gut, wenn man junge Genies zu früh mit den Strahlen des Ruhmes blendet. Leider war man bei mir nicht so vorsichtig und mit sammt verschiedenem anderem Mißgeschick bin ich weit von meinem Ziele abgekommen.“

Er holte tief Athem und sein Gesicht nahm einen wehmüthigen Zug an.

„Haben Sie viel Unglück erfahren im Leben?“ fragte Edmond mitleidig.

„Leider, leider, doch sprechen wir nicht davon, wer vorwärts kommen will, muß vorwärts blicken. Es muß ziemlich Mittag sein, wie wär's, wenn wir unsere Mittagsmahlzeit einnähmen. Dort zeigt sich schon das Gasthaus zum blauen Banner, eine gute Wirthschaft, die ich aus Erfahrung empfehlen kann; die letzte Station vor Paris. Der Wirth hält auch solide Preise ein,“ fuhr er fort, als Edmond zögerte, seine Zustimmung zu geben, „ist ein ordentlicher Mann, der seine Gäste nicht übervortheilt.“

„Nun, dann ist es wohl das Beste, man stärkt sich hier noch einmal,“ versetzte Edmond.

„Recht so, junger Freund,“ fiel der Fremde ein, „ißt es sich doch in Gesellschaft auch viel angenehmer. Herr v. Voltaire hat nie allein gegessen, er war ein Lebenskünstler und hat es daher ja auch zu 84 Jahren gebracht.“

Die beiden Fußgänger waren jetzt bei dem Gasthaus zum blauen Banner angelangt; es stand etwas von der Straße zurück und es hatten daher mehrere Lauben vor dem Hause angebracht werden können. Der Fremde trat sofort in eine der Lauben und setzte sich mit den Zeichen großer Ermüdung auf eine Bank.

„Junger Freund!“ rief er dann, „Sie nehmen es Ihrem alten Gefährten nicht übel, wenn er Sie bittet, gleich für ihn mit zu bestellen. Rinderbraten ist hier immer sehr gut. Vergessen Sie auch den Salat nicht und eine Flasche Rothwein.“

Edmond hatte anfangs weit einfacher speisen wollen,

seinem Gefährten schien es aber so selbstverständlich zu sein, daß man eine so gute Mahlzeit einnehme, daß der junge Provinzler keinen Einwand wagte.

Als der junge Mann in's Haus getreten war, spielte ein Zug von hinterlistiger Schadenfreude um den breiten Mund des Fremden.

„Noch ein junger Tölpel, dem die hohe Schule in Paris sehr noth thut," sagte er leise zu sich und dabei verzog er sein Gesicht zu einem hämischen Grinsen.

Edmond trat jetzt wieder aus dem Hause und berichtete seinem Gefährten, daß die gewünschten Speisen zu haben seien und bald kommen werden. Der Reisegefährte nickte vergnüglich. Nach kurzem Warten trug denn auch ein Mädchen das Verlangte auf und beide Reisenden ließen es sich trefflich schmecken. Der Fremde plauderte behaglich, und als er seine Mahlzeit verzehrt hatte, holte er ein holländisches Pfeifchen und einen Tabaksbeutel hervor.

„O weh, da habe ich mein Feuerzeug vergessen!" rief er dann, noch in seinen Taschen suchend, „können Sie mir helfen, junger Freund?"

Edmond hatte sich den Luxus des Tabakrauchens bisher noch nicht gegönnt, er bedauerte daher, nicht dienen zu können.

„Nun, thut nichts, thut nichts," entgegnete aber der Fremde, „werde mir einen Spaziergang in die Küche machen; bin gleich wieder hier." Damit erhob er sich und schritt zur Laube hinaus. Edmond lehnte sich unterdessen auf der Bank zurück und schaute träumerisch in den schönen blühenden Tag hinein. Der Fremde bemerkte dies wohl,

ja er schien es erwartet zu haben, er blieb einige Schritte vor der Laube im Grase stehen, blickte sich vorsichtig um, ob man ihn vom Wirthshause aus beobachte, huschte dann, als er Niemanden bemerkte, in ein Bosquet und eilte in der nächsten Minute auf einem von Gebüschen ziemlich gedeckten Fußwege davon, sich mit höhnischem Lachen mehrmals umschauend.

Edmond harrte unterdessen sorglos in der Laube; seine Gedanken schweiften in die Heimath zurück, dann zu der schönen Dame hinüber, die ihm wie ein guter Engel erschienen war, und schließlich nach Paris, dem Ziel seiner Sehnsucht. Endlich dünkte ihn aber das Warten doch etwas zu lange, warum zögerte sein Gefährte noch immer? Er stand auf, trat in das Haus und fragte nach seinem Reisebegleiter. Zu seinem nicht geringen Erstaunen bemerkte man ihm, daß man diesen nicht gesehen habe. Man forschte nun im ganzen Hause, nirgends war eine Spur von dem Fremden zu entdecken, und man kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß er sich heimlich auf und davon gemacht habe.

„Das ist gewiß ein echter Pariser Gauner gewesen," sagte der Wirth, „der kläglich Sie, junger Herr, zum Bestellen des Essens in das Haus schickte. Wer die Speisen und Getränke bestellt, muß sie natürlich bezahlen, er spekulirte daher ganz richtig, daß wir hier im Hause auf ihn keine besondere Acht haben würden, und daß er somit sicher entschlüpfen könne, wenn er Sie sorglos mache. Wie sah der Bursche aus?"

Edmond beschrieb den Menschen.

„Hatte er eine auffällige Narbe über dem linken Auge?"

„Ganz recht,“ versetzte Edmond.

„Dachte ich's doch!“ rief der Wirth. „Das war der Schwindler Barbe, ein gewiegter Pfiffikus, der schon seit mehreren Tagen hier herumlungerte, und der sich nun wieder einmal auf anderer Leute Kosten satt gegessen hat. Wäre ich doch einmal herausgekommen, ich hätte ihn dann schon wollen im Auge behalten.“

Aber was half's, der Gaunerstreich war geglückt und Edmond mußte wohl oder übel das bezahlen, was er bestellt hatte, also zwei Zechen. Mißmuthig wandte er dann dem Wirthshause den Rücken mit dem unbehaglichen Gefühle, das erste Lehrgeld für sein Pariser Leben bezahlt zu haben, noch ehe er die Stadt betreten hatte.

Wacker schritt er jetzt aus, die versäumte Zeit nachzuholen, bald tauchten am Horizonte die Thürme der Hauptstadt auf, freudig und doch beklommen begrüßte er sie. Mit jeder Viertelstunde ward es nun auch lebendiger auf der Heerstraße, schwere Lastwagen bogen von den verschiedensten Seitenwegen in den Hauptweg ein, prächtige Karossen rollten an ihm vorüber, Reiter sprengten daher, immer bunter wurde das Treiben, bis er endlich das Thor erreichte und klopfenden Herzens in die Riesenstadt eintrat.

Zweites Kapitel.

Tiefes Dunkel und grelles Licht.

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, als der junge Reisende durch die belebten Gassen von Paris dahinschritt. Er hatte sich daheim von einem Handelsmanne, der jährlich mehrere Male die Hauptstadt besuchte, genau

die Straßen beschreiben lassen, die er zu passiren hatte, mußte jedoch mehrmals fragen, ehe er die Rue du Bac erreichte, von der er dann über den Pont Royal nach der Rue St. Marc gelangte, wo sein Gönner, der berühmte Herr Ernest Firé, wohnte.

Zaghaft klopfte er an die verschlossene Thüre des kleinen stillen Hauses; eine alte Frau öffnete geräuschlos. Er brachte seinen Wunsch, den Herrn Firé zu sprechen, vor, doch die Frau blickte auf seine staubigen, unscheinbaren Reisekleider und bemerkte dann, der Herr sei krank und könne Niemanden empfangen.

Edmond erschrak; an die Möglichkeit, daß der Mann, auf den sich alle seine Hoffnungen gründeten, ihm durch irgend welches böse Mißgeschick entrissen werden könnte, hatte er nicht gedacht. Er stellte der Frau vor, daß er eine weite Reise gemacht habe, um sich dem Herrn Firé, dem er bereits bekannt sei, vorzustellen, und daß ihm sehr viel daran gelegen sei, gleich den Rath des Herrn in Bezug auf das Nächste, das an ihn herantreten werde, zu erhalten. Er sei völlig fremd in der großen Stadt und wisse nicht, wo er sich hinwenden solle.

„Ich muß jede auch noch so kleine Aufregung von dem Herrn Firé am Abend fernhalten," versetzte aber die Frau, „bitte Sie also, morgen Vormittag wieder vorzusprechen. Wenn Sie um ein Logement verlegen sind, so mache ich Sie auf das Café St. Marc aufmerksam, das hier schräg gegenüber liegt und auch Logirgäste aufnimmt."

Es blieb Edmond nichts Anderes übrig, als sich nach dem empfohlenen Kaffeehause zu wenden. Das Gebäude

sah von Außen ziemlich unscheinbar aus, als der junge Mann aber eintrat, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß im Innern nicht geringer Luxus herrschte. Neugierig kam der Wirth dem Fremden entgegen, man sah es ihm an, daß er derartige Gäste selten oder nie bei sich sah. Der Ankömmling fragte ihn aber sofort, ob er ein Nachtquartier erhalten könne, was der Wirth bejahte; er bat Edmond, ihm zu folgen, und geleitete ihn einige Treppen hinauf in ein kleines freundliches Zimmer, wo er ihm ein Licht anzündete und ihn mit dem Bemerken verließ, daß der junge Herr vor dem Schlafengehen wohl noch einmal in die Gaststube hinabkommen werde, um zur Nacht zu essen.

Tief aufathmend legte Edmond seine Geige auf eine Kommode und zog aus der Seitentasche seines Rockes eine dicke Brieftasche hervor. Diese war so angefüllt von allerlei Papieren, daß sie sich von selbst öffnete, als sie Edmond neben die Geige hinlegte. Der junge Mann lächelte, als er die verschiedenen Papiere daraus sich hervordrängen sah.

„Wunderlicher Kram das!“ sagte er zu sich. „Welch einen hohen Werth legte mein Vater auf all' dies Geschreibsel, noch in seiner Sterbestunde gab er mir dies Päckchen Dokumente in die Hand und sprach von großer Erbschaft und sonst Gott weiß was, das mich reich und glücklich machen würde, sobald ich die Schriftstücke gelesen hätte. Ja, reich, Geld und Gut, das waren die Ideale meines armen Vaters, an die er einzig und allein sein ganzes Leben hindurch dachte. Ich will nicht so thöricht sein und dem trügerischen Reichthum nachjagen; in dem Studium

der herrlichsten Kunst will ich meine schönste Befriedigung finden, in dem eifrigsten Streben, die höchsten Ziele zu erreichen, mein schönstes Glück suchen. — Aber freilich, den letzten Willen meines guten Vaters werde ich trotzdem gewissenhaft erfüllen und auch den wunderlich geheimnißvollen Brief an den Marquis Henri de Lorme, von dem sich mein Vater so viel versprach, getreulich abgeben. — Doch so eilig wird es damit nicht sein, und vorläufig habe ich Nöthigeres zu thun."

Sein helles Auge glänzte, voll froher Hoffnung sah er wieder der Zukunft entgegen.

Er stäubte jetzt seine Kleider ab, ordnete sein Haar und stieg dann zur Gaststube hinab. In dieser hatte man bereits die Lichter angezündet, und erstaunt blickte der junge Mann auf die großen Spiegel mit den breiten goldenen Rahmen, die bis zur Decke hinauf reichten, auf die mit dunkelrothem Sammt ausgeschlagenen Sessel und die eleganten kleinen viereckigen Marmortische, die davor standen.

Es befand sich nur erst ein einziger Gast im Zimmer, als Edmond eintrat; derselbe warf dem jungen Manne, als dieser ihn grüßte, einen fast stechenden Blick zu, lehnte sich dann aber, nicht die geringste Notiz von dem Eintretenden nehmend, wieder in den Sessel zurück und summte eine Opernarie vor sich hin. Er war ein feiner, höchst elegant gekleideter Cavalier, dessen sorgfältig frisirte Perrücke vollständig im Einklang stand mit dem fast peinlich gepflegten Schnurrbarte, der graziös die Oberlippe zierte.

Edmond setzte sich bescheiden an ein kleines Seitentischchen und nahm dort ein einfaches Nachtessen ein. Während

er es sich schmecken ließ, traten verschiedene junge Herren in das Zimmer und bildeten bald eine Gruppe, die sich ungezwungen und laut unterhielt. Aus alledem erkannte Edmond, daß er in ein Quartier gerathen war, welches durchaus nicht für ihn paßte. Die Haushälterin des Herrn Firé hatte ihn wohl nur in dieses Café gewiesen, um ihn dann schnell los zu sein. Diese eleganten Räume aber dienten offenbar reichen jungen Herren zum Versammlungsort, und zwar schien man hier, wie Edmond aus den Unterhaltungen entnehmen konnte, Vergnügungen zu fröhnen, die die Oeffentlichkeit scheuen. In diesem versteckt gelegenen Café wucherte denn auch hauptsächlich das Hazardspiel und das Ramoi, ein Kartenspiel, bei dem nicht selten die raffinirtesten „Kunststückchen“ ausgeführt wurden. Edmond fühlte sich bald so unbehaglich in dieser Umgebung, daß er schon nach beendeter Mahlzeit wieder auf sein Zimmer ging und dort bald in tiefem Schlummer lag. —

Unterdessen füllte sich das Café mehr und mehr. Alle Eintretenden waren junge Cavaliere in sorgfältigster modischer Tracht, die meist hübschen Köpfe zierte eine weißgepuderte, gefällig gelockte Perrücke, sodann trug jeder der jungen Herren eine langschößige, reichgestickte helle Atlasweste, einen rothen oder dunkelblauen Sammtrock mit goldenen Knöpfen, schwarzsammtene Kniehosen, weißseidene Strümpfe und hochhackige Schuhe mit blitzenden silbernen Schnallen.

Verschiedene der Cavaliere ließen sich Wein bringen und dann bildeten sich kleine Gruppen, die sich um die Tische setzten, und die Hazardspiele begannen. Derjenige

junge Mann, welcher zuerst sich in dem Café befunden, hatte sämmtliche Entretende stets sehr genau fixirt, zwar immer nur mit wenigen Blicken, aber ein Physiologe hätte bemerken können, daß diese immer gerade genügten, um über die betreffende Persönlichkeit ein Urtheil zu bekommen.

Dieser scharfe Beobachter war seit längerer Zeit ein ziemlich regelmäßiger Besucher des Café, er nannte sich Vicomte Lucien de St. Valentin; er war ein außerordentlich angenehmer Gesellschafter und ein Cavalier, der ziemlich bedeutende Revenüen haben mußte, denn er lebte auf sehr hohem Fuße. Anfangs hatte er sich den übrigen jungen Herren als einen ganz schlichten Edelmann gegeben, nach und nach aber hatte sich ein wenn auch keineswegs drückendes Uebergewicht gezeigt und schließlich war ein gewisses geheimnißvolles Air dazu gekommen, das ihm ein absonderliches Ansehen gegeben.

Als die Spiele begannen, saß der Vicomte mit drei Genossen zusammen, die er sich vorher, ohne daß es von den Betreffenden selbst bemerkt worden war, auf's Sorgfältigste ausgewählt hatte. Ueber das Gesicht des Vicomte glitt wiederholt ein zufriedenes und auch ein wenig sarkastisches Lächeln; während seine Finger graziös die Karten mischten, wandte er sich wiederholt an seinen Nachbar zur Rechten, der etwas verstimmt zu sein schien, wenigstens blickten die braunen Augen nicht so vergnügt dem Spiele entgegen wie diejenigen der drei anderen Genossen, und in den etwas matten Gesichtszügen machte sich eine Uebersättigurg und üble Laune geltend.

„Ein Schatten, Herr Graf, ich sehe es ganz deutlich,

ein Schatten ruht über Ihnen," rief jetzt der Vicomte halb scherzend, halb ernst zu seinem melancholischen Nachbar hinüber. „Es wird wohl nicht anders gehen, ich werde wohl nächstens einmal für Sie meinen Stab schwingen müssen. Und warum nicht? Für meine Freunde habe ich das stets herzlich gern gethan."

Der Graf blickte den Vicomte eigenthümlich erregt an, und während der Letztere die Karten auswarf, raunte er diesem in's Ohr:

„Ja, bei Gott, Vicomte, wenn Sie mir helfen könnten! Aber leider — ich muß so unhöflich sein, es zu bekennen — habe ich keine Hoffnung, daß mir Ihr Beistand nützen könnte."

„Wer weiß!" versetzte der Vicomte, und in seinen stahlblauen Augen blitzte es auf. „Im Vertrauen (und er beugte sich an das Ohr seines Nachbars), ich verfüge über mehr als gewöhnliche Kräfte, ohne mich vorläufig zu rühmen, ein Cagliostro zu sein."

Der Graf schaute den verwegenen Sprecher erstaunt an und man konnte wohl bemerken, daß er dem eben Gehörten nicht volles Vertrauen schenkte. Der Vicomte schien dadurch nicht im Mindesten verletzt.

„Nun, lassen wir das," sagte er mit einem feinen Lächeln, „sollten Sie einmal meiner bedürfen, so bin ich stets der Ihrige."

Die Karten flogen jetzt in schnellem Spiel, die Goldstücke wanderten hin und her, wieder wurde gemischt, dazwischen fielen Späße, und während so Stunde um Stunde verging, ward die Stimmung eine immer erregtere. Besonders an dem Tische des Vicomte ging es sehr lebhaft

zu, eine fieberhafte Aufregung war nach und nach über den Grafen gekommen, anfangs hatte er ziemlich zerstreut gespielt und gleich eine bedeutende Summe verloren, dann hatte er sich gewaltsam zur Aufmerksamkeit gezwungen und war mit einem kurzen Lächeln Fortuna's belohnt worden. Die Freude sollte aber nur eine kurze sein, schnell ging der ganze Gewinn wieder davon und bald folgte diesem noch weit mehr. Alle die Louisd'ore aber rollten zu dem Vicomte, der sie scheinbar höchst nachlässig in seine Tasche schob.

Endlich schlug der Graf in bitterster Aufregung auf den Tisch, daß die Mitspielenden erschrocken zurückfuhren.

„Basta für heute," rief er und seine Stimme zitterte, „der Herr Graf de Briston ist wieder einmal ausgebeutelt bis auf den letzten Louisd'or. Gute Nacht, meine Herren."

Mit diesem fast unhöflich kurzen Gruße stand er auf, nahm seinen Dreispitz und verließ rasch das Café. Draußen auf der dunkeln stillen Straße blieb er einen Augenblick stehen und athmete tief auf, als sei er einem drückenden Alp entflohen. Dann schritt er, ohne auf die milde balsamische Frühlingsluft zu achten, durch verschiedene Gassen und Gäßchen, bis er endlich in eine breite Straße, die Rue Montmartre, einbog und die Thüre eines stattlichen Hauses öffnete, in welchem er darauf verschwand.

Ein alter Diener kam ihm schläfrig auf dem Hausflur entgegen, leuchtete ihm die Treppe hinauf, öffnete ihm die Flügelthüren eines großen Gemaches, zündete in diesem die Lichter eines silbernen Armleuchters an und entfernte sich darauf mit dem Wunsche für eine gute Nacht.

Der junge Graf achtete kaum auf die Worte seines alten Dieners, er warf sich auf ein Sopha und blickte starr vor sich hin. Endlich strich er sich mit der Hand über die Stirne. „Wieder Alles verloren!“ murmelte er vor sich hin. „Oft ist es mir, als ginge es in immer schnellerem Carrière dem Abgrund zu. Ich hatte heute bestimmt darauf gerechnet, daß mir das Glück einmal hold sein würde. Bald werde ich keinen Louisd'or mehr geborgt bekommen. Darum muß es sich auch bald mit Adrienne entscheiden. Ich werde hingehalten von einem Monat zum andern, aber ich werde jetzt Alles daran setzen, mein gutes Recht geltend zu machen. Der Marchese, der mir entschieden den Rang ablaufen will, soll mich kennen lernen, so wahr ich der Graf Jerome de Brisson bin. Wer verlangt heutzutage Liebe — mein Gott! — es ist Alles Konvenienz. So albern wird Adrienne doch nicht sein, daß sie eine schwärmerische Leidenschaft von mir verlangt! Auf jeden Fall wird man sich auf Chateau Milete bald entscheiden müssen, meine Lage wird sonst unerträglich.“

Er schaute auf, wie aus seinen Gedanken erwachend; da trafen seine Blicke ein großes, von einem prächtigen Goldrahmen eingefaßtes Oelbild. Es war das Porträt eines schönen jungen Mannes in der Tracht der fünfziger Jahre des laufenden Jahrhunderts und geschmückt mit dem breiten Bande des Ordens vom heiligen Ludwig.

Mehrere Minuten lang sah der junge Graf das Bild an. „Ja, wahrhaftig,“ rief er dann, „ich kann Dir wenig danken, mein Vater; nicht nur, daß Du unsere Verhältnisse auf die abschüssige Bahn brachtest — Du schufst

Deinem Sohne auch ein Phantom, das ihn reich und sorgenfrei machen soll, das er aber womöglich niemals erhascht. Aber so leichten Kaufes wird er es wahrhaftig nicht schwinden lassen, sonst müßte er ein Dummkopf sein."

Der junge Mann nahm jetzt den Armleuchter und begab sich in das anstoßende Zimmer, wo sein Bett für die Nachtruhe bereit stand. Er stellte den Armleuchter auf das Tischchen neben seinem Bett und begann sich auszukleiden; doch bald hielt er wieder inne und schritt grübelnd auf und ab. Dabei schien sein Unmuth zu wachsen. Endlich warf er sich heftig auf's Bett, verwickelte sich dabei aber mit der rechten Hand in einem der Bettvorhänge, wollte sich mißmuthig von der Fessel befreien und stieß dabei unglücklicher Weise an den Armleuchter. Dieser schwankte einen Augenblick hin und her und stürzte dann um; dabei wehten die Flammen gegen den Bettvorhang und im Nu züngelte flackerndes Feuer an dem seidenen Stoff hinauf.

Erschrocken sprang der junge Graf vom Bett auf, er wollte den brennenden Vorhang herunter reißen, aber während er an dem festen Zeuge zerrte, fielen Funken auf das Bett und schon im nächsten Augenblicke stand dieses in Flammen.

Entsetzt wich der Graf zurück, er suchte nach Wasser, aber nur eine gefüllte Karaffe stand auf dem Waschtisch, das Wasser zur Morgentoilette brachte der alte Diener immer erst kurz vor dem Gebrauch. An ein Dämpfen des jetzt bereits prasselnd zur Decke emporschlagenden Brandes konnte der so unerwartet Aufgeschreckte also nicht mehr denken, er riß eine Thüre, die zum Korridor führte, auf

und stürzte, laut die Dienerschaft rufend, die Treppe zum unteren Stock hinab. Hier gelang es ihm bald, den Kutscher und den alten Kammerdiener zu wecken und schnell waren auch mit Wasser gefüllte Eimer zur Hand, mit denen man wieder zur Brandstätte hinauf eilte. Aber durch die unvorsichtiger Weise offen gelassene Thüre hatte das Feuer Zug bekommen und sich in Folge dessen bereits über die halbe Stube verbreitet. Auch die Fenster waren von der Hitze schon gesprungen und ließen nun von draußen her einen dem Feuer sehr günstigen Luftzug ein. Die drei Männer waren, als sie dieses rasche Umsichgreifen des Brandes erblickten, so bewältigt, daß sie für einen Augenblick thatenlos in die Flammen starrten. Dann aber kam Graf Briston wieder zu sich.

„Mein Gott," rief er, „was sollen hier unsere wenigen Eimer Wasser! Du, Jacques, schnell nach der Feuerwehr an den Tuilerieen, und Du, Robert, nach der am Stadthause, ich werde inzwischen hier thun, was ich kann!"

Der Kammerdiener und der Kutscher stürzten fort, während der Graf die Eimer Wasser in die Flammen goß. Es brauste und zischte zwar mächtig auf, große dicke Rauchwolken hüllten den Löschenden ein, aber der Erfolg war ein ziemlich unbedeutender, denn das Feuer hatte schon zu sehr um sich gegriffen.

Unterdessen war der Brand bereits von einer Patrouille bemerkt worden, eine Abtheilung Soldaten kam die Treppe herauf, mußte aber schon auf dem Korridor umkehren, auf dem ihnen, halb ohnmächtig, halb erstickt vom Qualm, der Graf entgegengestürzt kam. Ein Durcheinanderrufen und

Schreien entstand jetzt, nur mit Mühe wurde der Graf hinabgeleitet in das Zimmer des Kammerdieners, wo er einige Minuten brauchte, um völlig wieder zur Besinnung zu kommen. Eben wollte er eine Frage an den vor ihm stehenden Lieutenant der Patrouille richten, als draußen auf der Straße ein rasselnder Lärm ertönte, die Spritzen von den Tuilerieen fuhren heran und mit ihnen entwickelte sich nun eine fieberhafte Thätigkeit. Die Spritzen begannen zu arbeiten, die Soldaten der Patrouille und Mannschaften der Feuerwehr stürmten die Treppen auf und ab, von außen wurden Leitern an das Haus gelegt und während man hier dicke Wasserstrahlen in den Herd des Feuers sandte, räumte man dort die Zimmer aus, um vor dem gierigen entfesselten Element auf alle Fälle die kostbaren Möbel, Bilder und sonstigen Hausrath in Sicherheit zu bringen. Schnell waren die leichteren Gegenstände herabgeschafft, ein schweres Möbel aber, ein großer stattlicher Sekretär, der im Wohnzimmer stand, schien den Anstrengungen der Männer zu trotzen. Und doch befand er sich in der größten Gefahr, denn mit seiner ganzen Breitseite stand er an der Wand, die das Wohnzimmer vom Schlafzimmer trennte. Endlich gelang es vereinten Kräften, ihn von der Wand abzuschieben, aber wie sollte man ihn dann aus dem Zimmer heraus transportiren? Ihn die Treppe hinabzutragen, wäre eine viel zu langwierige Arbeit gewesen, da fielen die Blicke der Rathlosen auf die breite Balkonthüre des Zimmers; sofort kam man auf den Gedanken, das schwere Möbel vom Balkon mit Seilen hinabzulassen. Schnell wurde das Gitter des Balkons abge-

brochen und der Sekretär mit Aufgebot aller Kräfte auf den Balkon hinausgeschoben. Die Seile waren bald befestigt und nun ging es vorsichtig an das Hinunterlassen. Aber man hatte sich in Bezug auf das Gewicht des Sekretärs doch getäuscht, das Möbel war noch weit schwerer, als man vermuthet hatte. Kaum schwebte der Koloß in der freien Luft, als die Männer oben die Seile nicht mehr zu halten im Stande waren und sich in der verzweifelten Lage sahen, die Stricke loslassen zu müssen. „Platz! Platz!“ konnten sie nur noch dem unten schon sehr zahlreich versammelten Publikum zurufen, und gleich darauf stürzte unter entsetzlichem Gekrach der Sekretär auf das Pflaster.

Schreiend stoben die Leute unten, die den Warnungsruf kaum vernommen, aus einander. Verschiedene waren durch Splitter verletzt worden. Der Sekretär war völlig zertrümmert, alle Schubfächer lagen erbrochen umher und der Inhalt war über die ganze Breite der Straße verstreut.

Da, während man den Verletzten zu Hilfe sprang, und während die Erschreckten wieder zu sich kamen, trat ein elegant gekleideter Mann aus der schwarzen Masse des Publikums auf die Trümmer des Sekretärs zu und hob rasch einen Gegenstand auf, der, soweit man es erkennen konnte, einer Schatulle ähnlich sah. Ein Mann der Feuerwehr, der dies bemerkte, wollte von dem Fremden den aufgehobenen Gegenstand wieder zurückfordern, aber schon war dieser in das Gewühl des Publikums zurückgetreten und nun unauffindbar. Um weiter nachzuspüren, war nicht die geringste Zeit, das Feuer griff mit immer größerer Vehemenz um sich, er-

faßte auch die übrigen Zimmer des Stockwerks, schlug durch die Decken zu den oberen Räumen empor, so daß sogar in kurzer Zeit der Dachstuhl in hellen Flammen stand.

Erst nach Verlauf von zwei Stunden gelang es, des Elementes Herr zu werden, von dem ganzen stattlichen Gebäude aber hatte man doch schließlich weiter nichts gerettet als das unterste Stockwerk. —

Jener Unbekannte welcher in so frecher Weise sich jenen Gegenstand aus dem zertrümmerten Sekretär angeeignet hatte, war unterdessen mit außerordentlicher Schnelligkeit durch verschiedene Straßen geeilt und ging nun erst wieder langsam, als er sich versichert hatte, daß er nicht verfolgt werde und das Gewühl des Brandes genügend weit hinter sich habe. Er barg das Kästchen, denn ein solches war es, sorgfältig unter seinem Mantel und gab sich den Anschein, als sei er ein junger Mann, der vergnügt und sorglos von irgend einem Bankett oder Gelage nach Hause wandere. Endlich bog er in eine kleine dunkle Gasse und verschwand in einem schmalen unscheinbaren Hause. Hier tappte er mehrere Treppen hinauf und öffnete schließlich eine Thüre, durch die er in ein sehr behaglich eingerichtetes Zimmer trat; er zündete darauf ein Licht an und dieses beleuchtete nun das Antlitz des Vicomte Lucien de St. Valentin. Aber das Gesicht, welches in dem Café St. Marc stets von so gewinnender Freundlichkeit belebt war, wurde jetzt durch scharfe unschöne Züge verzerrt, in denen sich häßliche Leidenschaften spiegelten.

„Ich bin überzeugt,“ murmelte der Vicomte, „meine Augen haben mich nicht betrogen, das ganze Aeußere des

Kästchens, die Form, das feste Holz, die Silberbeschläge, Alles deutet darauf hin, daß hier Sachen von Werth verwahrt werden."

Er stellte das Kästchen auf den Tisch und seine stahlblauen Augen funkelten unheimlich, wie er es jetzt betrachtete; er versuchte es zu öffnen, aber es war fest verschlossen. Da zog er die Schublade einer Kommode auf und holte aus dieser ein Bündchen mit kleinen Schlüsseln hervor, suchte mit diesem und jenem aufzuschließen, aber keiner wollte passen. Da ward er unwillig, faßte das Kästchen und riß den Deckel mit einem kräftigen Ruck auf, daß das Schloß krachend aus einander sprang. Ein kleines Packetchen fiel auf den Tisch, das war Alles. Die Enttäuschung, welche sich im ersten Augenblicke auf dem Gesichte des Vicomte malte, wich aber schnell einer freudigen Ueberraschung, denn auf dem Packetchen stand mit etwas unsicherer Hand geschrieben: „Dokument für meinen Sohn Jerome. Zu vernichten von demselben, wenn er seine rechtmäßige Braut, die Tochter des Marquis de Lorme, heimgeführt hat, jedoch zu öffnen, falls von Seiten des Marquis der Verheirathung Schwierigkeiten entgegen gesetzt werden sollten.".

Der Vicomte athmete tief auf.

„Einen solchen Glücksgriff habe ich lange nicht gethan," sagte er zu sich selbst. „Nun, er soll mir glänzende Zinsen tragen."

Er öffnete jetzt das Packetchen und zog, nachdem er mehrfache Umhüllungen abgestreift, einen zweimal zusammengefalteten Bogen von dickem holländischem Papier hervor, auf welchem von derselben Hand, die die Aufschrift des

Packetchens gemacht hatte, eine ganze Seite von oben bis bis unten beschrieben war. Fast gierig flogen die Augen des Vicomte über die Zeilen, je weiter er kam, desto lebhafter schien ihn der Inhalt zu interessiren. Als er zu Ende war, klappte er den Bogen heiser lachend zusammen.

„Wahrhaftig,“ rief er dabei, „solch' Glück habe ich mein Lebtag noch nicht gehabt! Nun, ich werde daraus Kapital schlagen, daß dem alten de Lorme dabei Hören und Sehen vergehen soll!“

Sorgfältig legte er nun das Dokument mit sammt der Emballage wieder in das Kästchen und verschloß dieses nun in jene Kommodenschublade, aus welcher er vorhin das Bund kleiner Schlüssel geholt hatte. Darauf schritt er wohl eine halbe Stunde lang in seinem Zimmer grübelnd auf und ab. Bald glitt ein Schatten über sein Gesicht, bald ein hämisches Lächeln, bald blitzte es in seinen Augen auf, bald zogen sich die Augenbrauen energisch zusammen. Lebhafte unheimliche Gedanken wogten in ihm auf und nieder, bis er sich endlich, für heute wenigstens, bemeisterte und in der anstoßenden Kammer zur Ruhe begab.

Am anderen Morgen hatte die gute Stadt Paris eine große Neuigkeit durchzusprechen. Das noch gestern so stattliche Wohnhaus des jungen Grafen Jerome de Briston war so erheblich vom Feuer zerstört worden, daß man allgemein der Ansicht war, eine Reparatur könne hier nichts helfen, hier müsse ein vollständiger Neubau vorgenommen werden. Aber, und hier lag meist der Schwerpunkt der Unterhaltungen, woher sollte der junge Graf das Geld für

den kostspieligen Neubau nehmen? Es war allgemein bekannt, daß schon der allerdings früh verstorbene Vater des jungen Herrn weit mehr Geld verbraucht hatte, als er gedurft hätte, der junge Graf aber hatte noch ein weit verschwenderischeres Leben geführt, viele Schulden gemacht und in Folge dessen seine Vermögensverhältnisse tief zerrüttet, so daß ihm von dem Hause in der Rue Montmartre und dem kleinen Schlößchen Parcourt, wo seine Schwester Marion tief eingezogen lebte, kaum noch der zehnte Theil gehörte. In der That fühlte sich denn auch der junge Graf von dem unerwarteten Schicksalsschlage auf's Härteste getroffen, er saß in dem Wohnzimmer seines Kammerdieners, den Kopf in die rechte Hand gestützt und grübelte über seine trostlose Lage nach. Da klopfte es plötzlich an die Thüre und auf sein „Herein!" trat zur Verwunderung des jungen Grafen der Vicomte de St. Valentin in's Zimmer. Der unerwartete Besuch bemerkte die Ueberraschung auf dem Gesichte des Grafen, aber er machte die Miene, als kümmere ihn das nicht. Er drückte zunächst sein Bedauern über das Unglück aus, welches das gräfliche Haus getroffen hatte und dann fuhr er in fast feierlichem Tone fort:

„Aber hier hilft kein Beklagen, kein Jammern, sondern hier ist werkthätige Hilfe nöthig, und die Ihnen anzubieten, verehrter Herr Graf, bin ich gekommen."

Das Erstaunen des Grafen de Briston wuchs noch mehr.

„Wie Ihnen bekannt sein wird," fuhr der Vicomte in demselben Tone fort, „gehöre ich zu den seltenen Menschen,

die über mehr gebieten, als über die physischen Kräfte und die gewöhnlichen Geistesgaben. Höhere Wesen sind mir zugethan und haben mich mit Eigenschaften ausgestattet, von denen der gewöhnliche Mensch kaum eine Ahnung hat, und so stehen mir denn Mittel zu Gebote, mit deren Hilfe ich anscheinend Unglaubliches zu leisten vermag. Ich besitze einen außerordentlichen Einfluß auf Menschengeister, sobald ich es will und vermag in die Vergangenheit wie in die Zukunft zu schauen."

Er hielt inne und beobachtete offenbar die Wirkung seiner Worte. Diese schien nicht ganz nach Wunsch ausgefallen zu sein. Briston schaute den Vicomte ungläubig an.

„Alle Wetter, Herr v. St. Valentin," sagte er dann, „und davon hatte ich bisher keine Ahnung?"

„Sie scheinen Zweifel in meine Worte zu setzen, es wird mir ein Leichtes sein, Sie zu überzeugen, und zwar will ich dabei zugleich das Feld betreten, auf dem ich Ihnen nützen möchte."

„Das wäre der Kürze wegen allerdings der einfachste Weg," warf der Graf fast spöttisch ein.

Der Vicomte zeigte sich aber dadurch nicht verletzt, es schien vielmehr, als sei er ein derartiges Benehmen schon gewöhnt und als könne dasselbe seinen nachherigen Triumph nur erhöhen.

„Nun wohlan," versetzte er in ruhigem Tone, „Sie befinden sich in sehr schlechten Vermögensverhältnissen, der Brand Ihres Hauses hat Sie noch mehr ruinirt. Um Ihren pekuniären Verhältnissen aufzuhelfen, ward schon von Ihrem seligen Herrn Vater Ihre Verheirathung mit der Tochter

des reichen Marquis de Lorme beschlossen. Die Umstände, welche den reichen Marquis veranlaßten, sich zu dieser projektirten Heirath bereit zu finden, dürften Ihnen vielleicht unbekannt sein und sind in der That auch bis jetzt ein tiefes Geheimniß."

„Mein Vater und der Marquis," warf der junge Graf ein, „waren sehr intime Jugendfreunde und so mag wohl der einzige Grund zu dem Projekte dieser Heirath in dieser Jugendfreundschaft zu suchen sein."

„Nicht das, gerade im Gegentheil," erwiederte der Vicomte, „das Projekt ist in Folge einer blutigen Feindschaft entstanden. Allerdings waren Ihr Herr Vater und der Marquis intime Jugendfreunde; Beide geistvoll und strebsam, waren sie darauf bedacht, sich eine hervorragende Stelle im Staate zu erwerben, ja sich womöglich berühmt zu machen. Dabei aber begegneten sie sich häufig auf gleichen Wegen und nach und nach trat in Folge dessen eine gewisse Gereiztheit ein. Der Eine wähnte sich öfter von dem Andern überflügelt, ja benachtheiligt, und so erwuchs in den Herzen der beiden jungen Männer ein stiller, bitterer Haß. Die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Eine Kammerherrnstelle war bei Hofe neu zu besetzen und der Marquis erhielt sie. Da brach der lange verhaltene Groll Ihres Vaters hervor. Auf dem Rückwege von Versailles, der eine Zeit lang ein gemeinschaftlicher war, kam es zu einem Wortwechsel, bei dem man sich so erhitzte, daß man schließlich den Degen zog. Ein kurzer Kampf entspann sich, in der Erregung gab sich Ihr Vater eine Blöße und der Marquis stieß ihn nieder."

Ein Ausruf des höchsten Erstaunens entfuhr dem Grafen. „Mein Vater wurde ermordet!“ rief er.

„Man kann diese That,“ fuhr der Vicomte fort, „nicht so ohne Weiteres einen Mord nennen. Aber es war auch freilich kein regelrechter Zweikampf. Genug, die That war einmal geschehen, der Verwundete wurde mit Hilfe einiger Arbeiter, die des Weges kamen, nach dem Schlößchen Parcourt getragen und hier lag er viele Wochen auf einem Schmerzenslager. Anfangs war die Wunde nicht so gefährlich erschienen, dann aber kam plötzlich der Brand hinein und der Schwerleidende starb. Vorher jedoch war folgende Vereinbarung zu Stande gekommen: der Marquis de Lorme, von bitterer Reue erfaßt, war an das Schmerzenslager seines ehemaligen Freundes getreten und dieser hatte ihm, um einigermaßen die Zukunft seiner Familie, die er mit zerrütteten Vermögensverhältnissen zurückließ, zu sichern, das Versprechen abgenommen, daß, falls der Himmel dem Hause de Lorme eine Tochter schenken würde, diese dereinst die Gattin seines derzeit erst drei Jahre alten Sohnes Jerome werden solle. Mit Schwur und Handschlag wurde das Versprechen bekräftigt. Schon vier Wochen nach dem Tode Ihres Vaters trat auf Chateau Milete das Familienereigniß ein, das bekanntlich der Frau Marquise das Leben raubte. Die kleine Adrienne ist mittlerweile zur Jungfrau erblüht, aber — Sie wissen selbst, daß bis jetzt wenig Aussicht auf die projektirte Heirath ist, obgleich sie mittlerweile für das gräfliche Haus wünschenswerther denn je geworden ist.“

„Ja bei Gott,“ brachte der junge Graf fast stöhnend

hervor, „es ist unerhört, ein so heiliges Wort brechen zu wollen. Das heißt auf den ersten Schurkenstreich einen zweiten häufen! — Aber ich staune, wie Sie von alledem Kenntniß haben.“

„Lassen wir das,“ versetzte der Vicomte, „möge es sich vorläufig nur darum handeln, ob Sie mir vertrauen wollen oder nicht. Wenn Sie Ihr Geschick in meine Hände legen, so mögen Sie versichert sein, daß Sie nach Verlauf von drei Monaten der Gatte der reichen Adrienne de Lorme sind. Durch meine Fähigkeiten, vermittelst geheimer Kräfte auf die Gemüther der Menschen zu wirken, wird es mir ein Leichtes sein, das Herz des alten Marquis und besonders das der jungen Marquise, das jetzt, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, dem italienischen Marchese da Rimini zugewandt ist, Ihnen zu gewinnen. — Ich will durchaus offen mit Ihnen reden, vorher soll Sie das Unternehmen keinen Sou kosten, nach Abschluß der Angelegenheit zahlen Sie mir 10,000 Livres, für Sie dann eine Kleinigkeit.“

Der junge Graf sah den Vicomte einen Augenblick an, dann streckte er ihm die Hand entgegen und rief: „Es sei! Sie sind so tief eingeweiht in alle diese Verhältnisse, Sie kennen die Details weit genauer als ich, so daß wohl die Annahme berechtigt ist, Sie stehen mit höheren Mächten in Verbindung. Leiten Sie die Herzen des de Lorme-schen Hauses und gelingt es Ihnen, mir Adrienne als Gemahlin zuzuführen, so stehe ich Ihnen mit meinem Edelmannsworte dafür, daß Sie von mir die 10,000 Livres erhalten.“

Der Vicomte legte jetzt seine Rechte in die des Grafen

und indem seine Augen triumphirend leuchteten, sagte er: „So sei hiemit der Vertrag geschlossen. — Das Nächste wird nun sein, daß Sie so wenig wie möglich dem Publikum zeigen, wie schwer Sie das Brandunglück getroffen hat. Ebenso rathe ich Ihnen, Ihre mißlichen Vermögensverhältnisse so viel als thunlich zu verbergen, ja es wird sogar nöthig sein, daß Sie einmal die ländliche Ruhe von Schloß Parcourt unterbrechen und dort ein kleines Fest geben, zu dem Sie auch den Marquis und seine Tochter einladen. Die Höflichkeit erfordert, daß die Herrschaften die Einladung annehmen, und mir geben Sie dadurch Gelegenheit, mit dem alten Herrn sowohl wie mit dem gnädigen Fräulein persönlich bekannt zu werden. Für das Weitere lassen Sie mich dann sorgen. — Und so denn einstweilen Adieu!“

Mit einem sonderbaren Ernst verneigte sich der Vicomte leicht und verließ das Zimmer.

Klopfenden Herzens sah ihm der Graf nach, er fühlte, daß ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben auf geheimnißvolle Weise eingetreten war.

Drittes Kapitel.

Die Erscheinung auf Schloß Parcourt.

Der Feuerlärm der Nacht hatte auch Edmond Roux aus dem Schlafe aufgestört, der Wirth hatte ihn jedoch wieder beruhigt und so war er auf seinem Zimmer geblieben. Am anderen Morgen klopfte er sodann abermals, mit seiner Geige unter dem Arm, an die Hausthüre des Herrn Firé. Er war heute glücklicher als am Tage vor-

her und wurde ohne Zögern bei seinem Gönner vorgelassen. Derselbe empfing seinen jungen Protegé auf's Freundlichste, aber er vermochte nicht, sich aus dem großen Lehnstuhle, in welchem er saß, zu erheben, so sehr hatte ihn schon eine langwierige Krankheit geschwächt. Der Geist des alten Herrn war aber noch völlig frisch und aus den großen dunkeln Augen glänzte ein lebhaftes Feuer, besonders als Edmond mit beredten Worten von seiner hohen Verehrung für die Musik sprach.

„Recht so, recht so, junger Freund," rief wiederholt der alte Herr, „streben Sie rüstig vorwärts, und an mir soll's nicht fehlen, ich habe schon manches junge Talent auf die richtige Bahn geleitet. Aber nun lassen Sie mich auch etwas hören; ich sehe, Sie haben Ihr Instrument mitgebracht."

Edmond griff schnell nach seiner Violine und begann nach kurzem Besinnen eine seiner eigenen Kompositionen vorzutragen. Herr Ernest Firé lauschte schon nach den ersten Takten aufmerksam und bald immer gespannter und als Edmond schloß, brach er in den lebhaftesten Beifall aus.

„Eigenes Werk?" fragte er.

Edmund erröthete.

„Brav, sehr brav! Hie und da wäre noch ein geschickterer Uebergang nöthig und dort, wo Sie wieder zur ersten Melodie zurückgehen, machten Sie einen Verstoß gegen die Regel. Der kommt aber öfter bei Anfängern vor; wir werden Contrapunkt studiren, dann passirt Ihnen das nicht mehr. Doch spielen Sie mir noch eine zweite Piece."

Edmond setzte abermals seine Geige an und spielte sein

Lieblingsstück. Er hatte jetzt schon weit mehr Muth und strich daher den Bogen schon viel kräftiger. Noch war er nicht bis zur Hälfte seiner Komposition gelangt, als leise die Stubenthüre geöffnet wurde und ein älterer, etwas korpulenter und sehr elegant gekleideter Herr in's Zimmer trat, mit dem Bedeuten, sich durch sein Erscheinen ja nicht stören zu lassen. Edmond spielte denn auch, während sich der Herr auf einen Stuhl setzte und aufmerksam zuhörte, sein Stück ruhig zu Ende und hatte nun die Freude, daß Herr Firé sowohl wie der Fremde des Lobes über die tüchtige Leistung voll waren. Darauf stellte denn auch Herr Firé die beiden Männer einander vor, wodurch Edmond erfuhr, daß der Fremde der außerordentlich musikliebende Marquis v. Chateau Milete sei. Es entspann sich nun ein lebhaftes Gespräch über die Zwecke, die Edmond in Paris verfolgen wolle, dann über die Musik, bis man endlich bei Meister Gluck anlangte, für den der Marquis sowohl wie Herr Firé die höchste Verehrung hegten. Schließlich bemerkte der Marquis noch gegen Edmond, daß in seinem Hause sehr viel Musik getrieben werde und daß er hoffe, auch der junge Künstler werde sich in Zukunft mit an den verschiedenen kleinen Aufführungen betheiligen. Herrn Firé drückte er sodann seine Freude darüber aus, daß er ihn verhältnißmäßig so wohl gefunden habe und verabschiedete sich mit gewinnender Freundlichkeit. Auch Edmond glaubte im Interesse des Kranken nun gehen zu müssen, er dankte auf's Herzlichste für die so freundliche Aufnahme und erhielt dafür die Zusicherung der lebhaftesten Unterstützung bei seinen künstlerischen Bestrebungen.

Als der junge Künstler wieder auf die Straße trat, athmete er tief auf. Er fühlte es, er hatte die Feuerprobe bestanden und dieselbe war für ihn verheißungsvoll günstig ausgefallen. Alle bangen Sorgen, die ihn in melancholischen Stimmungen aufgesucht hatten, schienen ihm nun für immer gebannt; mit einem redlichen Streben mußte er nun zu seinem Ziele gelangen, mußte er ein tüchtiger Künstler werden.

Er trug jetzt seine Geige hinauf in sein Stübchen und unternahm dann eine Wanderung durch die Straßen, um sich die glänzende Hauptstadt anzusehen. Bald hatte er die Boulevards erreicht, wo das größte Leben pulste, prächtige Equipagen auf und ab rollten, mit goldenen Arabesken verzierte Sänften von reichbetreßten Dienern eiligen Schritts dahergetragen wurden und auf den Bürgersteigen eine modisch geputzte Menge bunt durch einander wogte. Dieses lebendige Treiben hatte für Edmond außerordentliche Anziehungskraft. Er, der einfache Sohn der Provinz, konnte sich gar nicht satt sehen an diesem Luxus und dieser Pracht. Doch mitten in diesem Anstaunen wurde ihm eine fast peinliche Ueberraschung, denn eben als er in den Boulevards des Italiens einbog, trat ungefähr zehn Schritte vor ihm ein Mann aus einem Hause, der kein Anderer war, als sein Reisegefährte Barbe, der ihm im Gasthof zum blauen Banner auf so unverschämte Weise ein Mittagbrod abgeschwindelt hatte. Nun kam der Gauner auch noch die Straße herauf; Edmonds bemächtigte sich die unangenehmste Verlegenheit, er wäre dem Menschen so gern ausgewichen und schon hatte ihn auch dieser erkannt. Einen

Augenblick schien Barbe betroffen zu sein, aber gleich darauf faßte er sich wieder.

„Sieh da, mein junger Freund," rief er und trat auf Edmond zu, „sind Sie glücklich in Paris angekommen? Ich konnte mich damals im blauen Banner nicht mehr von Ihnen verabschieden, ein Geschäftsfreund, den ich am Hause traf, nachdem ich mir meine Pfeife angezündet hatte, machte mir eine eilige Bestellung und so konnte ich nicht noch einmal zu Ihnen zurückkommen. Ich bin Ihnen bei dieser Gelegenheit auch noch einige Sous schuldig geblieben, nun, ich dachte mir schon, daß wir uns bald wieder treffen würden — beim nächsten Glase Wein, das wir zusammen trinken, werde ich die Kleinigkeit in's Gleiche bringen."

Edmond wußte nicht, was er hierauf erwiedern sollte. War dies Alles wirklich nur gelogen, oder hatte sich doch vielleicht der Wirth zum blauen Banner in der Person Barbe's geirrt? Außerdem machte der Mann jetzt einen weit günstigeren Eindruck als früher, denn er trug eine zwar einfache, aber doch sehr anständige bürgerliche Kleidung. Durch die Schweigsamkeit Edmonds zeigte er sich nicht im Mindesten verletzt, sondern plauderte behaglich weiter und benahm dadurch auch seinem schweigsamen Gegenüber die Verlegenheit, so daß bald eine lebhafte Unterhaltung zu Stande kam. Barbe fragte den jungen Musiker in ungenirter Weise aus, wo er wohne, welche Besuche er gemacht habe, mit welchen Persönlichkeiten er noch in Verbindung treten werde und was dergleichen mehr war, so daß schließlich Edmond seine ganzen Verhältnisse dem Frager

berichtet hatte. Mit einem jovialen Gruße verabschiedete er sich dann.

Ein recht unbehagliches Gefühl überkam nun Edmond, es war ihm, als hätte er einem Unwürdigen seine tiefsten Geheimnisse mitgetheilt, und doch konnte eigentlich das, was er gesagt hatte, Jedermann wissen. —

Die nächsten Tage verflossen nun dem jungen Musiker ziemlich schnell. Meister Firé gab ihm die verschiedensten Anweisungen, sich in seinem Spiel noch zu verbessern, lieh ihm theoretisch-musikalische Werke, die er nun durchzustudiren begann und die sein ganzes Denken in Anspruch nahmen. Bei dem Wirthe des Café St. Marc blieb er vorläufig noch wohnen, weil ihm einestheils das kleine Stübchen sehr wohl behagte, anderntheils die nöthige Ortskenntniß noch fehlte, sich ein anderes, besonders etwas ruhigeres Logis zu suchen. Zudem hatte ihm sein Gönner Firé wiederholt versprochen, er wolle sich für ihn nach einer in jeder Hinsicht passenden Wohnung umsehen, sobald er nur wieder wohler werde. Allein diese erhoffte Genesung wollte durchaus nicht eintreten, im Gegentheil, die Krankheitsanfälle wurden immer heftiger und mit größter Besorgniß sah Edmond der Zukunft entgegen. Auch der Marquis v. Chateau Milete, der fast täglich vorsprach und sich nach dem Befinden seines alten Freundes erkundigte, wurde immer ernster und trauriger. Gegen Edmond zeigte er sich stets außerordentlich freundlich und liebenswürdig, und als einmal die Unterhaltung darauf kam, daß nun schon seit lange kein Trio oder Quartett

auf Chateau Milete gespielt worden sei, überraschte er so- gar den jungen Künstler mit der Frage, ob er nicht wäh- rend der Krankheit des Meister Firé dessen Stelle bei den kleinen Musikaufführungen übernehmen wolle. Edmond wagte kaum, die Zusage zu geben, da aber auch der alte Firé bemerkte, daß diese Vertretung schon gehen werde, so ver- sprach er mit größter Bereitwilligkeit, bei den Konzerten mitzuwirken.

Der alte Marquis war sichtlich hoch erfreut, für die schon längst schmerzlich entbehrte Kraft des Meister Firé eine neue gewonnen zu haben und verabredete mit dem jungen Musiker sofort eine Probe für den Nachmittag des nächsten Tages; sodann beschrieb er ihm die Lage des kleinen Schlößchens Milete, welches kurz vor St. Cloud mit seinen hellgelben Mauern freundlich aus einem Parke hervorsehe.

Gewissenhaft zur verabredeten Zeit machte sich am an- deren Tage Edmond mit seiner Geige auf den Weg nach Chateau Milete. Frohen Muthes wanderte er die Champs Elysées hinauf und bog dann oben links nach der Seine hinab. Doch ehe er die breite Allee verließ, ward ihm noch eine große Ueberraschung. Eine kleine offene Kutsche mit einem hübschen Rappen rollte an ihm vorüber, und in derselben saß, graziös zurückgelehnt, die schöne junge Dame, welche ihm in jenem Parke in der Nähe des blauen Ban- ners so freundlich entgegengetreten war. Wie ein holder Schutzengel war sie seitdem mehrmals nächtlich durch seine Träume gezogen, so daß es ihn auch jetzt fast gemuthete, als sei die Dahinfahrende nicht ein Menschenkind von

Fleisch und Blut, sondern eine gütige Fee, die sich ihm auch einmal im hellen Sonnenschein glückverheißend zeigen wolle. Unwillkürlich griff er nach seinem Hute, grüßte und hatte die Freude, zu sehen, daß ihm das Fräulein dankte.

Nach kurzer Wanderung durch das Bois de Boulogne gelangte er an das Ufer der Seine, schritt hierauf über die Brücke von St. Cloud und war kaum eine Viertelstunde an dem linken Ufer hinaufgewandert, als er auch schon das kleine schmucke Schlößchen aus dem Grün hervorlugen sah. Als er durch das Gartenthor eintrat, kam ihm eine höchst elegant gekleidete junge Dame entgegen, an deren Seite ein junger Herr, ebenfalls in feinster modischer Tracht, daherschritt. Auf die fragenden Mienen des jungen Mädchens entschuldigte Edmond die etwaige Störung mit dem Bemerken, daß er von dem Herrn Marquis zu einer kleinen Konzertprobe bestellt sei. Bei diesen letzten Worten leuchtete es freudig in den Augen der jungen Dame auf, sie hieß den jungen Künstler in zuvorkommender Weise willkommen und geleitete ihn zum Schlosse hinauf, in einen Salon, wo sie ihn mit ihrem Begleiter allein ließ mit dem Bemerken, daß sie ihren Vater von seiner Ankunft benachrichtigen wolle. Unterdessen bot der junge Herr Edmond einen Sessel an und begann dann in gewandter Weise eine Konversation über Musik, von der er reiche Kenntnisse zu besitzen schien. Bald kam dann auch der alte Marquis, der dem Künstler in der jungen Dame seine Tochter Adrienne und in dem jungen Herrn einen Freund des Hauses und auch einen Freund der Frau Musika, den Marchese da Rimini, vorstellte.

Ohne viel Umschweif führte der Marquis sodann den Ankömmling in ein anstoßendes Zimmer, das auf das Freundlichste mit großen Porträts berühmter Musiker geschmückt war und in welchem ein Klavier, eine kleine Orgel und zwei Notenpulte standen, während sich in einem offenen Glasschranke verschiedene Violinen und Bratschen zeigten.

„Hier verlebe ich meine schönsten Stunden,“ rief der Marquis, während er vergnügt auf die Instrumente zeigte, „und sollte es mich von Herzen freuen, wenn auch Sie sich mit der Zeit hier recht heimisch und behaglich fühlten. Mein alter Freund Firé befand sich hier stets in seiner besten Laune; stand er hier vor diesem Pulte und strich seine Geige, so gab es für ihn keine andere Welt, als das Reich der Musik.“

„Wenn es mir jetzt auch noch nicht im Entferntesten gelingen kann,“ versetzte Edmond, „den Meister Firé zu ersetzen, so werde ich mich doch bemühen, ihn so gut wie möglich zu vertreten, um mich einigermaßen der Ehre würdig zu zeigen, die Sie mir erweisen, indem Sie mir gestatten, mit Ihnen zu spielen.“

„Ei, ei! Was haben Sie schon in dem guten Paris für Komplimente zu machen gelernt,“ erwiederte der Marquis heiter, mit dem Finger drohend. „Hier aber bitte ich Sie um ein ganz ungenirtes Benehmen; unter uns Musikanten herrsche ein collegialischer Ton.“

Der alte Herr befand sich offenbar in der rosigsten Laune; die Freude, einen Ersatz für den so schmerzlich entbehrten Firé gefunden zu haben, leuchtete ihm sichtlich aus den Vertrauen erweckenden lebhaften Augen.

Auf Edmond machte die liebenswürdige Art, sich zu geben, den besten Eindruck; er fühlte sich bald zu dem alten Herrn hingezogen, wie zu einem väterlichen Freunde, so daß jede Befangenheit schnell schwand.

Der Marquis war mittlerweile an einen großen prächtigen Notenschrank getreten und zog die verschiedensten Hefte heraus, Kompositionen von Lulli, Piccini, Rameau, Gluck und Anderen. Schnell wählte man sodann und bald klangen die anmuthigsten Melodien durch die offenen Fenster hinaus in den Waldschatten des herrlichen stillen Parkes, welcher ringsum das Schlößchen Milete umgab.

Ein Gärtner, welcher nicht weit von dem Musikzimmer arbeitete, horchte entzückt, wenn eine jener innigen Weisen des Meister Gluck zu ihm herüber klang, auch eine Zofe, welche, mit einer Stickerei beschäftigt, in einer kleinen Laube saß, hielt oft in ihrer Arbeit inne, den einschmeichelnden Tönen zu lauschen, nur das stattliche junge Paar, von dem man wohl am ersten ein Verständniß für die schöne Musik hätte erwarten können, der Marchese da Rimini und die Tochter des Hauses, schritt in den schattigen Wegen auf und nieder, ohne dem Geigenspiel auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Freilich waren die beiden jungen Leute so in ihr Gespräch vertieft, daß die Außenwelt für sie gar nicht vorhanden zu sein schien. Aber sie plauderten nicht laut, wie etwa in ungenirter Heiterkeit, sondern der Marchese sprach leise, fast in flüsterndem Tone zu seiner schönen Begleiterin und dabei hingen seine dunkeln geistvollen Augen an ihrem schönen Antlitze, als könnten sie sich nicht satt sehen an den zarten Linien und dem rosigen

Munde. Bisweilen erröthete das Mädchen, und dann ging ein Strahl glückseliger Freude über das Antlitz des Marchese. Schließlich erfaßte er ihre Hand, zog sie an seine Lippen und drückte einen heißen Kuß darauf, doch im nächsten Augenblicke fuhr das Mädchen erschrocken zusammen und auch der Marchese richtete sich betroffen auf. Die Stille des Parkes war plötzlich durch das Geräusch eines heranrollenden Gefährtes unterbrochen worden, das jetzt vor dem Parkthor hielt.

Ueber das Antlitz des Mädchens hatte sich eine Purpurröthe ergossen, hastig entzog sie ihrem Begleiter die Hand und wandte sich nach dem Schlosse.

„Wir scheinen Besuch zu bekommen," sagte sie, „Sie entschuldigen wohl, wenn ich Sie allein lasse, ich muß den Vater von der Ankunft desselben benachrichtigen."

Damit eilte sie leichten Schritts dem Schlosse zu, während der Marchese stehen blieb und ihr nachschaute.

Die kleine Karosse, welche vor dem Parkthore hielt, trug das gräflich Briston'sche Wappen und der junge Graf Jerome war es, der jetzt aus dem Wagen heraussprang und die breite Allee nach dem Schlosse einschlug. An dem Portal des Schlößchens empfingen ihn der Marquis und dessen Tochter, zwar etwas verwundert, aber doch auf's Höflichste, und geleiteten ihn in den Salon.

Der mit den feinen Umgangsformen wohlvertraute junge Graf wußte gewandt das Unerwartete seines Besuchs zu rechtfertigen, indem er bald nach den ersten Begrüßungen mit der Bitte hervortrat, der Herr Marquis und Fräulein Adrienne möchten dem Hause Briston demnächst die

Ehre ihres Besuchs zu Theil werden lassen. Er und seine Schwester Marion beabsichtigen, auf Schloß Parcourt ein kleines Frühlingsfest zu geben, bei dem der alte hochverehrte Freund des Hauses doch nicht fehlen dürfe.

Der Marquis war über diese Einladung noch mehr verwundert als über den Besuch des Grafen; er erwiederte, daß er leider der freundlichen Einladung nicht Folge leisten könne, er sei bereits zu alt geworden und besuche schon seit lange keine größeren Gesellschaften mehr.

Der junge Graf ließ sich jedoch so schnell nicht abweisen, er entgegnete, daß man bereits für alle Bequemlichkeiten des Herrn Marquis gesorgt habe, und daß sogar ein Schlafzimmer für ihn hergerichtet worden sei, damit er nicht zur späten Abendstunde noch die beschwerliche Rückfahrt nach Schloß Milete zu machen brauche.

Dieser liebenswürdigen Fürsorge gegenüber durfte der Marquis allerdings keine abschlägige Antwort geben, und so sagte er denn bestimmt zu, mit seiner Tochter bei dem Feste zu erscheinen, worauf der Graf sich wieder empfahl und von dem alten Marquis bis an die kleine Freitreppe des Schlößchens geleitet wurde.

Als er sodann die Allee zum Parkthor hinabschritt, athmete er mehrmals tief auf.

„Das muß ich sagen," murmelte er vor sich hin, „das war eine Klippe, an der beinahe alle Pläne zerschellt wären. Aber in Folge meiner pfiffigen Berechnung wird der Alte denn doch glücklich in die Falle gehen."

Er lachte auf.

„Wie sie kühl und vornehm that," fuhr er dann wieder

fort, „diese stolze Adrienne, aber das ändert sich mit der Zeit, steht sie nur erst unter dem Wappen der Bristons.“

Mit einer siegesgewissen Miene schaute er sich noch einmal um, zuckte aber in demselben Augenblicke heftig zusammen und ballte die Faust.

„Wieder dieser nichtswürdige Marchese,“ stieß er halblaut aus, indem er zornige Blicke nach dem jungen Italiener warf, der langsam, wie in Gedanken, aus einem Seitenwege des Parkes heraustrat und der Freitreppe des Schlößchens zuging. „Aber mit Deinem Spiel ist's aus, wir werden sehen, wer zuletzt lacht.“

Mit diesen Worten sprang er in seinen Wagen und fuhr wieder der Hauptstadt zu.

Durch das Erscheinen des jungen Grafen und seine Einladung war eine sonderbare, fast drückende Stimmung auf Schloß Milete hervorgerufen worden. Die rosige Laune des Marquis war ganz verschwunden, es war ihm, als bereite sich in Folge der Einladung ein Verhängniß vor, dem er nicht entrinnen könne und dem er erliegen werde. Besorgt sah Adrienne zu dem Vater hinüber, aber sie fand keine fröhlichen Worte, den Verstimmten zu erheitern; auch in ihr stiegen bange Ahnungen und Befürchtungen auf. In den Augen des Grafen hatte es so ganz eigenthümlich gelodert, und als er sie einmal angeschaut, war es ihr gewesen, als hätte er Gift in ihr bebendes Herz gegossen.

Endlich faßte sie sich aber, ja sie ärgerte sich über ihre Besorgniß, für die sie zunächst ja gar keinen Grund hatte, und als nun der Marchese in den Salon trat, ward ihr

schönes Antlitz wieder heiter, setzte sie doch ihre ganze Hoffnung auf ihn, den edlen und stets umsichtigen Geliebten! Aber diese Gedanken verbarg sie noch mit mädchenhafter Scheu; sie machte sich schnell etwas zu schaffen, klingelte dem Diener und befahl diesem, den Kaffee zu bringen, da die Stunde für diesen herangerückt war, und dann Herrn Edmond Roux zu bitten, in den Salon zu kommen.

Bald saß man dann auch vor dem dunklen Tranke Arabiens und die Stimmung hob sich wieder. Besonders war es der Marchese, der, die plötzliche Wandelung wohl bemerkend, sich als den anregendsten Gesellschafter erwies, mit beredtem Munde von seinem Vaterlande Italien erzählte, von dem alten Schlosse seines Vaters, dann von den herrlichen Musikaufführungen in der St. Peterskirche zu Rom, endlich vom Karneval und den hundert lustigen Spässen, die er und seine Freunde an diesem allgemeinen Volksfeste gemacht und durchlebt.

Als das Kaffeestündchen zu Ende war, konnte es in der That scheinen, als sei die alte Heiterkeit vollständig wieder zurückgekehrt, selbst der alte Marquis scherzte wieder, aber in seinen Augen lag doch immer noch eine seltsame Melancholie, die sich nicht hatte verscheuchen lassen.

Edmond verabschiedete sich jetzt; der alte Herr dankte ihm auf's Wärmste für den musikalischen Genuß, den er ihm bereitet, und bat ihn freundlich, seinen Besuch recht bald zu wiederholen. Auch Fräulein Adrienne sagte ihm einige liebenswürdige Worte, und so kehrte er mit dem angenehmen Gefühl nach Paris zurück, Eintritt in eine feingebildete Familie erhalten zu haben, von der er nur

in jeder Beziehung lernen konnte, sei es gesellschaftliche Tournüre, die ihm, das fühlte er oft recht peinlich, noch so sehr abging, sei es in musikalischer Hinsicht, in welcher sich ihm der alte Marquis als ein überaus feinsinniger Kenner erwiesen hatte.

Daheim angekommen, stieg er sofort in sein Stübchen hinauf und wurde hier durch einen Brief überrascht, der auf seinem Tische lag. Verwundert beschaute er die Aufschrift, ja, sie enthielt seinen Namen, das Schreiben war an ihn — aber wer sollte sich schriftlich an ihn wenden! Er öffnete und las:

„Mein lieber Freund!

Dieser Tage ist mir von einem hohen Herrn der Auftrag geworden, eine difficile Angelegenheit zu ordnen, die außer mir noch die Hilfe eines intelligenten Mannes erfordert. In Folge dessen wende ich mich vertrauensvoll an Sie. Ich habe Sie als einen ebenso umsichtigen wie charakterfesten jungen Mann kennen gelernt und bin überzeugt, daß Sie den Anforderungen, die bei dieser Angelegenheit an Sie gestellt werden würden, vollständig gewachsen sind. Sodann füge ich noch hinzu, daß man sich für Ihre Mithilfe in der generösesten Weise erkenntlich zeigen wird.

Haben Sie also die Güte, mir Ihre Bereitwilligkeit (am liebsten persönlich) mitzutheilen, ich würde Ihnen dann gleich noch weitere Eröffnungen machen.

Mit besten Grüßen

der Ihrige

Léon Barbe

Rue du Dauphin Nr. 14."

Edmond wußte zunächst gar nicht, was er von dem Briefe denken sollte, er legte ihn wieder auf den Tisch und schritt beunruhigt im Zimmer auf und ab. Was wollte dieser Barbe von ihm? Alle Angaben waren so völlig unbestimmt, daß er nicht den geringsten Anhalt hatte. Warum drückte er sich nicht deutlicher aus, mußte die Angelegenheit das Licht scheuen? Nein — jetzt war er schon im Klaren, mit diesem Manne wollte er auf keinen Fall etwas zu thun haben. Er zündete sich daher, da es bereits dämmerig geworden war, ein Licht an und schrieb zwar in höflicher, aber doch kurzer und bündiger Weise dem Herrn Barbe, daß es ihm leid thue, seinen Wünschen nicht nachkommen zu können, da er sich zur Zeit nur dem Studium der Musik widmen müsse.

Damit war für ihn vorläufig der kleine Briefwechsel mit Léon Barbe abgethan. Doch sollte er später noch für ihn die seltsamsten Folgen haben.

Der Tag, an welchem auf Schloß Parcourt das kleine Frühlingsfest gefeiert werden sollte, war gekommen. In den Alleen und schattigen Wegen des Parkes, welcher das kleine Schlößchen umgab, wogte eine bunte heitere Gesellschaft auf und ab, auf dem Teiche glitten zierliche Gondeln daher, deren Insassen mit den graziösen Schwänen neckisches Spiel trieben, in einem Pavillon spielte ein Orchester anmuthige Weisen. Als die Dämmerung hereinbrach, erglänzte der vordere Park von Hunderten von Lichtern und Lampions, die theils kleine Triumphbogen bildeten, theils wie Johanneskäferchen aus dichtem Gebüsch hervorleuchteten.

Die Kapelle aber hatte sich mittlerweile in den großen Saal zu ebener Erde verfügt und lud dort durch fröhliche Klänge die jugendlichen Gäste zum Tanze ein. Letztere leisteten denn auch sehr bald der Aufforderung Folge, und als die linde Frühlingsnacht sich auf den Park herniedersenkte, hatte sich in den festlichen Räumen ein überaus angeregtes Treiben entwickelt.

Das größte Verdienst, die Gäste in so fröhliche Laune versetzt zu haben, gebührte unzweifelhaft der Schwester des jungen Grafen, der Comtesse Marion, die mit feinstem Takt alle Arrangements zu treffen gewußt hatte und nun auch jetzt noch auf's Liebenswürdigste mit allen Anwesenden zu verkehren verstand. Auch zu dem alten Marquis von Chateau Milete trat sie öfter heran; bald hatte sie ein Scherzwort für ihn, bald brachte sie ihm eine Erfrischung und was dergleichen kleine Aufmerksamkeiten mehr waren, so daß der alte Herr mitten im Lärm sich doch noch leidlich wohl fühlte.

Mit Adrienne zu plaudern fand Marion selten Gelegenheit, diese wurde von den jungen Herren viel umschwärmt und war eine vielbegehrte Tänzerin.

Während so Marion ihrer Pflicht als Wirthin auf's Beste nachkam, wollte ihrem Bruder das Gleiche nicht so leicht gelingen. Man sah es dem jungen Grafen an, daß er fieberhaft erregt war, aber man fand diese Gemüthsstimmung ganz natürlich; mußten nicht die mancherlei Pflichten des heutigen Tages den jungen Wirth auf's Angelegentlichste in Anspruch nehmen? Hätte jedoch ein schärferes Auge den jungen Grafen beobachtet, so würde es

bald bemerkt haben, daß es nicht die Pflichten des Wirthes waren, welche vornehmlich den jungen Mann beschäftigten. Wiederholt traf er sich mit dem Vicomte de St. Valentin, wechselte mit diesem kurze Worte und sah dann wohl auch mit einem scharfen Blicke zu dem Marquis oder zu Adrienne hinüber.

Auch der Vicomte befand sich heute nicht in der jovialen Laune, wie wohl sonst bei derartigen Festen; er tanzte wenig und vermied es offenbar, sich mit seinen Freunden in längere Gespräche einzulassen. Zum öfteren verschwand er aus dem Saale und schlich dann, wenn er sich versichert hatte, daß ihn Niemand beobachte, geräuschlos um das Schloß herum nach der hinteren Seite desselben, wo sich ganz leise ein mysteriöses Leben zeigte. Der Vicomte wechselte dann mit einem Menschen, der dort ganz im Dunkeln sich geheimnißvoll zu schaffen machte, leise einige Worte und kehrte dann ebenso vorsichtig, wie er gegangen, wieder nach dem Saale zurück.

Dort nahm mittlerweile das Fest seinen ungestörten Verlauf. Die jungen Leute amüsirten sich köstlich und auch die älteren Herrschaften waren in bester Laune. In verschiedenen kleinen Seitenzimmern hatten sich L'hombretische etablirt, und die Lebhaftigkeit des Spiels bewies, daß man sich trefflich unterhielt.

Nur der alte Marquis schien von der allgemeinen Stimmung wenig berührt zu sein, er machte den Eindruck, als beherrsche ihn eine eigenthümliche Unruhe. Und das war allerdings der Fall. Mehrmals im Laufe des Abends war der junge Graf zu ihm getreten, hatte ihn zunächst mit einer einfachen Gesellschaftsphrase angeredet, war dann aber

stets mit einer geschickten Wendung auf Adrienne zu sprechen gekommen, hatte ihre Anmuth, ihren Liebreiz gerühmt und schließlich ziemlich unzweideutig die Hoffnung ausgesprochen, daß sich der Wunsch seines seligen Vaters erfüllen und er das von ihm so hochverehrte Mädchen als seine Gattin heimführen werde. Der alte Herr war durch diese Aeußerungen dermaßen überrascht, ja bestürzt gewesen, daß er auf die Worte des Grafen gar nicht zu antworten vermocht. Seit längerer Zeit hatte er sich mit der Hoffnung getragen, Graf Jerome de Briston werde auf die Hand Adrienne's verzichten, und nun war dieser mit seinen Ansprüchen wieder so bestimmt hervorgetreten.

Alte Erinnerungen tauchten in Folge dessen wieder in dem alten Herrn auf, er sah seinen Jugendfreund blutend zu seinen Füßen liegen, er hörte seine klagende Stimme, die Worte, mit denen er ihn bat, sich seines kleinen Sohnes Jerome anzunehmen, ihn womöglich durch die heiligsten Bande an seine Familie zu fesseln — er mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, sich von diesen Erinnerungen nicht überwältigen zu lassen. Er hatte diese heiligen Versprechungen gegeben, hatte von jeher die redlichste Absicht gehabt, sie zu erfüllen, und doch jetzt, da er sie nun verwirklichen sollte, vermochte er es nicht. Wie war der Sohn so unähnlich seinem Vater, von dem herzlichen Wesen des Verstorbenen war nichts auf Jerome übergegangen, und sein geliebtes Kind, seine theure Adrienne, die das Glück der Liebe bereits seit lange durch ein anderes, weit würdigeres Männerherz gefunden hatte, sollte er nun an diesen herzlosen, verschwenderischen Lebemann ketten!

Unterdessen nahte sich das Fest seinem Ende. Draußen vor dem Schlosse fuhren die Karossen auf, ein buntes Durcheinander entstand, hier nahm man herzlich, dort neckisch Abschied, bald rollten die Wagen in die milde Frühlingsnacht hinaus und auf das Schloß senkte sich wieder wie sonst tiefe Stille herab.

Auch die Gäste von Schloß Milete begaben sich nun zur Ruhe, Marion geleitete Adrienne zum oberen Stock hinauf in ein freundliches Schlafgemach, während sich der Marquis, begleitet von seinem Diener, in die für ihn hergerichteten Gemächer im Parterre des Schlosses verfügte. Diese bestanden aus einem größeren salonartigen Zimmer und einem daranstoßenden Schlafkabinet, das durch eine große Flügelthüre mit dem Salon in Verbindung stand. Letztere war noch geschlossen, als der Marquis in's Zimmer trat.

Mit Hilfe seines Dieners entledigte sich der alte Herr seines Rockes und seiner Weste, sowie seiner mit prächtigen silbernen Schnallen versehenen Schuhe, die er mit leichten Pantoffeln vertauschte, und während er seine Brillantnadel aus der Brustkrause zog, seinen schweren Siegelring vom Finger streifte und beides auf die Konsole eines Spiegels legte, zündete der Diener die Lichter eines Armleuchters an und verließ, eine gute Nacht wünschend, das Zimmer.

Schon wollte der Marquis den Leuchter ergreifen und in das Schlafzimmer gehen, als sein Blick noch einmal in den Spiegel fiel; verwundert schaute er sein eigenes Antlitz an. Wie sah er so ernst heute aus, so sorgenvoll, obgleich er zu einem fröhlichen Feste gekommen war! Ja, ja, Erinnerungen waren es, aus alter, längst vergangener Zeit,

an deren Macht er längst nicht mehr geglaubt, und die doch heute wieder so tief in sein Gemüthsleben eingegriffen und sich drohend vor seine Seele gestellt hatten.

Mit heiligem Eide hatte er dem sterbenden Freunde, der durch seine Hand den Todesstoß erhalten, versprochen, daß er, schenkte ihm der Himmel eine Tochter, diese seinem Sohne dereinst zur Gattin geben wolle. Freilich hatte er damals in der Angst seines Herzens, in der bitteren Reue über seine unselige That, nicht daran gedacht, daß er dann vielleicht das *eine* Verbrechen mit einem *anderen* sühnen werde.

Denn war es nicht auch ein Verbrechen, das Glück des eigenen Kindes zu opfern, um sich seinen eigenen Seelenfrieden zu erkaufen? Und durfte er denn hoffen, nachdem er das schwere Opfer gebracht, dann wieder frohen Muthes sein zu können? Gewiß nicht — eine andere Last mußte ihn dann, und wohl noch weit schwerer, drücken.

Er athmete tief auf; er wußte keinen Rath. Vielleicht zeigte sich ihm ein 'rettender Ausweg während des Nachtgebets, er nahm daher den Leuchter und war eben im Begriff, die Flügelthüre zum Schlafzimmer zu öffnen, als er zum Tode erschrocken zurückprallte; aus der weißen Fläche der Thüre trat ihm sein verstorbener Freund entgegen. Briston war es unverkennbar, aber das Antlitz entstellte tiefe Leichenblässe, die Augen blickten geisterhaft, vorwurfsvoll auf ihn, die Rechte war wie zum Schwur emporgehoben, während die Linke auf die blutende Wunde auf der Brust zeigte, auf die Wunde, die *er* dem Freunde beigebracht.

Ein Grausen ergriff ihn, er vermochte diese mahnende Erscheinung aus dem Todtenreiche nicht länger anzuschauen — die Sinne vergingen ihm, der Leuchter entglitt seiner zitternden Hand, fiel zur Erde, daß die Kerzen erloschen, und gleich darauf stürzte auch er ohnmächtig mit einem dumpfen Schrei zu Boden.

Glücklicherweise befand sich der Diener des Marquis noch draußen im Korridor, als der Angstruf erscholl; er hatte noch die Kleider seines Herrn für den nächsten Morgen in Stand gesetzt. Sofort sprang er in das Zimmer, hob den noch immer Bewußtlosen auf und trug ihn mit Aufbietung aller seiner Kräfte auf das Bett in dem Schlafzimmer; sodann benachrichtigte er die übrigen Schloßbewohner von dem Unglücksfalle.

Adrienne eilte sogleich an das Bett ihres armen Vaters, kühlende Umschläge wurden um den heißen Kopf des Patienten gemacht, dennoch wollte diesem die Besinnung nicht wiederkehren, vielmehr schien sich ein hitziges Fieber vorzubereiten. Auch der Arzt, der durch einen reitenden Boten aus Paris herbeigeholt worden und schon nach Verlauf von zwei Stunden am Krankenbett erschienen war, bemerkte, daß er zwar zunächst sich nicht bestimmt über die Krankheit aussprechen könne, daß man aber annehmen könne, es bereite sich ein Nervenfieber vor. Er verordnete sodann verschiedene Verhaltungsmaßregeln und versprach, am nächsten Vormittage wieder zu kommen.

So trübe endete das so fröhlich begonnene Frühlingsfest auf Schloß Parcourt.

Viertes Kapitel.

Verhängnißvolle Enthüllungen.

Die Krankheit des Marquis erwies sich bald als eine sehr langwierige und lebensgefährliche und besonders auch seltsame. Sie hatte den alten Mann so plötzlich überfallen, daß man sich gar nicht erklären konnte, welche Ursache ihr zu Grunde lag. Außerdem waren die Phantasien des Patienten so eigenthümliche, daß man sie mit der Gegenwart gar nicht in Verbindung zu bringen vermochte. Hauptsächlich schien sich der Kranke mit seinem Jugendfreunde Briston zu beschäftigen, oft stieß er dessen Namen klagend aus, oft rief er auch nach Rettung, nach Hilfe.

Ein ganz sonderbarer Umstand bei diesem Unfall war außerdem noch der, daß sowohl die Brillantnadel als auch der Siegelring des Marquis verschwunden waren. Der Diener erinnerte sich genau, daß sein Herr die Schmucksachen auf die Konsole des Spiegels gelegt hatte; jetzt waren sie nirgends aufzufinden. Doch mit derlei Angelegenheiten sich jetzt zu beschäftigen, hatte man weder Zeit noch Stimmung, und so ruhte die Sache vorläufig.

Adrienne war Tag und Nacht am Schmerzenslager des Vaters bemüht, ihm jede Pflege angedeihen zu lassen, und hauptsächlich ihrer Sorgfalt war es denn auch zu danken, daß nach neun Tagen die Krisis glücklich überwunden wurde. Langsam erholte sich der Marquis wieder, die Besinnung kehrte zurück, aber eine außerordentliche Schwäche machte sich bemerkbar, außerdem lastete eine trübe Melancholie auf dem Genesenden. Allen Fragen in Betreff der Ursache wich er beständig aus, man sah es ihm deutlich an, daß

er hierüber keine Auskunft geben wolle. Besonders Adrienne empfand diese Verschlossenheit des Vaters auf's Schmerzlichste, sie marterte sich mit Vermuthungen, war aber doch zartfühlend genug, dies den Patienten nicht merken zu lassen und vermied auch in der Folge jede derartige Frage.

Als sich der Marquis so weit gebessert hatte, daß er ohne Nachtheil eine kurze Fahrt machen konnte, siedelte er an einem warmen Nachmittage nach seinem Schlößchen Milete über. Schon aus der Ferne grüßte er freudig das traute Heim, und als er sodann, auf den Arm seiner Tochter gestützt, die kleine Freitreppe hinaufstieg, war es ihm, als ließe er eine trübe, schmerzensreiche Zeit hinter sich und träte in einen neuen Kreis friedlicher, sonniger Tage. Seine Augen leuchteten wieder froh wie ehedem, und als er oben an der Thüre seines Hauses stand, athmete er tief auf und umschlang dann seine Tochter, indem er einen Kuß auf ihre Stirne drückte.

Die Kräfte fanden sich nun rascher, als man erwartet hatte, wieder ein, bald durfte der Genesende auch wieder geistige Unterhaltung genießen und hatte nun öfter die Freude, den ebenfalls wieder hergestellten Meister Firé und dessen talentvollen Schüler Edmond bei sich zu sehen. Bei den so lange entbehrten Klängen geliebter Melodien rang er sich nach und nach wieder zu seiner früheren Geistesfrische empor, eine gewisse ernste Grundstimmung blieb jedoch trotzdem bei ihm zurück. —

Auf Schloß Parcourt wollte sich eine solche freundliche Stimmung nicht so schnell Bahn brechen. Marion de Briston blickte sorgenvoll in die Zukunft; es war ihr, als ruhe ein

Fluch auf ihrem Hause, ein Unglücksschlag folgte dem andern, dazu kamen die großen Ausgaben des Bruders und nirgends war eine Aussicht, wie den überaus mißlichen Verhältnissen abzuhelfen sei. Mit Jerome war darüber in letzter Zeit gar nicht zu sprechen, seit der Erkrankung des Marquis ging er finster und schweigsam umher. Er war nicht wieder nach Paris zurückgekehrt, hatte sich vielmehr in seinem Schlößchen ein Arbeitszimmer eingerichtet und brachte hier oft viele Stunden sinnend, rechnend und planend zu.

So saß er denn auch eines Tages, bald nach der Rückkehr des Marquis nach Schloß Milete, als an seine Thüre geklopft wurde und auf sein „Herein!" der Vicomte von St. Valentin eintrat.

„Er ist also fort!" rief der Ankömmling nach kurzem Gruße.

„Das allerdings," versetzte der junge Graf, „außerdem befindet er sich auch wieder ziemlich wohl, doch war der Zustand so bedenklich, daß ich Ihnen für Ihr Experiment durchaus keinen Dank weiß; zudem — welchen Schritt sind wir bei der ganzen mißlichen Affaire vorwärts gekommen?"

„O, o, Herr Graf," entgegnete der Vicomte scheinbar beleidigt, „ich hatte allerdings bei Ihnen mehr Ruhe und Beharrlichkeit vorausgesetzt. Oder meinen Sie vielleicht, daß man mit Menschen umspringen kann wie mit Marionetten; mit jungen bisweilen, doch niemals mit alten."

„Sie versprachen mir aber weit erheblichere Erfolge," wandte der Graf hier wieder ein.

„Allerdings, weil ich den Marquis zu wenig kannte und daher zu energisch vermöge meiner magischen Kraft auf ihn

einwirkte. Doch ist, da Alles mittlerweile günstig vorüber ging, nichts verloren; im Gegentheil, der Alte ist jetzt gehörig mürbe gemacht, und ich bin daher heute nur zu Ihnen gekommen, um mir von Ihnen Ihr weiteres Einverständniß zur ferneren Verfolgung der Angelegenheit zu holen. Ich kann Ihnen versichern, daß wir auf dem besten Wege zur Erreichung unseres Zieles sind, und es sollte mir daher besonders in Ihrem Interesse außerordentlich leid thun, blieben Sie jetzt zaghaft stehen."

Der Graf blickte den Vicomte ernst an, als wollte er ihm bis auf den Grund der Seele sehen. Dieser ertrug aber den Blick völlig ruhig, und das schien dem Grafen das erschütterte Vertrauen wieder zu geben.

„Es sei denn," erwiederte er nach kurzer Pause, „operiren Sie weiter. Kommt's aber zu einem Fiasko, bei Gott, dann sind Sie vor meinem Degen nicht sicher."

Der Vicomte lächelte kühl.

„Sie regen sich weit mehr auf, als nöthig ist, Herr Graf," warf er leicht hin. „Die Aufgabe ist zwar keine leichte, und es ist immer gut, wenn man sich dessen bewußt ist, aber wenn ich mich Ihnen verpflichte, sie Ihnen zu lösen — so seien Sie ohne Sorgen. Nur muß ich Sie eben bitten, sich ganz vertrauensvoll meinen Anordnungen zu fügen. Ich werde Ihnen demnächst ein Billet senden und ersuche Sie, genau das zu befolgen, was ich mir dann erlaubt habe, Ihnen anzugeben. Bis dahin — leben Sie wohl!"

Noch ehe der Graf eine Antwort gefunden hatte, war der Vicomte verschwunden.

„Ein wirklich sonderbarer Mensch," murmelte jetzt Briston aufathmend. „Wüßte ich nur in aller Welt, ob er wirklich ein Mann ist, der über magische Kräfte gebietet, oder ob er ein Schwindler ist, der mir meine letzten paar tausend Livres aus der Tasche zieht, um mich dann schließlich hohnlachend in den Abgrund fallen zu lassen. Zweitausend Livres hat er mir schon entlockt, ich habe sie nur mit größter Mühe aufgebracht — und was hat er dafür geleistet; ich sehe nicht den geringsten Schritt vorwärts zur Erreichung meines Zweckes."

Der Graf stützte den Kopf in die rechte Hand und versank in Nachdenken.

„Andere Wege, um Adrienne zu erringen," nahm er sodann sein Selbstgespräch wieder auf, „sind mir allerdings nicht erfindbar. — Und Adrienne muß die Meine werden, sonst bin ich unrettbar verloren und das Wappen der Grafen v. Briston zerbricht unter der Schuldenlast des letzten Sprossen. — Ich muß also dem Vicomte rückhaltslos vertrauen; ich weiß kein besseres Mittel mir zu helfen!"

In demselben Augenblicke klopfte es abermals an seine Thüre und gleich darauf trat ein älterer Herr in einem etwas dürftigen Anzuge herein.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Grafen Jerome de Briston zu sprechen?" fragte er.

Der Graf bejahte.

„Ich werde Ihnen," fuhr der Fremde fort, „völlig unbekannt sein, obgleich ich vor einer Reihe von Jahren der Hausarzt Ihrer Familie war; mein Name ist Frederic Marmontel."

Der Graf verbeugte sich leicht und bot dem Fremden einen Stuhl an, auf welchem dieser sich niederließ.

„In der That,“ nahm sodann der Graf das Wort, „erinnere ich mich Ihrer nicht mehr.“

„Nun, das ändert die Sache, um derentwillen ich mir Sie aufzusuchen erlaubte, weiter nicht,“ versetzte der Arzt. „Ich will mich kurz fassen. Seit längerer Zeit drängt es mich, ein Verbrechen, so weit es jetzt noch möglich ist, zu sühnen, zu dem ich vor nunmehr 21 Jahren verleitet wurde. Damals glaubte ich die Stimme des Gewissens leicht übertäuben zu können, waren mir doch goldene Früchte für meine That geboten. Aber ich täuschte mich, statt des erhofften behaglichen Wohllebens traten bald die Sorge und dann die Noth in mein Haus ein, den Sündenlohn verlor ich schnell wieder durch unüberlegte Unternehmungen, darauf traten böse Krankheiten in meiner Familie auf, entrissen mir zunächst alle meine Kinder und schließlich mein geliebtes Weib. So sah ich mich bald von Allen verlassen, arm und gefoltert von Gewissensqualen, allein in der Welt. Mehr und mehr stieg in mir die Ueberzeugung auf, daß die rächende Hand des Höchsten auf mir laste, um mich schließlich zu erdrücken. Ich will jedoch nicht sterben, ohne vorher noch eine Versöhnung mit Gott versucht zu haben; ich bin daher auf dem Wege zum Pariser Gerichtshofe, um mein Verbrechen selbst anzuzeigen.“

„Ich bedaure Ihre Lage sehr,“ entgegnete der Graf ziemlich gleichgiltig, „doch weiß ich nicht recht, wie ich mich mit Ihrem Unglück in Verbindung bringen soll.“

„Das werde ich Ihnen sogleich darlegen,“ erwiederte der Fremde. „Wie Ihnen vielleicht bekannt, wurde Ihr Herr Vater bei einem Streite mit dem Marquis Henri de Lorme auf Chateau Milete von diesem mit dem Degen lebensgefährlich verwundet. Der Marquis bereute sofort seine That, und um sie einigermaßen zu sühnen, versprach er dem Todwunden, sich dessen Familie anzunehmen und dem kleinen Jerome de Briston, also Ihnen, falls die Frau Marquise ihrem Gatten noch eine Tochter schenken werde, diese dereinst zur Gemahlin zu geben. Dieses Versprechen war in sofern von hoher Bedeutung, als der Marquis bekanntlich außerordentlich reich ist, während — Sie verzeihen mir diese Worte — das gräfliche Haus Briston nach und nach pekuniär zurückgegangen war. Auch Ihre Frau Mutter, Herr Graf, war von der ganzen Wichtigkeit dieses Versprechens durchdrungen und erwartete mit einer gewissen fieberhaften Aufregung das Familienereigniß auf Schloß Milete, welches demnächst eintreten mußte. Auch ich, der ich ebenfalls auf Schloß Milete Hausarzt war, schwebte damals in großer Sorge, wenn auch aus ganz anderen Gründen, als Ihre Frau Mutter. Die Frau Marquise war seit längerer Zeit leidend und ich mußte das Schlimmste befürchten. So waren die Verhältnisse, als ich eines Abends in meinem Zimmer saß und unerwartet Ihre Frau Mutter bei mir eintrat. Sie theilte mir tief erregt mit, daß sie in voriger Nacht geträumt habe, die Marquise sei gestorben, habe aber vorher noch ihren Gatten mit einem Knaben beschenkt. Das Ganze sei glücklicher Weise nur ein Traum gewesen, es könne aber zur Wirk-

lichkeit werden, wenn man nicht allen Eventualitäten vorbeuge. Warum solle man nicht auch, wenn es Noth thue, der Corrector des Zufalls sein! Und nun machte sie mir folgenden unglücklichen Vorschlag: Die Frau des Gärtners Roux auf Schloß Milete befinde sich in derselben Lage, wie die Frau Marquise, werde nun ein Knabe auf Schloß Milete eintreffen, so wäre noch die Möglichkeit vorhanden, daß den Gärtnersleuten ein Mädchen geboren würde, wäre auch das nicht der Fall, so dürfte sich vielleicht auch noch anderwärts in meiner ärztlichen Praxis eine erwünschte Gelegenheit finden. Ich ließ mich für den unseligen Plan gewinnen. Dem Marquis wurde bald darauf ein Knabe geboren, daneben aber war uns der Zufall günstig, die Gärtnersfrau schenkte einem Mädchen das Leben, und mit Hilfe der alten Amme Ihrer Mutter brachte ich gleich nach der Geburt den Knaben in das Gärtnerhaus und legte darauf das Mädchen der Gärtnerfamilie, die durch Geld für unseren Plan gewonnen worden war, in die herrschaftliche Wiege. Dieses Mädchen ist die heutige Adrienne de Lorme auf Schloß Milete."

Der Graf hatte mit immer gespannterer Aufmerksamkeit dem Berichte des Alten zugehört. Bei diesen letzten Worten zuckte er erschrocken zusammen.

„Das ist unglaublich," rief er, „können Sie das beweisen?"

„Dokumente existiren über den Tausch der Kinder nicht," entgegnete der Arzt, „aber ich bin jeden Augenblick bereit, meine Aussagen eidlich zu erhärten. Möglicherweise lebt auch der Gärtner Roux noch, der sich hatte

verpflichten müssen, seinen Dienst so bald als möglich aufzugeben, und der dann auch schon nach kurzer Zeit mit seiner Frau und dem Kinde nach Süd-Frankreich, nach Vierzon-Ville, zog. — Ich für meine Person werde, um mich endlich der Qualen meines Gewissens zu entledigen, nach Paris gehen, um dort vor Gericht mich selbst anzuklagen und um meine Bestrafung zu bitten. Vor diesem wichtigen Schritte hielt ich es für meine Pflicht, Sie mit der ganzen Sachlage bekannt zu machen."

Der Graf war aufgestanden, er konnte seine Erregung kaum bemeistern; mehrmals schritt er hastig im Zimmer auf und ab.

„Ich kann es nicht glauben," rief er, „meine Mutter sollte sich zu einem solchen Schritte haben hinreißen lassen!"

„Nehmen Sie meine Aussagen ohne jede weitere Deutung so, wie ich sie Ihnen gemacht habe," entgegnete Marmontel, „es wird sich an dem ganzen Vorgange bei der gerichtlichen Untersuchung an keinem einzigen Punkte rütteln lassen und Sie werden sich schließlich noch am besten befinden, wenn Sie von vornherein ohne jeden Zweifel die Thatsachen so genommen haben, wie sie sind."

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" stieß da aber der Graf hervor, „Alles sträubt sich in mir, meine Mutter mit einem solchen Verbrechen belastet zu wissen!"

„Da Sie allerdings keine Ahnung von dem Verbrechen hatten," versetzte der Arzt ruhig, „so kann ich mir wohl denken, daß Sie die plötzlichen Eröffnungen nicht gleich als unantastbare Wahrheiten aufnehmen können; nach und nach wird sich das Grelle derselben bei Ihnen verlieren

und die ganze Affaire wird Ihnen dann glaubhafter erscheinen."

Der Arzt erhob sich; aus seinen Augen leuchtete jetzt eine gewisse Ruhe; man sah es dem alten Manne an, daß er sich zu einem gewissen Ziele durchgerungen hatte.

„Der Zweck meiner Unterredung mit Ihnen, Herr Graf," sagte er, „ist erreicht. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Noch nicht!" fiel da aber der Graf schnell ein. „Sie wollen gehen, um Eröffnungen zu machen, die meine ganzen Verhältnisse umstürzen und meinen Namen schänden sollen. Geschehenes läßt sich nicht ändern, warum wollen Sie nun aber neues Unglück auf ein geachtetes Haus wälzen! Meinen Sie dadurch Ihr Gewissen zu erleichtern?"

„Das sind Fragen," versetzte der Arzt ruhig, „die ich hier nicht weiter erörtern möchte, seit Jahren habe ich mich mit dem Plane getragen; jetzt steht Alles unerschütterlich fest, und wir wollen daher darüber nicht mehr sprechen."

Der Graf sah den Alten einen Moment mit lodernden Blicken an.

„Es sei dies noch nicht unser allerletztes Wort vor Ihrem entscheidenden Schritte," sagte er darauf. „Gingen Sie jetzt so rasch vor, so würde mich das zermalmend treffen, geben Sie mir also Ihr Wort, daß Sie mich nach acht Tagen noch einmal hier besuchen; ich werde mich mittlerweile beruhigt und mit Ihrem Plane vertraut gemacht haben; ich hoffe dann klarer mit Ihnen sprechen zu können und es läßt sich dann vielleicht ein Weg finden,

bei dem Ihrem Gewissen Genüge gethan und trotzdem mein Haus thunlichst geschont wird.“

„Zu Ihrer Beruhigung, Herr Graf,“ versetzte der Arzt, „bin ich sehr gern bereit, auf Ihren Wunsch einzugehen; ich werde während dieser Zeit in Paris Quartier nehmen.“

„Gut denn,“ entgegnete Briston, „ich erwarte Sie über acht Tage zur selben Stunde.“

Marmontel verbeugte sich, und so schied man. —

Graf Briston setzte sich jetzt wieder vor seinen Schreibtisch und stützte den Kopf in seine rechte Hand; die Gedanken schossen ihm noch regellos durch das Hirn; noch immer sträubte er sich, das eben Gehörte als wahrhaftig anzuerkennen, und so saß er lange in peinvollem Grübeln, bis sich plötzlich ein weicher Arm auf seine Schultern legte. Erschrocken fuhr er auf und blickte nun in das sanfte Antlitz seiner besorgten Schwester.

Von jeher hatte Marion einen überaus günstigen Einfluß auf ihren Bruder ausgeübt; auch jetzt wieder wirkte ihre Milde auf's Wohlthätigste auf ihn ein. Er ging mit ihr hinab in den Park, wandelte an ihrer Seite in den schattigen Gängen auf und ab, vermochte aber nicht, ihr das eben vernommene Familiengeheimniß mitzutheilen.

Auch in den nun folgenden Tagen blieb Briston finster und verschlossen, so daß die Schwester immer besorgter auf ihn blickte. In dem Kopfe des jungen Mannes aber gährten unheimliche Gedanken. Jetzt, da man sich auf dem direktesten Wege befand, Adrienne für ihn zu gewinnen, da mittlerweile auch die Vermögensverhältnisse des gräflichen Hauses immer bedenklicher geworden waren und die

einzige Hilfe nur von dem Marquis kommen konnte — jetzt sollte durch einen völlig unerwarteten Zwischenfall Alles rein unmöglich, alle Hilfe abgeschnitten werden. Denn das war ja doch Briston klar, daß er durch eine Gärtnerstochter sein Wappen nicht beflecken konnte, sobald man nämlich allgemein wußte, daß es eine Plebejerin war, selbst wenn der Marquis, was er übrigens bezweifelte, das untergeschobene Kind auch ferner bei sich behalten und bei seiner Verheirathung reich ausstatten werde.

Durch einen einzigen Menschen nur sollten alle seine Pläne zusammengestürzt und er in's Unglück gerissen werden, durch einen Mann, der nicht einmal den geringsten Vortheil dabei hatte, sondern nur der sentimentalen Regung seines Gewissens folgte, durch einen melancholischen Tropf! Durfte er das zulassen, durfte er auf so billige Weise Unglück und Schande über zwei der edelsten Geschlechter Frankreichs kommen lassen? — Ein furchtbarer Gedanke blitzte in ihm auf. — Was konnte noch an dem Leben eines so alten mürrischen Mannes liegen, der der Welt nichts mehr nützen konnte — sollte er da nicht kurzen Prozeß machen und dem Schwätzer für ewig die Zunge lähmen? Ja wahrhaftig, das war das einzige und sicherste Mittel, sich vor dem Sturze in den Abgrund zu retten. War der Alte beseitigt, so war mit ihm auch jede Gefahr der Entdeckung begraben, den übrigen Mitwissenden, wenigstens seiner Mutter und der alten Amme, hatte der Tod ja längst den Mund geschlossen, und der Gärtner mit dem Knaben war ja seit mehr denn 20 Jahren verschollen.

Noch einen kurzen Kampf mußte er mit seinem Ge-

wissen ausfechten, dann war es entschieden: der Arzt mußte den Verhältnissen zum Opfer fallen.

Einige Tage später, es war gegen Abend, saß der Wirth vom „blauen Banner“ mit mehreren ihm befreundeten Gästen in einer Laube vor seinem Hause und ließ sich die Tagesneuigkeiten von Paris erzählen, als plötzlich die Unterhaltung unterbrochen wurde. Feldarbeiter, die von ihrem Tagewerk heimkehrten, erhoben plötzlich, als sie an dem äußersten Buschwerke des Parkes von Schloß Parcourt vorüber kamen, ein lautes Geschrei. Die Männer in der Laube standen auf und traten auf die etwas höhere, an dem Gasthause vorüberführende Landstraße und von hier aus gewahrten sie, daß die Arbeiter einen Mann umstanden, der vor dem Gebüsche im Grase lag. Der Wirth, von Neugier getrieben, schritt nun zu der aufgeregten Gruppe hinüber, fuhr aber erschrocken zurück, als er dem im Grase Liegenden in's Antlitz sah: ein blasses Todtengesicht starrte ihm entgegen. Die Leiche war die eines alten Mannes; in der linken Seite zeigte sie eine Schußwunde, und das war eben hauptsächlich das Aufregende bei der Sache. Eine Waffe fand sich nicht in der Nähe, es konnte hier also nicht eine Selbstentleibung, sondern nur ein Mord stattgefunden haben.

Der Wirth ließ die Leiche nach seinem Gehöft tragen und dort in einem Schuppen niederlegen, den er verschloß. Zu gleicher Zeit schickte er auf die Polizei nach Paris und ließ dort den Fall zur Anzeige bringen. Noch am selben Abend kamen verschiedene Polizeibeamte zu Pferde vor

dem „blauen Banner“ an; die Leiche wurde gerichtlich untersucht und es fand sich, daß der Ermordete einen Paß bei sich trug, der sein eigener sein mußte, da das ganze Signalement auf ihn paßte, und der ihn als den Arzt Frederic Marmontel aus Narbonne angab. Beraubt schien der Todte nicht zu sein, daß er aber ermordet worden, ging deutlich aus der Schußwunde und auch aus den starren Gesichtszügen hervor, die noch Ueberraschung und Schrecken zeigten.

Die Beamten hatten natürlich zunächst nicht den geringsten Anhalt zur Entdeckung des Mörders, sie fragten auch den Wirth, ob er den Schuß gehört und etwa loses Gesindel während des Tages bemerkt habe. Dieser erinnerte sich nun allerdings, daß er so etwa um vier Uhr Nachmittags einen dumpfen Knall, etwa von einer Pistole herrührend, vernommen habe. Da jedoch von jungen Herren aus der Stadt sehr oft zum Vergnügen in den nahen Wäldern geschossen werde, so habe er auch diesem Schusse keine weitere Beachtung geschenkt; es sei wohl kaum zu bezweifeln, daß dieser dem alten Manne das Leben gekostet habe. Von Vagabunden komme hier im Laufe des Tages gar Mancher vorüber, bekannt sei ihm von den verschiedenen Leuten aber nur Einer gewesen, der Léon Barbe, der der Polizei wohl auch bekannt sein werde.

Die Herren nickten zustimmend.

„Wann sahen Sie den Barbe?“ fragte der Eine.

„Es mochte so um ein Uhr Nachmittags sein,“ versetzte der Wirth, „der Strolch zog hauptsächlich deshalb meine Aufmerksamkeit auf sich, weil er so anständig gekleidet war.

Noch in diesem Frühjahre trug er den schäbigsten Anzug, und so mußte ich mich wundern, daß er jetzt so vornehm einherging. Es muß ihm irgend eine große Gannerei geglückt sein."

Die Polizeibeamten suchten nun auch noch bei dem Dienstpersonal des Gasthauses Anhaltspunkte zur Aufklärung des Mordes zu erfahren, Niemand hatte jedoch irgend etwas Verdächtiges bemerkt, nur ein Knecht hatte den Erschossenen etwas vor vier Uhr auf der Straße von Paris daherkommen sehen. Mit ziemlicher Gewißheit konnte man also annehmen, daß der Fremde gegen vier Uhr durch jenen Schuß getödtet worden, den der Wirth zur selben Zeit vernommen. Daß Barbe den Mord ausgeführt, konnte man zwar vermuthen, doch fehlte eben vorläufig jeder gravirende Grund. Völlig räthselhaft mußte die Ursache des Mordes erscheinen, es fehlte weder die Börse, die ungefähr 50 Livres enthielt, noch die silberne Uhr.

Ziemlich unbefriedigt verließen die Polizisten wieder das „blaue Banner" und ritten nach Paris zurück. Dort aber veranlaßten sie, daß noch in derselben Nacht Léon Barbe, dessen Wohnung man kannte, verhaftet wurde. Am Morgen ward sodann das Logis des Verdächtigen auf das Sorgfältigste polizeilich durchsucht, man fand jedoch nicht den geringsten Anhalt für die ruchlose That. Aber man ward dafür reichlich entschädigt durch die Entdeckung einer Menge höchst interessanter Gegenstände. Zunächst zog man unter dem Bette Barbe's eine ziemlich große Laterna magica hervor, die sicherlich zu Zwecken gedient hatte, welche sich mit dem Kriminalgesetzbuche nicht ver-

tragen. In dem Schubfache einer Kommode fand man sodann einen kostbaren Siegelring und eine goldene Busennadel, aus der aber die Steine bis auf den mittelsten Brillanten herausgebrochen waren. Beide Schmucksachen erkannte einer der Polizisten als diejenigen, welche dem Marquis de Lorme nach dem Frühlingsfeste auf Schloß Parcourt abhanden gekommen waren. Schließlich fiel noch einem der Beamten der Brief Edmond Roux' an Léon Barbe in die Hände, in welchem Ersterer dem Letzteren anzeigte, daß er seinen Wünschen nicht entsprechen könne.

Was waren dies für Wünsche, was bezweckten sie? Jedenfalls lagen hier Fäden zu Tage, die man verfolgen mußte. Es war daher nichts natürlicher, als daß man auch den Schreiber des Briefes, Edmond Roux, aufsuchte und eventuell verhörte.

Als man bei dem jungen Musiker eintrat, war dieser über den ungewöhnlichen Besuch höchst verwundert, gestattete aber bereitwilligst eine Haussuchung bei sich. Dieselbe war völlig resultatlos, und da der junge Mann auch nicht den geringsten Eindruck machte, als stehe er mit einer Gaunerbande in Verbindung, so klärte der Polizeilieutenant denselben schließlich dadurch auf, daß er ihm sagte, man habe bei Léon Barbe einen Brief von ihm gefunden. Diese Eröffnung nöthigte Edmond sogar ein Lächeln ab; er berichtete nun, wie er den Betrüger kennen gelernt habe und sich nun seiner zweifelhaften Freundschaft erfreue. Um was es sich bei dem Briefe gehandelt, habe er nie gewußt, daß aber dabei eine nicht völlig saubere Geschichte im Spiele sein müsse, habe er sich gleich beim Empfang

des Barbe'schen Schreibens gesagt. Dieses habe er nicht weiter aufgehoben.

Schon wollte der Polizeilieutenant mit seinen Leuten das Zimmer wieder verlassen, als noch einer der Polizisten das Schubfach einer Kommode aufzog und aus diesem einen großen dicken Brief herausnahm, der die von ungeübter Hand, aber doch sehr leserlich geschriebene Adresse „An den Herrn Marquis Henri de Lorme" trug.

Da der Adressat der auf Schloß Parcourt Bestohlene war, so mußte Alles, was zu ihm in Beziehung stand, sorgfältig beachtet werden; der Lieutenant fragte daher sofort Edmond, was es mit diesem Briefe für eine Bewandtniß habe. Der junge Musiker erschrak sichtlich, er hatte das Vermächtniß seines Vaters fast ganz aus dem Gedächtniß verloren, und da er nun außerdem erfuhr, daß der in der Adresse genannte Marquis de Lorme jener alte ihm fast väterlich zugethane kurzweg Marquis von Chateau Milete genannte Herr sei, an den ihn sein Vater gewiesen habe, so befiel ihn eine ganz eigenthümliche Befangenheit, als habe er sich durch seine Nachlässigkeit einer verhängnißvollen Unterlassungssünde schuldig gemacht.

Den Polizeibeamten entging das Seltsame in dem Benehmen Edmonds nicht, und da ihnen auch seine Aussage in Betreff des Briefes ungenügend erschien, so konfiszirten sie zunächst das Schreiben mit dem Bemerken, daß es von dem die Anklage Barbe's leitenden Beamten geöffnet werden würde; sollte sich nichts Verdächtiges darin finden, so werde es ihm alsbald wieder zugestellt werden.

Darauf verließen die Beamten das Zimmer des jungen

Mannes und ließen diesen, der sich nun die bittersten Vorwürfe machte, in größter Bestürzung zurück. —

Die Verhöre Barbe's ergaben schnell die überraschendsten Resultate. Der Schwindler war außerordentlich vorsichtig, aber trotzdem gelang es, ihm Geständnisse abzulocken, die bald darauf in ganz Frankreich das größte Aufsehen machten. Mit der Ermordung des Arztes Marmontel hatte Barbe allerdings gar nichts zu thun. Er konnte nachweisen, daß er gegen 4 Uhr an dem betreffenden Tage in einem Café des Boulevards St. Martin gesessen. Den geheimnißvollen Mörder mußte man also anderweitig suchen. Dagegen sagte der Richter dem Gauner auf den Kopf zu, er habe dem Marquis de Lorme von Chateau Milete die Schmucksachen gestohlen. Er leugnete das zunächst beharrlich, verwickelte sich aber in Widersprüche und mußte schließlich zugeben, Nadel und Ring genommen zu haben. Als der Richter dieses Geständniß hatte, kam er auf die ebenfalls gefundene Laterna magica, die er bisher noch gar nicht erwähnt, eröffnete Barbe, daß der Marquis jetzt auf Wunsch des Gerichtes angegeben habe, er sei an jenem Abende, an welchem ihm auf Schloß Parcourt die Schmucksachen gestohlen worden, nicht etwa durch einen Schlag, wie man vielleicht habe annehmen können, gerührt, sondern durch eine Art Geistererscheinung erschreckt worden. Diese optische Täuschung sei ganz wahrscheinlich mit einer Laterna magica hervorgerufen worden; eine solche sei in der Wohnung Barbe's gefunden. Da nun außerdem der Verhaftete gestanden, daß er an jenem Abende auf Schloß Parcourt gewesen, so sei nichts natürlicher, als daß

man annehmen müsse, Léon Barbe, der außerdem mit derartigen Instrumenten umzugehen wisse, da er früher Mechaniker und Optiker gewesen, habe die Lichttäuschungen vorgenommen.

Diese regelrechte Schlußfolgerung und Behauptung legte sich so drückend auf Barbe, daß er einen Augenblick ganz sprachlos dastand. Er sah sich rettungslos verloren, so daß er schließlich sein Heil nur noch in einem rückhaltlosen Geständniß erblickte.

„Nun wohlan denn,“ stieß er daher endlich hervor, „Sie haben mich meisterlich in die Enge getrieben und ich will nun nicht länger zögern, Ihnen Alles zu bekennen und hoffe, daß Sie dies bei dem Fällen des Urtheils gnädigst mit berücksichtigen wollen.“

„Ein wahrheitsgetreues umfassendes Geständniß,“ versetzte der Richter, „kann für Sie nur von den vortheilhaftesten Folgen sein.“

Barbe verneigte sich dankend und fuhr dann fort: „Ich bin nicht der eigentliche Unternehmer jener Täuschung des Herrn Marquis von Chateau Milete, dieser ist vielmehr der Vicomte von St. Valentin, der vielfach vorgibt, über magische Kräfte zu gebieten, aber auch weiter nichts ist als ein gewöhnlicher Mensch, ja mich sogar noch um hundert Livres betrogen hat, indem er mir nur zweihundert für meine gefährliche Arbeit auf Schloß Parcourt bezahlte, während er mir doch dreihundert versprochen hatte.“

„Bleiben Sie zunächst bei der Hauptsache,“ ermahnte der Richter.

„Bitte um Verzeihung,“ erwiederte Barbe, „aber es

schmerzt ja immer, wenn man betrogen wird. — Also dieser Herr Vicomte von St. Valentin erfuhr von dem ihm befreundeten Grafen Briston, daß diesem durch ein heiliges Versprechen der Väter die Hand der jungen Adrienne de Lorme zugesagt sei, daß es aber wohl bei dem Versprechen bleiben werde, da die junge Dame einem Italiener, dem Marchese da Rimini, ihr Herz geschenkt habe und der Vater sie nicht zu der Heirath mit dem Grafen zwingen wolle. Dem jungen Grafen liegt aber außerordentlich viel an dieser, denn seine Vermögensverhältnisse sind kläglich und das Fräulein ist eine der besten Parthien von ganz Paris. Der Vicomte von St. Valentin sah nun in diesen Verhältnissen eine Gelegenheit, etwas zu gewinnen; er kundschaftete die ganzen Familienverhältnisse aus, schloß sich enger an den jungen Grafen an — es fiel mir dies schon damals auf, als ich mit dem Vicomte noch gar nicht in Verbindung stand — allein er konnte keinen Faden finden, an den er seine Intriguen anzuknüpfen vermochte. Da kam ihm ein Unglücksfall zu Hilfe. Das Hotel der Familie Briston brannte bekanntlich vor mehreren Wochen ab, dabei ward der Sekretär des Grafen zertrümmert und eine Kassette fiel heraus, die sich der Vicomte, sofort ahnend, daß sie für ihn Wichtiges enthalten könnte, aneignete."

„Würden Sie diese Aussage beschwören können?" unterbrach ihn hier der Richter.

„Jeden Augenblick," versicherte Barbe. „Ich habe nachher die Kassette, von der ich durch die öffentlichen Bekanntmachungen wußte, daß sie während des Brandes abhanden gekommen war, mehrmals in der Wohnung des

Vicomte gesehen und es ist mir, als Letzterer während eines meiner Besuche einmal sein Zimmer verließ und ich mich darin allein befand, auch gelungen, das wichtigste Dokument, welches sie enthielt, zu lesen. Als der Vicomte hinter meinen Coup kam, war er zwar im höchsten Grade aufgebracht, aber trotzdem blieb doch die Sache dieselbe: ich war nun ebenfalls im Besitze eines Geheimnisses, das der Vicomte auszubeuten im Begriff war. Das Dokument nämlich, welches sich auch jetzt noch im Besitze des Vicomte befindet, rührt von dem Vater des jetzigen Grafen Briston her und ist für den Sohn geschrieben worden, um diesem eine Waffe in die Hand zu geben, falls der Marquis de Lorme sein Versprechen in Betreff der Heirath nicht erfüllen werde. Dieses hat aber tiefere zwingende Gründe. Um diese darzulegen, muß ich hier etwas weiter ausholen. Der verstorbene Graf Briston und der alte Marquis de Lorme waren intime Jugendfreunde; eines Tages entzweiten sie sich jedoch, in der Erregung griff man sogar zu den Degen und der Marquis brachte dem Grafen eine lebensgefährliche Wunde bei. Sofort aber kam die Reue, man versöhnte sich und gelobte über die That tiefstes Stillschweigen, die den Marquis womöglich, hätte sie der König erfahren, in die Bastille gebracht hätte. Nur das bereits erwähnte Versprechen mußte er dafür geben. Um nun aber ganz sicher zu gehen, schrieb noch der Graf mit zitternder Hand für seinen Sohn den ganzen Thatbestand nieder und versah das Couvert mit dem Bemerken, daß der Sohn dereinst von dem Schreiben Kenntniß nehmen solle, falls der Marquis seiner Zeit

die Tochter ihm verweigere; im andern Falle solle er am Tage nach der Hochzeit das Dokument ungelesen verbrennen.

„Diese durch das Dokument erhaltenen Detailkenntnisse aus der geheimsten Familiengeschichte des Briston'schen und de Lorme'schen Hauses benutzte nun der Vicomte zunächst dazu, den jungen Grafen zu blenden und ihm eine besonders hohe Meinung von seinen magischen Kräften und seiner Allwissenheit beizubringen. Der Graf war denn auch höchst erstaunt, die intimsten Beziehungen der beiden Familien von dem Vicomte darlegen zu hören, ja noch mehr zu vernehmen, als er selbst wußte. Er legte daher die ganze Heirathsangelegenheit, die er fast verloren gegeben, vertrauensvoll in die Hände des Vicomte und versprach ihm, falls die Sache gelänge, ein glänzendes Honorar.

„Nachdem Alles soweit glücklich abgelaufen, zog der Vicomte mich zu Rathe. Er spekulirte ganz richtig, daß in dem Marquis die Erinnerungen an seinen Mord so grell wie möglich geweckt werden müßten; er ließ daher heimlich von einem Porträtmaler eine kleine Kopie von einem Porträt des erstochenen Grafen Briston verfertigen. Es befand sich ein solches nach dem Brande der oberen Stockwerke des Hotel Briston unten im Zimmer des Kammerdieners. Sodann ward von einem Glasmaler dieses kleine Porträt etwas verändert, es ward die blutende Wunde angebracht, in die bleichen Gesichtszüge der Ausdruck des Kummers gelegt und so weiter, auf eine kleine Glasplatte gemalt und für eine Laterna magica eingerichtet, welch letztere ich mittlerweile besorgt hatte. Unterdessen hatte der Vicomte den Grafen veranlaßt, ein Fest

auf seinem Schlößchen Parcourt zu geben, dorthin auch den Marquis zu bitten und diesen dann zu veranlassen, daselbst über Nacht zu bleiben. Diese Nacht aber sollte uns zu unsern Zwecken dienen. Ich will hier gleich bemerken, daß es mir höchst schwierig erschien, das Experiment mit der Laterna magica ganz allein auszuführen, da ich auf den Vicomte, der im geeigneten Moment vielleicht nicht ohne Aufsehen die Gesellschaft verlassen durfte, nicht rechnen konnte. Ich sah mich daher nach einer Hilfe um und wandte mich zunächst an den jungen Musiker Roux. Ein junger unerfahrener Mensch, der nachher aus Furcht schweigen würde, erschien mir zweckmäßiger, als ein gewitzigterer, dessen Schweigsamkeit man später vielleicht theuer erkaufen mußte. Jedoch erhielt ich von Roux eine abschlägige Antwort, und eine andere entsprechende Hilfe konnte ich nicht auftreiben."

„Und haben Sie nun die optische Täuschung ganz allein ausgeführt?" fragte der Richter.

„Nein," versetzte Barbe, „nachdem ich schon vorher mit theilweiser Unterstützung des Vicomte den Apparat in den Rahmen einer oberen Scheibe eines Fensters desjenigen kleinen Salons, welcher sich vor dem Schlafzimmer des Marquis befand und in welchem dieser seine Nachttoilette machen sollte, eingefügt hatte, gelang es dem Vicomte, sich noch rechtzeitig aus der Gesellschaft zu empfehlen und mir im geeigneten Momente behilflich zu sein. Der Effekt war bedeutender, als wir erwartet, ja gewünscht hatten, unser Bild fiel in ausgezeichneter Schärfe ganz genau in dem Augenblicke auf die weiße Thüre des Schlafzimmers, in

welchem der Marquis die Klinke ergreifen wollte. Bekanntlich stürzte der alte Herr vor Schreck zu Boden, ich zog schnell den Apparat zurück, und während der Vicomte sich mit diesem eiligst entfernte, fügte ich sofort die Scheibe mittelst Glaserkitts wieder ein. Vorher schon war mein Blick zufälligerweise auf die Console, auf welche der Marquis seine Brillantnadel und seinen Siegelring gelegt hatte, gefallen, und in mir erwachte jetzt der unglückselige Wunsch, die Schmucksachen zu besitzen. Der Marquis lag bewußtlos auf dem Bette im Schlafzimmer, der Diener desselben war in die vorderen Räume des Schlößchens geeilt, um Hilfe herbeizuholen, ich schlüpfte daher durch eine kleine nur angelehnte Hinterthüre in das vordere Gemach, nahm die Schmucksachen an mich und kam ungesehen wieder in's Freie.

„Dies, Herr Richter, ist mein unumwundenes ehrliches Geständniß." —

Eine solch' umfassende Darlegung des frechen Betruges, die man von dem verschmitzten Gauner kaum hatte erwarten können, förderte natürlich die Untersuchung außerordentlich. Man hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den Vicomte von St. Valentin festzunehmen, und als man diesem mit so detaillirten Angaben entgegentreten konnte, vermochte derselbe ein Leugnen auch nicht länger aufrecht zu erhalten; bestätigten doch auch noch die örtlichen Untersuchungen auf Schloß Parcourt, die mit neuem Glaserkitt eingesetzte Fensterscheibe 2c., die volle Richtigkeit der Barbe'schen Angaben.

Mittlerweile war auch der Brief, welcher bei Edmond Roux konfiszirt worden war, auf Antrag des untersuchen-

den Richters geöffnet worden und hatte das größte Staunen hervorgerufen. Wie man ganz richtig vermuthet, stand allerdings der Brief im engsten Zusammenhange mit dem verwickelten Kriminalfalle, auf den man gestoßen, als man der geheimnißvollen Ermordung des Arztes Marmontel nachforschte. Aber er stand nicht in direkter Beziehung zu dem Gaukelspiel des Vicomte, sondern erweiterte durch werthvolle Enthüllungen den großen Prozeß noch, der sich nun entspinnen mußte. Der Verfasser des Schreibens bekannte in diesem nämlich, was unsere Leser bereits durch die von Marmontel dem Grafen gemachten Eröffnungen wissen, daß Edmond der Sohn des Marquis und Adrienne seine, des Gärtners, Tochter sei, und daß er dies seinem ehemaligen Herrn nur deshalb mittheile, damit dieser Edmond, der fast ganz mittellos sei, unterstütze. Das Geheimniß des Vertauschens der Kinder zu veröffentlichen, liege dem Schreiber des Briefes völlig fern, nur der Wunsch für das Wohlergehen Edmonds, den er liebe wie sein eigenes Kind, habe ihn zu dem Schritte veranlaßt. Edmond selbst wisse von dem Verbrechen nichts und der Marquis könne ihm daher ohne jede Fessel entgegentreten.

Das Gericht dachte natürlich über diese Angelegenheit ganz anders. Es war hier ein Verbrechen an den Tag gekommen und dieses mußte nun gerichtlich verfolgt werden. Es wurden daher zunächst zwei Abschriften von dem Originale genommen und die eine wurde dem Marquis, die andere Edmond Roux zugesandt, sodann ward eine gerichtliche Kommission eingesetzt, die den großartigen Betrug juristisch zu verfolgen hatte.

Das ganze Schreiben des Gärtners mit seiner schlichten Haltung hatte sofort überzeugt, daß man es hier mit unverfälschter Wahrheit zu thun habe. —

Ueber den neuen Entdeckungen vergaß man natürlich auch nicht, die übrigen Fäden zu verfolgen, besonders dem noch immer nicht aufgeklärten Morde nachzuspüren. Um nochmals eine genaue Lokaluntersuchung vorzunehmen, fuhren daher eines Tages ein Untersuchungsrichter mit einem Polizeilieutenant und mehreren Polizeibeamten zunächst hinaus nach dem Gasthause zum „Blauen Banner", wo sie den Wirth und dessen Gesinde noch einmal verhörten, und wandten sich dann nach dem Saume des Parkes, wo Marmontel erschossen worden war. Man konnte hier aber nicht das Geringste entdecken, das noch irgend welchen Anhalt geboten hätte. Man durchsuchte daher auch noch die nächstliegenden Parthien des Briston'schen Parkes und dabei traf man in einem der Laubgänge den jungen Grafen, der ganz in Nachdenken versunken hier auf und ab ging und sichtlich erschrak, als er die Polizisten erblickte.

Der Polizeilieutenant war mit Jerome de Briston persönlich bekannt, er schritt daher auf diesen freundlich grüßend zu, war aber auf's Höchste erstaunt, als der junge Graf leichenblaß vor ihm zurückwich.

„Sind Sie nicht wohl, Herr Graf?" rief der Polizeilieutenant besorgt.

Briston athmete auf. „Ich war so mit mir selbst beschäftigt," versetzte er, „und hatte Sie gar nicht kommen hören, so daß ich —"

„Dann muß ich recht sehr um Entschuldigung bitten,"

entgegnete der Lieutenant. „Dennoch freut es mich, daß ich Sie sogleich hier getroffen habe; Sie im Schlosse aufzusuchen, würde ich jetzt keine Zeit gefunden haben, und doch wollte ich Ihnen gern eine Neuigkeit mittheilen, die für Sie von größter Wichtigkeit und Ihnen wohl noch nicht bekannt ist, die man sich aber in Paris schon in allen Salons, wenn auch zunächst nur leise, in die Ohren zischelt: daß nämlich die Adrienne de Lorme die Tochter eines Gärtners ist!"

Wie von einer Natter gestochen fuhr der Graf zurück.

„Der Betrug ist auf Grund zum Vorschein gekommener Papiere wohl zweifellos," fuhr der Lieutenant fort.

„Also hat man bei Marmontel doch noch Papiere gefunden?" stieß Jerome hervor.

„Marmontel?" fragte der Lieutenant verwundert, und sofort regte sich in ihm der argwöhnische feine Spürsinn des Polizeibeamten.

Dem Grafen versagte die Sprache, er mußte sich an einem Baume, der am Wege stand, festhalten. Welche Worte waren ihm da unbedacht entfahren?

„Wie kommen Sie auf Marmontel?" wiederholte der Lieutenant seine Frage. „Der Ermordete steht also in Beziehung zu jener verbrecherischen Vertauschung und Sie wissen davon?"

„Ich weiß nichts," erwiederte Briston hastig; aber gerade mit dieser Hast gab er dem Lieutenant die Ueberzeugung, daß er sehr bedenklich in die Angelegenheit verwickelt sei.

„So leid es mir thut," nahm daher dieser wieder das

Wort, „sehe ich mich doch veranlaßt, Sie, Herr Graf, sofort zu verhaften.“

„Was?“ rief der Graf in höchster Erregung, „mich verhaften wie einen gemeinen Verbrecher!“ Dabei riß er ein Pistol aus seiner Brusttasche und zielte auf den Lieutenant. In demselben Augenblicke sprang aber auch schon ein anderer Polizeibeamter, durch den Lärm aufmerksam gemacht, herzu und schlug die Waffe zur Seite. Gleich darauf wurden Briston's Hände, noch ehe er es sich versah, auf den Rücken gepreßt und vermittelst Handschellen gefesselt. Es half nun kein Widerstreben; zähneknirschend mußte der Graf den Anordnungen der Beamten Folge leisten und mit denselben, ohne vorher sein Schloß noch einmal betreten und ohne von seiner Schwester Marion Abschied genommen zu haben, den Weg nach Paris einschlagen. Der Marsch bis zur Stadt wurde in peinvollem Schweigen zurückgelegt, an der Barrière bestieg man eine Miethskutsche und gelangte so ohne Aufsehen bis zur Bastille, die der vornehme Gefangene mit nur mühsam unterdrücktem Schauder betrat. Er sollte sie lebend nicht mehr verlassen.

Fünftes Kapitel.

Schluß.

Die Verhaftung des Grafen Jerome de Briston machte das größte Aufsehen; um sie zu besprechen, vergaß man fast die nicht minder wichtige Neuigkeit, daß die Marquise Adrienne de Lorme auf Chateau Milete gar keine Marquise sei, sondern nur eine simple Gärtnerstochter, der es nun recht schwer ankommen werde, sich in ihrem niedrigen

Stande zurecht zu finden und mit Hacke und Spaten umzugehen, statt mit jungen Herren vom hohen Adel. Diejenigen, welche kurzsichtig in dieser Weise urtheilten, hatten aber den alten Marquis vollständig verkannt. Dieser war zwar höchst bestürzt gewesen, als er den ihm vom Gerichte zugeschickten Brief gelesen hatte, über seine daraus sich ergebenden Handlungen war er aber dann keinen Augenblick im Zweifel gewesen. Besaß er auch in seiner geliebten Adrienne nicht eine leibliche Tochter mehr, so sollte sie doch auch fürderhin mit allen Kindesrechten in seinem Hause bleiben.

In die Wahrheit der Angaben des alten Roux, die also im Angesichte des Todes und daher wohl ohne jede betrügerische Absicht gemacht worden waren, setzte er nicht den geringsten Zweifel. Er begab sich daher sogleich nach Durchlesung der Abschrift zu Adrienne und setzte sie von der Enthüllung in Kenntniß, dann aber schloß er das bestürzte Mädchen zärtlich in seine Arme und versicherte sie auch für alle künftige Zeit seiner innigsten väterlichen Liebe. Nicht die geringste Aenderung in ihrer Stellung, sagte er, solle eintreten, sie werde nach wie vor seine geliebte Tochter mit allen Ehren und Rechten sein, und zwar werde er diese Bestimmung durch einen gerichtlichen Akt unantastbar machen.

Hierauf ward er aber auch seinen neuen Pflichten gerecht, indem er zu Edmond Roux fuhr.

Der junge Mann war durch die gerichtliche Zuschrift dermaßen aufgeregt worden, daß er zunächst jede Fähigkeit, seine Situation zu überlegen, verloren hatte. Es war ihm

nach der Durchlesung des Briefes gewesen, als sei ihm jeder Boden unter den Füßen weggezogen worden, als haben alle Grundfesten der Familien zu wanken begonnen. Nach einigen Stunden legte sich zwar die heftige Erregung etwas, dafür trat aber eine tiefe Besorgniß ein, daß er nun in eine Familie hineingedrängt werde, die ihn doch nur mit sehr gemischten Gefühlen aufnehmen konnte, ja vielleicht sogar mit Unwillen empfing.

Diese Gedanken beschäftigten ihn gerade, als an seine Thüre geklopft wurde, und auf sein „Herein!" der Marquis eintrat.

Edmond war über das Erscheinen des alten Herrn, mit dem er sich geistig eben noch so lebhaft beschäftigt hatte, so überrascht, daß er kein Wort des Grußes hervorbringen konnte. Der Marquis schien eine ähnliche Stimmung erwartet zu haben, wenigstens that er, als bemerke er sie nicht; er trat auf den jungen Mann zu, reichte ihm seine Hand und blickte ihn voll und treuherzig an. Edmond war so bewegt, daß er, indem er die dargereichte Hand ergriff, in die Kniee sank; da aber zog ihn der Marquis zu sich empor.

„Nicht doch," rief er, „hier an meiner Brust ist Dein Platz, Du mein wiedergefundener Sohn!" und dabei schloß er den Sprachlosen in seine Arme.

Mehrere Minuten lang herrschte dann eine fast feierliche Stille in dem kleinen schlichten Gemache, es war, als wenn sich die beiden Menschenherzen, nachdem die äußeren Schranken gefallen, jetzt in unhörbarer Geistersprache verständigten und sich Alles sagten, was sie erfüllte. Endlich brach Edmond in Thränen aus, und nun führte der Mar-

quis den Sohn zu dem kleinen Sopha, hieß ihn sich setzen und ließ sich dann neben ihm nieder. Darauf sprach er mild und freundlich zu dem so tief Erschütterten, und so gelang es ihm, diesen nach und nach zu beruhigen. Sodann legte er, oft selbst nur mit Mühe seine Bewegung bemeisternd, dem Sohne die Verhältnisse noch einmal klar dar, bemerkte ihm, daß er Adrienne nach wie vor als seine liebe Tochter betrachten werde, und sprach die Hoffnung aus, daß er, Edmond, gewiß auch die Haupttugenden des de Lorme'schen Hauses geerbt haben werde, das weiche, gemüthvolle Herz und den Sinn für ein inniges Familienleben, besitze er ja doch auch ein Talent des Vaters, das für Musik, und zwar in noch weit größerem Maße als dieser.

Bei dieser ruhigen Unterhaltung, die aber vor allem nicht des herzlichen Tones entbehrte, fand Edmond seine Fassung wieder, er versprach, daß er sich des großen Vertrauens, welches man in ihn setze, indem man ihn nicht widerwillig, sondern voll Liebe aufnehme, immer mehr würdig machen wolle durch treue Hingebung und kindliche Verehrung.

Nun traten auch dem alten Marquis die Thränen in die Augen.

„Mein Sohn, mein lieber Sohn!“ rang es sich ihm aus tiefster Brust hervor, „jetzt erkenne ich Dich ganz; ja, Du bist Blut von meinem Blut!“ Dabei preßte er Edmond fast leidenschaftlich an sich — die Herzen hatten sich gefunden. —

Bald darauf stiegen Vater und Sohn die Treppe hinab und Edmond nahm Abschied von einem Hause, das er mit ganz

anderen Erwartungen betreten hatte, und das er nun verließ, um in einen ganz neuen Kreis, in ungeahnte Verhältnisse zu treten.

Mit einer gewissen Bangigkeit betrat Edmond diesmal das Schloß Milete, das fortan sein Vaterhaus und dereinst sein Eigenthum sein sollte, doch die Beklommenheit und Unsicherheit schwand bald, als ihm Adrienne und der Marchese da Rimini mit offenster Freundlichkeit entgegenkamen und ihm den ersten Schritt so leicht wie möglich machten. Auch der alte Marquis gab sich in so liebenswürdiger Herzlichkeit, daß sich schnell ein wohliger Familienton herausbildete.

Sehr bald regte sich in dem alten Herrn auch ein gewisser Stolz; er hatte stets, trotz der innigen Liebe, die er für Adrienne hegte, schmerzlich empfunden, daß ihm ein männlicher Erbe, ein Träger und Erhalter seines Namens fehle: nun besaß er diesen und wohlgefällig ruhten seine Augen auf dem stattlichen Sohne.

Das innige Stillleben sollte aber sehr schnell gestört werden, denn schon am anderen Morgen ward dem Marquis von einem Freunde in Paris durch ein Billet die Mittheilung gemacht, der junge Graf Briston sei verhaftet und in die Bastille gebracht worden; es herrsche allgemein die Meinung, diese Gewaltmaßregel, über die die Polizei noch das tiefste Schweigen beobachte, stehe in direkter Beziehung zu dem großen Schwindel des Vicomte de St. Valentin.

Es war daher nichts natürlicher, als daß der Marquis

sofort hinüber nach Schloß Parcourt fuhr, um zunächst der armen Marion mit Rath und That beizustehen, und dann, soweit es in seinen Kräften stand, sich für den verhafteten Grafen zu verwenden.

Er traf Marion in tiefster Niedergeschlagenheit und völliger Rathlosigkeit. Ein Gärtnerbursche, in einem Seiten=wege beschäftigt, hatte die Verhaftungsscene belauscht und sie seiner Herrin berichtet; diese aber hatte nicht vermocht, sich irgend welches Urtheil über den Vorgang zu bilden und war daher in qualvolles Grübeln versunken.

Als der Marquis bei ihr eintrat, erschien ihr dieser wie ein Retter, der Alles wieder gut machen und schlichten könne. Sie berichtete dem alten Herrn mit der Hast einer schwer Geängstigten, daß sie zwar den alten fremden Mann, der vor einigen Tagen ihren Bruder besucht habe und dann am Rande des Parkes erschossen gefunden worden sei, bei seinem Eintritt in's Schloß gesehen habe, daß ihr aber der Grund seines Kommens völlig unbekannt geblieben sei. Die große Verstimmung ihres Bruders sei ihr zwar auf=gefallen, doch habe sie nicht weiter nach derselben ge=forscht. Bei der Verhaftung ihres Bruders sei dann mehr=mals sehr laut der Name Marmontel gerufen worden, das sei Alles gewesen, was der Gärtnerbursche erlauscht habe.

Bei der Nennung des Namens Marmontel war der Marquis leicht zusammengezuckt.

„Marmontel sagten Sie?“ fragte er.

„Diesen Namen hat der Gärtnerbursche ganz deutlich gehört,“ versetzte die Comtesse, „er ist mehrere Male laut gerufen worden.“

Der alte Herr strich sich über die Stirne, als wolle er bereits halb verwischte Erinnerungen auffrischen; plötzlich rief er:

„Ganz recht, Marmontel, so war der Name des Arztes — und so gibt ihn ja auch der alte Roux in seinem Schreiben an! Wie konnte ich nur so vergeßlich sein! Freilich, wenn so viel Unerwartetes auf einmal einen alten Kopf bestürmt, wäre es ein Kunststück, bliebe dieser hübsch klar und kühl. Mir war, ich weiß nicht aus welchem Grunde, als weile dieser Mann schon lange nicht mehr unter den Lebenden, sonst wäre ich vielleicht auch auf den Einfall gekommen, nach ihm zu forschen, um von ihm die Bestätigung der Roux'schen Angaben zu erlangen. — Doch was rede ich da, Sie werden das Alles nicht begreifen können, da Ihnen sicher noch unbekannt ist, was sich bei mir, in meiner Familie ereignet hat."

Und nun berichtete der Marquis Marion von der Enthüllung des Verbrechens, durch das er 21 Jahre seines Sohnes beraubt wurde. Daß Marions Mutter die Urheberin der Vertauschung gewesen, erwähnte er nur so schonend wie möglich.

„Daß aber nun Ihr Herr Bruder noch einmal in Beziehung zu dem Arzte Marmontel gebracht worden ist," schloß er endlich, „beunruhigt mich sehr; es ist mir, als werde die ganze Affaire verhängnißvoll für den jungen Grafen werden. Es würde mir dies außerordentlich schmerzlich sein. Mein lieber Jugendfreund, Ihr seliger Herr Vater, wollte durch das Versprechen, welches er mir auf seinem Todtenbette abnahm, das Glück seiner Familie be-

gründen, und — fast fürchte ich — er hat es dadurch, wenigstens für seinen Sohn, für immer zertrümmert."

Marion schrak zusammen, ein Gefühl der größten Verlassenheit überkam sie, sie brach in Thränen aus.

Der Marquis fühlte das herzlichste Mitleid. „Verlieren Sie nicht die Hoffnung und den Muth, liebe Marion," suchte er die Unglückliche zu trösten. „Hier in dem einsamen Schlosse länger zu bleiben, wird nicht räthlich sein, also kommen Sie mit nach Schloß Milete hinüber, dort wird Ihnen Adrienne eine liebe Freundin sein, und wir können dann stets die Schritte, welche zu thun sind, gemeinschaftlich berathen."

Dieses so überaus freundliche Anerbieten, das so ganz frei war von einem Groll, der nur zu natürlich gewesen wäre, nahm Marion von Herzen gern an, schnell gab sie noch einige Anordnungen für ihre Abwesenheit und verließ dann mit dem Marquis das Schloß, das so friedlich im Grün zu liegen schien, und in dem sie doch jetzt eine so bittere, qualvolle Zeit hatte verleben müssen.

Auf Schloß Milete war ihr Empfang der freundlichste; Adrienne trat ihr wie eine Schwester entgegen und wußte ihr mit feinem Takt über die erste etwas peinliche Begrüßung hinwegzuhelfen. Nicht wenig erstaunt war aber Marion, als sie in dem nunmehrigen Sohn des Hauses jenen Geigenspieler wiedererkannte, der sie im Frühjahre im Parke von Schloß Parcourt durch sein Spiel so sehr entzückt hatte.

Edmonds Herz schlug fast hörbar, als er der jungen, in ihrem Seelenschmerze doppelt schönen Comtesse gegenüber

stand. Wie oft war sie ihm in seinen Träumen erschienen, er hatte dann zu ihr emporgeblickt wie zu einer Göttin, die für ihn unerreichbar sei — und nun waren wie mit einem Zauberschlage alle Schranken der Konvenienz gefallen. Er befand sich auf gleicher Stufe neben ihr, er durfte ihr nun täglich in das schöne Antlitz schauen, sie täglich sprechen — die beglückendsten Hoffnungen keimten in seinem Herzen auf.

Der große Prozeß gegen den Vicomte de St. Valentin und den Grafen Briston nahm wider Erwarten einen sehr schnellen Verlauf. Das Geständniß Barbe's erleichterte die Voruntersuchung außerordentlich, und so lag denn das betrügerische Gewebe bald ganz offen da. Selbst in Bezug auf Marmontel sah man bald klar. Der Graf war den geschickten Juristen durchaus nicht gewachsen, er antwortete hitzig und unüberlegt, verwickelte sich dabei in Widersprüche, und so gewann der untersuchende Richter sehr bald die Ueberzeugung, daß der Graf der Mörder des Arztes sei.

Als er dies unumwunden gegen Briston aussprach, war es, als falle ein gewaltiger unsichtbarer Schlag auf dessen Haupt; der bisher immer noch trotzige und selbstbewußte junge Mann knickte wie ein lebensmüder Greis zusammen und vermochte dann nur mit Mühe den Weg nach seiner Zelle zurückzulegen.

Die Untersuchungsakten wurden nun geschlossen, sodann vergingen noch einige Tage der Vorbereitungen, bis endlich die Stunde der Generalverhandlung erschien. Schon war der Gerichtshof versammelt und der Graf sollte vor-

geführt werden, als der damit beauftragte Gefängnißwärter mit der Meldung zurückkam, der Angeklagte weile nicht mehr unter den Lebenden, er habe sich vermittelst Leinwandstreifen, die er aus seinem Handtuche gerissen, am Gitter seines Fensters erdrosselt. —

So endete also der letzte Graf v. Briston, der heilige Rechte mit Füßen treten und mit Gewalt das vom Schicksal erzwingen wollte, was ihm nicht beschieden war. Aber doch noch zu stolz, um durch Henkersbeil zu sterben, legte er lieber selbst Hand an sich. — —

Mit den beiden anderen Angeklagten machte der Gerichtshof nur kurzen Prozeß; Valentin, der übrigens, wie sich bei der Untersuchung herausgestellt hatte, durchaus nicht Vicomte, sondern ein schon mehrfach bestrafter Barbier aus Marseille war, wurde zu zehn Jahren, Barbe dagegen, seines umfassenden Geständnisses wegen, zu drei Jahren Galeerenstrafe verurtheilt.

Auf Schloß Milete hatten der Verlauf des Prozesses und das grelle Ende des jungen Grafen einen tief erschütternden Eindruck gemacht; die arme Marion vermochte kaum sich aufrecht zu erhalten, und hätte nicht eine Zaubermacht, die Macht der Liebe, über ihr gewaltet, sie wäre dem Schmerze erlegen. — —

Am nächsten Tage nach der stillen Beisetzung Jerome de Briston's — man hatte den Leichnam auf Bitten der Schwester ausgeliefert — verließen zwei große Reisewagen das Schloß Milete. Der Marchese da Rimini hatte den Marquis mit seiner Familie sowohl, wie Marion de Briston eingeladen, die nächsten Monate in Italien auf seinem

Schlosse zuzubringen, und dieser ebenso taktvollen wie liebenswürdigen Aufforderung kam man um so lieber nach, als die angegriffene Gesundheit der armen Marion einen Aufenthalt in einem südlicheren Klima erheischte.

Unter dem lachenden Himmel Italiens athmeten die schwergebeugten Menschen bald wieder freier auf, nach und nach zeigte sich wieder ein Lächeln auf Adrienne's Antlitz, und als dies der Marchese gewahrte, zögerte er nicht länger und bat das schöne Mädchen um Herz und Hand; statt einer Antwort sank ihm Adrienne hochbeglückt an die Brust. —

Das Glück der Freundin wirkte auch auf Marion erfrischend und neubelebend, ihre blassen Wangen rötheten sich wieder und ihr trüber Blick wurde wieder freier und froher. In Folge dessen trat denn auch nach Jahresfrist ein, was Alle mit inniger Freude schon längst erwartet hatten, sie ward die Braut Edmonds.

Nach Frankreich kehrten die glücklichen Menschen nicht zurück, sie wollten nicht alte Erinnerungen wachrufen; das rettete sie denn auch vor der Revolution, die sicherlich auch von ihnen blutige Opfer gefordert haben würde.

So aber ließen die entfesselten Jakobiner ihre Wuth nur an den Schlössern Parcourt und Milete aus, die in Flammen aufgingen und nun vom Erdboden völlig verschwunden sind.

Die gefeiertste Malerin der Rococozeit.

Ein Lebensbild

von

Georg v. Stosp.

(Nachdruck verboten.)

In dem bischöflichen Palaste zu Como war an einem sonnigen Frühlingstage des Jahres 1752 ein seltsames Leben; es herrschte nicht jene besorgte Aufregung, wie sie sich stets vor dem Besuche eines Fürsten oder hohen geistlichen Herrn geltend macht, es waltete vielmehr ein behaglicher Ton, überall kam nur die gespannte Neugier zum Ausdruck, und der Gegenstand des Geplauders der Diener auf den Treppen, der Köche vor dem Herd und des Hausmeisters mit einem Abbé auf der Bank unter dem Säulenportal des Schlosses war denn auch keineswegs Ehrfurcht erweckend oder Besorgniß einflößend, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein kleines Mädchen von zehn Jahren, das der Bischof heute empfangen wollte — um sich von ihm malen zu lassen. So etwas war noch nicht dagewesen; wie mochte das kleine Ding aussehen, das sich dergleichen unterfangen konnte? so fragte Jeder, und wer nur irgend ein Geschichtchen von einem Wunderkinde auszukramen vermochte, der versäumte diese günstige Gelegenheit nicht.

Plötzlich wurde jede Unterhaltung im ganzen bischöflichen Palaste abgebrochen, denn ein kleiner leichter Wagen fuhr am Portale vor, die Erwartete, Angelika Kauffmann war ihr Name, mußte also angekommen sein, und jeder Neugierige — und wer war das nicht — suchte nun die Gelegenheit wahrzunehmen, die kleine kecke Künstlerin zu sehen.

Zunächst kletterte ein älterer Mann aus dem Gefährt, dessen sorgfältig frisirtes Haar stark gepudert war, vielleicht um das schon allzu sehr sich bemerkbar machende Grau zu verdecken, dann sprang an der Hand des Alten ein rosiges Kind, ein heiter lachendes Mädchen auf das Pflaster. Die reichen blonden Locken waren nur leicht aufgebunden und umrahmten in ihrer ungefesselten Fülle ein überaus anmuthiges Gesicht, aus dem ein Paar große schöne blaue Augen vergnügt zu dem ernsten, fast düsteren bischöflichen Palaste emporschauten.

„Ja, ja, nun kann ich es mir denken," sagte jetzt ein Lakai zu dem neben ihm stehenden Kammerdiener, „daß sie unten in Como nicht genug reden können von dem hübschen Ding. Meiner Treu, man traut ihr gleich etwas Ordentliches zu, wenn man sie so daherschreiten sieht."

Der Kammerdiener nickte nur; er besaß bereits ein größeres Kunstverständniß, als sein tiefer stehender College, das machte schon der tägliche Umgang mit seinem hochwürdigen Herrn.

Mittlerweile stiegen die Ankömmlinge die Freitreppe hinauf und wurden sodann sofort von Nevroni Cappucino, dem Herrn Bischof von Como, empfangen. Herr Joseph

Kauffmann, der Vater der jugendlichen Künstlerin und ebenfalls Maler, machte verschiedene unterthänigste Verbeugungen, während das Kind den Prälaten unbefangen anschaute. Dieser war aber auch eine sehr gewinnende Persönlichkeit. Ein ehrwürdiger Greis mit lebendigem Blick und einem langen grauen Barte, besaß er eine milde Freundlichkeit, die schnell Zutrauen erweckte.

Der Bischof begrüßte Vater Kauffmann und die Kleine mit huldvollster Herablassung und erkundigte sich dann nach den bisherigen Lebensumständen der vielversprechenden kleinen Künstlerin. Das war eine passende Gelegenheit für den alten Kauffmann, von seinem Stolze und seiner Hoffnung zu berichten. Er erzählte dem hochwürdigsten Herrn, daß dieses sein einziges Kind am 30. Oktober 1741 ihm von seinem lieben Weibe Kleophe Lucie in Chur geschenkt worden sei. Er habe dazumalen für den Herrn Bischof von Chur daselbst mehrere Malerarbeiten auszuführen gehabt. Nach Jahresfrist sei er aber nach Morbegno an der Adda übergesiedelt, wo er eine Reihe von Porträts habe zu malen bekommen. Dort nun sei die kleine Angelika prächtig gediehen und fröhlich herangewachsen. Schon früh habe sie einen lebendigen Geist und Sinn für Malerei verrathen; so habe sie, als man ihr das Schreiben beigebracht, früher die Figuren, mit denen die großen Anfangsbuchstaben geziert gewesen, gezeichnet, als die Schriftzüge selbst. Später habe sie dann eifrig Kupferstiche nachgezeichnet und bald auch zum Pinsel und Pastellstift gegriffen. Seit Kurzem habe man sich nun in Como niedergelassen, da hier der Fremdenverkehr manchen Verdienst biete.

Der Bischof hatte sehr aufmerksam der etwas weitschweifigen Erzählung des Vaters zugehört; jetzt reichte er dem Mädchen freundlich die Hand und forderte sie auf, da sie so gut zu treffen wisse, nun auch ihr Heil mit ihm zu versuchen. Resolut machte sich Angelika an die Arbeit und wußte den Pastellstift so gewandt zu handhaben, daß schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit das sprechendste Brustbild des Prälaten sich von dem Papier abhob.

Auf's Höchste überrascht wußte Nevroni Cappucino kaum Worte genug der Anerkennung zu finden; er hatte dem Gerüchte von dem großen Talente der kleinen Malerin nicht recht getraut und sah sich nun auf's Angenehmste von der vollen Richtigkeit desselben überzeugt.

Reich honorirt entließ er Vater und Tochter, sein Porträt aber stellte er in seinem Empfangssalon aus und machte Alle, die ihn besuchten, auf dasselbe aufmerksam. Dadurch verbreitete sich der Ruf Angelika's außerordentlich schnell in der ganzen Umgegend von Como und die verschiedensten Persönlichkeiten wollten von ihr porträtirt sein. Doch die Eltern, besonders die sehr verständige Mutter, wünschten ihrem Kinde zunächst auch eine allgemeine harmonische Bildung zu geben, und so mußte denn Angelika auch Bücher studiren und die italienische Sprache erlernen. Bald hatte sie es in letzterer so weit gebracht, daß sich der Vater mit ihr in beiden Sprachen über Kunstgegenstände und Kunstangelegenheiten unterhalten konnte. An den Nachmittagen unternahm sie meist Spaziergänge in die reizende Umgegend von Como und hatte dann oft Gelegenheit, mit kunstsinnigen, feingebildeten Reisenden zu verkehren, denen sie stets

durch ihre blühende Schönheit, ihre geistvolle Anmuth und auch wohl durch ihre schöne Stimme auffiel, die sie bisweilen in frohen Gesängen ertönen ließ. Einige der Fremden, die mehrere Wochen am Comer-See zubrachten, machten wiederholt den alten Kauffmann auf das klangvolle, kräftige Organ seiner Tochter aufmerksam und forderten ihn auf, derselben doch Musikstunden geben zu lassen. Der Vater wollte jedoch das Interesse seiner Tochter nicht zersplittern und zögerte längere Zeit, ehe er zu einem Entschlusse kommen konnte. Endlich schickte er sie aber doch in eine Gesangsschule, und hier machte nun Angelika schnell so reißende Fortschritte, daß sie in Kurzem sämmtliche übrige Schülerinnen überflügelte.

Zwei Jahre waren so in freundlichstem Leben am Comer-See verflossen; Angelika hatte sich in der Malerei bedeutend vervollkommnet, und da sie nun auch fließend italienisch sprach, so siedelten jetzt Vater und Mutter mit ihr nach Mailand über, um sie in die große Welt einzuführen. Es gelang auch bald, den Herzog von Modena, Rinaldo von Este, der damals Gouverneur von Mailand war, für die junge schöne Malerin zu interessiren, und da Angelika verschiedene vortreffliche Kopien von Meisterwerken der lombardischen Schule vorzeigen konnte, so ward der hohe Herr schnell so begeistert, daß er sowohl wie seine Gemahlin sich von ihr malen ließen.

Durch diesen Glücksumstand wurde aber die Aufmerksamkeit des gesammten hohen Adels auf Angelika Kauffmann gerichtet, und Alles drängte sich zu ihr, um von ihr sich sein Porträt anfertigen zu lassen.

Das junge Mädchen war unermüdlich thätig und fand sich auch in dem Salonleben, das sich ihr nun erschloß, sehr wohl zurecht. Leider aber fiel in diese Zeit des frohen und erfolgreichen jugendlichen Schaffens ein düsterer Schatten, am 1. März 1757 starb die stets umsichtige und verständige Mutter, und der Vater sowohl wie die Tochter wurden von dem Hinscheiden so schmerzlich berührt, daß sie sich in Mailand nicht mehr wohl fühlten, sondern sich nach stiller Abgeschlossenheit sehnten.

In Folge dessen kam dem alten Kauffmann die Aufforderung sehr erwünscht, in seinem Geburtsorte Schwarzenberg am Bodensee die neuerbaute Kirche mit Fresken zu schmücken. Vater und Tochter verließen daher Italien und zogen wieder über die Alpen, aus dem geräuschvollen Leben und Treiben der Residenz nach dem stillen Gebirgsörtchen.

Hier ging man sofort an die Arbeit, nachdem man sich bei dem Onkel Michael Kauffmann einquartirt hatte. Der Vater malte den Plafond der Kirche und Angelika machte sich daran, an den Seitenwänden nach den Mustern der Kupferstiche von Piazetta die zwölf Apostel darzustellen.

In der stillen Dorfkirche bildete sich bei der jungen Malerin eine strengere Führung der Konturen aus, bei der schlichten Gewandung, bei den schmucklosen, ernsten Charakterköpfen war eine festere, bestimmtere Zeichnung nöthig, und so machte denn Angelika bei der Herstellung dieser Apostelbilder nicht unerhebliche Fortschritte.

Der Ruf der jungen Künstlerin verbreitete sich auch hier sehr schnell, und so erhielt sie denn, als kaum der Kirchenschmuck vollendet war, von dem Kardinal und Fürstbischof

v. Roth den Auftrag, hinüber nach Mersburg zu kommen und ihn dort zu porträtiren. Auf dem schönen Schlosse am Bodensee wurden Vater und Tochter auf's Glänzendste beherbergt und auch das Glück wollte Angelika wohl, das Bildniß des hohen Kirchenfürsten gelang vorzüglich, das Gesicht war nicht nur sprechend ähnlich, sondern auch meisterhaft beleuchtet.

Eines Tages traf auf Schloß Mersburg der Graf Montfort ein und hatte kaum das Meisterwerk Angelika's gesehen, als er diese dringend bat, auch zu ihm nach Schloß Tettnang zu kommen, damit sie ihn und seine ganze Familie male.

Auf dem Schlosse des Grafen Montfort trat die junge Angelika in ein überaus heiteres, ja zuweilen tolles Leben ein. Lustige Feste wechselten mit phantastischen Theateraufführungen, munteren Jagden und kostümirten Landparthien, und bald war Angelika hier überall der Mittelpunkt; Jeder brachte dem graziösen und geistreichen jungen Mädchen, das bald hier mit einem Marchese italienisch, bald dort mit einem Vicomte französisch, bald wieder mit einem Freiherrn deutsch plauderte, und zwar immer elegant, immer witzig, seine Huldigungen dar. Trotzdem war Angelika stets darauf bedacht, nicht im Rausche der Vergnügungen ihre schöne Jugendzeit zu vertändeln; alltäglich wußte sie sich einige stille Stunden zu erringen, und in diesen studirte sie dann deutsche, französische und italienische Geschichtswerke und Dichtungen, erweiterte dadurch ihren Gesichtskreis und vertiefte ihre Phantasie. Mit dem Malen kam die junge Künstlerin aber nur wenig vorwärts, und sie erhielt schließ-

lich sogar die Ueberzeugung, daß Schloß Tettnang überhaupt nicht der Boden sei, auf dem sie sich in ihrer Kunst vervollkommnen könne. Sie veranlaßte daher ihren Vater zu einer abermaligen Reise nach Italien, die denn auch im Jahre 1761 angetreten wurde.

Zunächst wandten sich Vater und Tochter nach dem geliebten Mailand, das so schöne Erinnerungen barg. Allen Gönnern und Freunden stellte man sich wieder vor und auch das stille Grab der Mutter besuchte man.

Aufträge zum Porträtiren hätte Angelika leicht wieder in Menge bekommen können, aber sie wünschte, sich über das Porträtfach hinaus emporzuarbeiten, und suchte daher nach geeigneten Vorbildern und Lehrern. Letztere fanden sich jedoch nicht, und so wandte sie sich mit dem Vater nach Florenz, wo ein regeres Kunstleben blühte und sich auch bald Künstler fanden, die die strebsame junge Collegin praktisch und theoretisch fördern konnten.

Angelika entwickelte jetzt einen eisernen Fleiß, vermied jeden zerstreuenden Umgang und erquickte und erfreute sich Abends nur durch die Pflege der Musik. Die Stimme der jungen Künstlerin hatte nach und nach noch einen schöneren volleren Klang erhalten, dabei spielte sie ziemlich geschickt Klavier und Zither. Der seelenvolle Gesang erregte bald die Aufmerksamkeit der übrigen Hausbewohner, unter denen sich zufälligerweise mehrere Musikkenner und auch ein junger Musiker von Fach befanden. Letzterer wurde von Angelika's musikalischem Talente bald so bezaubert, daß er sie dringend bat, der Malerei zu entsagen und sich ganz und gar der Musik zu weihen; mit ihrem herrlichen Or-

gane müsse sie die erste Sängerin Italiens werden; die Pforten der Scala in Mailand würden sich ihr öffnen und sie würde dann unsterbliche Triumphe feiern. Zwar wirkte die Zaubermacht der Bühne, auch fühlte sie ihr Herz zu dem jungen Musiker hingezogen — allein nach mehreren peinvollen Tagen des Hin- und Herschwankens entschied sie sich doch glücklicherweise schließlich, der mit ihrem ganzen Leben eng verflochtenen Kunst der Malerei treu zu bleiben.

Den jungen Musiker traf diese Wahl auf's Schmerzlichste, er verließ Florenz und Angelika hat ihn niemals wiedergesehen, auch nie wieder etwas von ihm gehört. Zeitlebens aber hat sie ihm ein von Wehmuth umflossenes Andenken bewahrt und ihn auch sogar auf einem ihrer Bilder verewigt, nämlich auf dem Gemälde „Orpheus entführt Eurydice aus dem Orkus", wo der griechische Sänger die Züge des Jugendgeliebten trägt.

Der weitere Aufenthalt in Florenz wurde nun aber Angelika durch diesen Zwischenfall verleidet; sie ging daher mit ihrem Vater zunächst nach Parma und dann nach Rom, wo sie 1765 den berühmtesten Aesthetiker und Kunsthistoriker seiner Zeit, den geistvollen Johann Joachim Winckelmann kennen lernte, der damals Bibliothekar des Kardinals Albani war. Einen nachhaltigeren Einfluß vermochte jedoch Winckelmann auf Angelika Kauffmann nicht auszuüben, die Gesetze der strengen Antike wurden der Künstlerin niemals recht geläufig; sie war in jeder Weise ein Kind ihrer Zeit, die reizvolle Eleganz der Darstellung mehr liebte als ernste Harmonie, und an zärtlich schmachtenden Frauenköpfen mehr Gefallen fand als an hehren Götterantlitzen der Hellenen.

Von Rom aus besuchte die Künstlerin auch mehrere Male Neapel, Bologna und Venedig. In letzterer Stadt lernte sie 1766 die kunstsinnige Lady Wentworth kennen, die sie aufforderte, nach England zu kommen, wo sie gewiß die größten Erfolge haben werde. Nach einigem Ueberlegen folgte Angelika dem Rathe und wurde denn auch in London von allen Kapacitäten, Kunstfreunden und Kunstenthusiasten auf's Zuvorkommendste empfangen, sogar der Hof erschloß sich ihr und der König beauftragte sie, das Bildniß seiner Gemahlin und seines Sohnes zu malen. Auch der hohe Adel überhäufte sie mit Aufträgen, so daß sie sich bald als die gefeiertste Künstlerin Englands sah. Sie fand sich auch schnell so gut in den englischen Sitten und Anschauungen zurecht, daß sie bald selbst diese annahm und sogar noch weiter ausbildete. Und so wurde sie unter Anderem die Schöpferin jener schottischen Mondschein- und Heldenbilder, auf denen blondlockige Jungfrauen von sentimentalen Jünglingen aus romantischen Burgen geraubt werden, Gemälde, die dann von berufenen und unberufenen Malern zu Hunderten hergestellt wurden und dann Jahrzehnte hindurch das Entzücken Englands waren. Aber auch Scenen aus dem Leben der antiken Welt stellte Angelika dar und errang besonders außerordentlichen Beifall durch das große Bild „die Mutter der Gracchen, ihre Kinder der stolzen Römerin, die ihre Juwelen vor ihr hinschüttet, vorstellend", das auch Goethe besonders hochschätzte, und das in England hauptsächlich deshalb so gefiel, weil die Mutter der Gracchen die Züge der Lady Juliane Veertort, der Freundin der Künstlerin, die beiden Söhne die der Söhne des Herzogs

von York und die Römerin die der Großschatzmeisterin der Königin trug. Daß diese modernen Gesichter den Gesammteindruck des antiken Bildes stören mußten, liegt auf der Hand, doch daran nahm man damals noch keinen Anstoß.

Der Ruhm Angelika's war jetzt in seinem Zenith angekommen und überstrahlte glänzend alle einheimischen Künstler. Das sollte dem ahnungslosen Mädchen verhängnißvoll werden. Neid und Mißgunst regten sich und legten der achtlos Dahinschreitenden hinterlistig Schlingen, die sie jedoch nur schwer straucheln, aber nicht völlig fallen machen sollten.

Unter denjenigen Künstlern, welche vor Angelika's Auftreten in London das größte Ansehen genossen hatten, befand sich in erster Linie Joshua Reynolds, der einflußreiche Präsident der königlichen Akademie. Derselbe hatte die junge Künstlerin gleich sehr freundlich empfangen, erwies sich auch später stets als der freundliche College, der immer gern bereit war, mit Rath und That zur Seite zu stehen. Auch mit seinem Lobe kargte er nicht und Angelika fand darin nichts Auffälliges. Freunden der jungen Malerin wollte das Benehmen Reynolds' jedoch nicht gefallen und sie warnten vor allzu sorgloser Sicherheit. —

Ueber die nun folgenden Ereignisse in Angelika's Leben ist ein Dunkel gebreitet, das niemals gelichtet wurde. Man erzählt zwar, Reynolds sei in Liebe für das schöne Mädchen entbrannt, habe aber von dieser auf seine Bewerbung abschläglichen Bescheid erhalten; es kann diese Angabe jedoch durch nichts bewiesen werden. Auch die andere, von verschiedenen Seiten ausgesprochene Vermuthung, ein hoher

Freund Reynolds' habe Angelika für sich gewinnen wollen und habe trotz der Bemühungen des Letzteren einen Korb erhalten, läßt sich durch nichts belegen. Sicher ist, daß bei Reynolds eine gespannte Gereiztheit gegen die Künstlerin obwaltete, die jedoch sorgsam vor derselben verborgen wurde.

So lagen die von Wenigen gekannten Verhältnisse, als eines Tages in dem Kreise der hohen Aristokratie ein junger eleganter Mann erschien, der sich als ein Graf von Horn aus Schweden vorstellte. Es ist später aufgefallen, daß dieser junge Unbekannte gleich von vornherein von einigen Seiten auf's Freundlichste aufgenommen wurde und daß ihm dieser rückhaltlose Empfang dann die übrigen sonst ziemlich spröden Cirkel des hohen Adels erschloß. Auch Reynolds wurde bisweilen in der Gesellschaft des jungen Grafen gesehen. Der Fremde führte ein ziemlich luxuriöses Leben und zeigte sich auch als ein großer Kunstfreund. Im Atelier Angelika's erschien er sehr bald nach seiner Ankunft in London; er lobte nicht ohne Geschick Dies und Jenes und kaufte sogar einige kleine Bilder für einen ansehnlichen Preis. Bald trat er öfter bei der schönen Malerin ein, plauderte mit ihr auch über Tagesereignisse, Theater und Musik und wußte dabei so liebenswürdig zu sein, daß Angelika sich mehr und mehr für ihn zu interessiren begann.

Dem alten Kauffmann wollte jedoch der fremde Graf durchaus nicht gefallen, ihm kam das Auge desselben bisweilen unheimlich unsicher vor, auch das Benehmen zeigte hie und da Ungelenkigkeiten und Derbheiten, die man bei

einem hohen Aristokraten nicht wohl fand. Er zog daher in ganz London Erkundigungen über den Fremden ein und erfuhr, daß er die Nächte hindurch schwelge und daß man sich von ihm erzähle, er habe in letzter Zeit seine aristokratische Gesellschaft mehrmals im L'hombre betrogen und es habe dann schlimmen Streit gegeben.

Der besorgte Vater berichtete das seiner Tochter, aber diese lachte nur herzlich darüber und meinte, der Neid habe alle diese schlimmen Geschichten erfunden, man mißgönne dem Grafen die freundlichen Stunden, die er bei ihr zubringe, und suche ihn nun in ihren Augen herabzusetzen.

Der Vater beschwor sie, doch ja so vorsichtig wie möglich zu sein, aber schon kamen alle Warnungen zu spät; Angelika, die sonst so zurückhaltend war, hatte bereits ihr Herz an den Grafen Horn verloren, sie liebte zum ersten Male mit der ganzen heißen Innigkeit eines reinen Gemüthes und hatte dabei kein Auge für Nebendinge.

Bald verlobte sich denn auch das Paar und um dem Aufsehen, welches dieses Ereigniß machte, nicht allzu lange ausgesetzt zu sein und um ferner auch ihren Verlobten vor etwaigen Verfolgungen von Seiten mißgünstiger Gegner, von denen er sich bedroht wähnte, zu sichern, willigte sie in eine stille Trauung und in ein heimliches Verlassen Londons.

Kaum war jedoch der Trauakt vollzogen, als der vermeintliche Graf, der nun glaubte, Angelika in seiner Macht zu haben, die Maske fallen ließ und in brutalster Weise verlangte, daß ihm seine Frau ihr ganzes Besitzthum verschreibe,

Jetzt fiel es Angelika wie Schuppen von den Augen, sie erkannte in ihrem Gatten einen schändlichen Betrüger und rief die Hilfe des Gerichtes an. Die Polizei bemächtigte sich des zweifelhaften Grafen und entdeckte in ihm einen raffinirten Gauner, der bereits mehrere Male wegen ähnlicher Schurkenstreiche bestraft worden war.

Die Ehe wurde nun wieder gerichtlich aufgelöst und Angelika war wieder frei, aber mit einer tiefen Wunde im Herzen, an der sie nun viele Jahre lang krankte. Ihr froher Jugendsinn war für immer gebrochen, nie wieder konnte sie sich zu der harmlosen Heiterkeit ihrer Mädchenjahre emporschwingen.

Dem Gauner wurde der Prozeß gemacht; man war allgemein der Ansicht, daß er das Werkzeug von Feinden Angelika's gewesen sei, welche der Künstlerin durch die Verheirathung mit einem Schwindler den Aufenthalt in England unmöglich machen wollten, ja man nannte unverhohlen Reynolds als Denjenigen, der den Bubenstreich ersonnen habe, und das „Manuel des curieux et des amateurs des beaux arts“ berichtete sogar über das schändliche Komplott. Angelika vermochte jedoch nicht, Reynolds eine solche nichtswürdige That zuzutrauen und widersprach sogar in den Zeitungen den Angaben des „Manuel“. Das ist jedoch nur ein Zeugniß von der Herzensgüte der Künstlerin; Reynolds hat sich nie von dem schweren Verdachte durch schlagende Beweise reinigen können. —

Viele Jahre lang arbeitete nun Angelika, vollständig zurückgezogen von jedem gesellschaftlichen Verkehre, auf das Angestrengteste in ihrem stillen Atelier und schuf hervor-

ragende Werke, die ihren Ruf in der gesammten gebildeten Welt immer noch mehr befestigten.

Mittlerweile stellten sich bei ihrem greisen Vater die Gebrechen des Alters so mahnend ein, daß sie fürchten mußte, den alten wackeren Mann über kurz oder lang zu verlieren. Auch der alte Kauffmann dachte oft an sein Ende und empfand dann besonders einen tiefen Kummer, wenn er bedachte, daß er seine Tochter völlig alleinstehend zurücklassen werde; er äußerte das wiederholt gegen diese und bat sie, noch vor seinem Hinscheiden einem braven Manne ihre Hand zu reichen. Lange wollte Angelika davon durchaus nichts wissen, da trat eines Tages ein alter Bekannter aus ihrer italienischen Zeit bei ihr ein, der Porträtmaler Antonio Zucchi, der ihr Grüße von Venedig und Mailand brachte. Bei der so lebhaft wiedergeweckten Erinnerung an die sonnigen Tage in Italien regte sich auch ihre alte Heiterkeit wieder etwas, ja sie ward wieder frischer und fröhlicher. Hocherfreut bemerkte dies der alte Vater und bat Zucchi, doch recht oft wiederzukommen. Das geschah denn auch, und Angelika fühlte sich in der Gesellschaft des Malers, der weniger ein bedeutender Künstler als ein durchaus ehrenwerther Mann war, bald so wohl, daß sie es auf's Schmerzlichste vermißte, wenn er einmal abgehalten war, seinen täglichen Besuch bei ihr zu machen. Es war daher nur zu natürlich, daß sich aus diesen freundschaftlichen Gefühlen nach und nach eine tiefere Neigung entwickelte, aus der dann ein inniger Herzensbund hervorging. Die Trauung fand im Jahre 1781 statt, zu welcher Zeit die Künstlerin bereits vierzig Jahre alt war.

Der Gesundheitszustand des alten Kauffmann hatte sich mittlerweile so verschlechtert, daß die Aerzte ihm einen Aufenthalt in einem milderen Klima anriethen; Angelika besann sich nun nicht lange, verließ mit ihrem Gatten und dem leidenden Vater England und kehrte nach ihrem geliebten Italien zurück, das ununterbrochen das Land ihrer Sehnsucht geblieben war.

Man wandte sich zunächst nach Venedig, hier aber erkrankte der alte Kauffmann außerordentlich bedenklich, man wollte weiter nach Süden, allein schon war eine Weiterreise nicht mehr thunlich, und so starb denn der Greis in der Dogenstadt in den Armen seiner Tochter, noch im Verscheiden einen innigen Blick auf sein berühmtes Kind, den Stolz und das Glück seines Lebens, werfend.

Angelika hatte nun den Plan, sich in Venedig niederzulassen, richtete sich auch ein provisorisches Atelier ein und malte ihr erstes größeres Historienbild „Leonardo da Vinci in den Armen Franz I. sterbend", in Folge dessen sie zum Mitgliede der Akademie San Luca ernannt wurde. Auch machte sie verschiedene Bekanntschaften mit hervorragenden Männern, so unter Anderen mit dem Großfürsten Paul, dem nachmaligen Kaiser Paul I. von Rußland, der unter dem Namen eines Comte du Nord mit seiner jungen Gemahlin sich mehrere Wochen in Venedig aufhielt und der Künstlerin werthvolle Geschenke machte.

Das Klima Venedigs sagte jedoch auf die Dauer weder Angelika noch ihrem Gatten zu und so siedelte das Paar nach einiger Zeit nach Neapel über. Der Hof nahm die berühmte Malerin auf das Ehrenvollste auf, die Königin

gab ihr eine ganze Reihe von schmeichelhaften Aufträgen und ließ die beiden Prinzessinnen von ihr im Zeichnen unterrichten.

Die steife spanische Etikette, welche noch am Hofe von Neapel herrschte, sagte aber der an freie Bewegungen gewöhnten Angelika durchaus nicht zu, sie brach daher trotz der verschiedenen Konzessionen, welche man ihr machte, die Verbindungen mit dem Hofe wieder ab und wandte sich nun nach Rom, wo sie bald einen so lieben Kreis von Freunden fand, daß sie sich völlig häuslich einrichtete und nun die ewige Stadt nicht wieder verließ.

Rom war damals der Sammelplatz fast aller Künstler der ganzen Welt, der berühmte Antonio Canova, der mit kecker genialer Hand die kläglichen Götzenbilder des Zopfstyls stürzte, bildete den Mittelpunkt im Künstlerleben, während Bertel Thorwaldsen die gehaltvollste Stimme des jugendlichen Chores abgab. Angelika hielt für alle diese Künstler ein offenes gastliches Haus und war zu jeder Zeit eine liebenswürdige Wirthin, die bald da eine leise Schmeichelei, bald dort eine freundliche Aufmunterung spendete.

Bisweilen fehlte es freilich auch nicht an kleinen Aergernissen, die ihr besonders der allgemein geschätzte Kupferstecher Raphael Morghen bereitete, indem er sich allerlei kleine Abänderungen bei den Bildern Angelika's erlaubte.

Von den vielen Fremden, die das Haus der berühmten Malerin besuchten, seien hier nur Goethe und die Herzogin Amalie von Weimar genannt. In seinem „zweiten römischen Aufenthalte" schildert Goethe einen Besuch bei der Künstlerin in folgender Weise:

„Sonntags kam ich zu Angelika und legte ihr die Frage vor (über Egmont, ob Kürzungen und Aenderungen an dem Stücke vorgenommen werden sollten oder nicht). Sie hat das Stück studirt und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest Du (der Dichter wendet sich hier an Frau von Stein) doch gegenwärtig sein, wie weiblich zart sie Alles aus einander legt und es darauf hinausging: daß das, was ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erzählung implicite enthalten sei. Angelika sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was im Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinem Worte stärker ausdrücken, wie sehr er Clärchen liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme."

Es geht aus diesen Aeußerungen Goethe's hervor, daß Angelika auch noch in ihrem Alter geistreich und feinsinnig war, wohl würdig, die Beratherin eines so großen Dichters zu sein.

Den ersten Mißton in den Tagen des Alters verursachte der Tod, indem er ihr im Jahre 1795 den geliebten Gatten entriß. Bald darauf brachen schwere Kriegsunruhen herein; ganz Europa wurde durch den General Bonaparte in Aufregung versetzt und Angelika besorgte, ihr ganzes Vermögen, das sie in der Bank von England an-

gelegt hatte, zu verlieren. Ihr Freund Canova ergriff vor den anrückenden Franzosen mit verschiedenen seiner Kunstwerke die Flucht. Angelika verließ jedoch Rom nicht, wurde auch an ihrem Eigenthum nicht geschädigt und konnte auch fürder sorglos dem Alter entgegensehen.

Unermüdlich malte sie weiter, unbekümmert um die neue Zeit und den neuen Geschmack, der besonders durch den Franzosen Louis David und dessen Schüler angebahnt wurde. Jede neue Strömung, die sie verletzen konnte, hielten liebende, vorsorgliche Freunde von ihr ab, und so blieb sie bis an ihr Ende in dem beglückenden Wahne, sie sei noch immer die gefeierte Künstlerin, die sie in den sechziger und siebenziger Jahren gewesen.

Im Jahre 1805 begann sich bei ihr ein Brustübel zu entwickeln, das die Greisin bald erheblich schwächte. Dennoch verlor sie ihren frohen Muth nicht und malte sogar noch rüstig weiter. Im Herbste des Jahres 1807 litt sie aber mehr denn je von dem rauhen Wetter und vermochte auch nicht mehr den Pinsel zu führen. Sie erfreute sich daher wiederholt an den Dichtungen Gellert's und entschlummerte denn auch bei der Lektüre einer Ode dieses gemüthvollen Dichters am 5. November 1807.

Ihr Tod berührte besonders die römischen Künstlerkreise, auf die sie stets so günstig gewirkt hatte, sehr schmerzlich; hauptsächlich betrauerte sie Canova, der auch ihr Leichenbegängniß ordnete. Ihre sterbliche Hülle ward in der Kirche S. Andrea delle Fratte beigesetzt.

Angelika Kauffmann war zwar, wie einer ihrer Biographen, A. W. Grube, sehr richtig sagt, kein bahnbrechen-

des Genie, wie die Raphael und Rubens, aber wie sie aus der Anschauung der klassischen Werke des Alterthums das in sich aufnahm, was ihrer Eigenthümlichkeit entsprach, so hat sie von den Heroen der neueren Malerei den leichten und gefälligen Wurf des Einen, das Feuer und die Lebhaftigkeit in der Farbengebung des Anderen sich angeeignet, während sie, echt weiblich, doch immer wieder dem Zuge ihres Herzens folgte, sich ganz ihrer eigenen empfindungsseligen Natur überließ und so ganz mit dem Geschmacke und Drange der Zeit harmonirte. Weil sie alle Emanzipationsgelüste abwies und die Anmuth ihres eigenen Wesens so ganz mit ihren künstlerischen Leistungen stimmte, so daß sie ebenso durch ihre Persönlichkeit wie durch ihre Werke anzog, so konnte sie auch mit ihrem ziemlich eng begrenzten Talente so Schönes und relativ Vollendetes leisten.

Aus den Pontinischen Sümpfen.

Von

Otto Röse.

Jene weite Ebene Mittelitaliens, die uns jetzt unter dem Namen Pontinische Sümpfe bekannt ist, die im Nordost von den Volskerbergen, im Südost und Südwest vom Tyrrhenischen Meer, im Nordwest von den flachen Ausläufern des Albanergebirges begrenzt wird, bietet durch ihre wunderbaren landschaftlichen Reize ebenso wie durch den melancholischen Ernst ihrer Geschichte reichen Stoff des Interesses. Aber seitdem mit Erbauung der Eisenbahn von Rom nach Neapel über S. Germano und Capua der große Strom der Italienreisenden abgelenkt ist von der alten römisch-neapolitanischen Landstraße, die dem Zuge der alten Via Appia folgend die Sümpfe durchschneidet, verirrt sich nur selten der Fuß eines Touristen nach diesen Gefilden, deren giftige Luft im übelsten Rufe steht; nur hin und wieder hört man in den römischen Cercles, daß ein jagender Engländer sich dort ein tödtliches Fieber geholt. So kommt es, daß man zur Zeit nur wenig vernimmt von einem Landstrich, der durch die Größe seiner Vergangenheit zu den bedeutendsten Italiens gehört, dessen Gegenwart ein wirthschaftlicher Greuel ist, dem die Zukunft aber ein glänzendes Pro-

gnostikon stellt, wenn mit Ausführung des großartigen Tiber-Regulirungs-Projekts für Italien die Aera der Urbarmachung unbebauter Landstriche inaugurirt sein wird.

Von Velletri aus gesehen, bietet die pontinische Niederung einen hinreißend schönen Anblick. Weit vor den Blicken breitet sich das Flachland aus, in dem ein leichter Nebel die Gegend bezeichnet, wo die Sümpfe liegen, den Horizont begrenzt das Meer, dessen weite Linie von den kühnen Zacken des Capo Circello durchschnitten wird, das einsam und jäh aus der Ebene aufsteigend in blauer Ferne sich abzeichnet. Zur Linken thürmen sich zwischen dem Thale von Palestrina, das den Ausblick auf den weiten Bogen des Appenins öffnet, und den pontinischen Sümpfen die Volskerberge auf, imposante Gebirgsmassen mit scharfkantigen Umrissen. Ihre steilen Ausläufer schieben sich coulissenartig in das Flachland vor, immer blauer und duftiger werdend in der Ferne bis zum Monte Leano bei Terracina, der dem Capo Circello gegenüber fast senkrecht in die Ebene abstürzt. An den jähen Wänden der Vorberge hängen die Städtchen Cori und Sermoneta, in nächster Nähe ragt auf schwindelnd hoher Klippe Rocca Massimi.

Diese weite Niederung zu unsern Füßen, deren wenige Bewohner siech und fieberbleich dem frühen Grabe zuwanken, die der Reisende flieht, und wenn er sie durcheilt, ängstlich wachend in der Diligence durchfährt, damit ihn nicht im Schlaf das Fieber erfaßt, diese Einöde war einst ein gesundes, reiches Gefilde, die Kornkammer Roms, ehe es seine Herrschermacht über das südliche Italien ausgedehnt hatte. Greifen wir noch um ein halbes Jahrtausend zurück, so

gemahnt uns drüben das Cap der Circe an die Abenteuer des Odysseus mit der schönen Zauberin. Damals war dieses steile Vorgebirge noch nicht mit dem Festlande durch Anschwemmung verbunden, sondern erhob sich frei aus dem Meer, wie seine Schwestern, die Ponza-Inseln. Jener Landstrich, zwischen dem Cap und Ardea, am Meere entlang ist der Schauplatz der sechs letzten Bücher der Aeneide. Dort am Strande liegt Antium, dort Pratica, das antike Lavinium. Zu Ardea herrschte Turnus, der streitbare König der Rutuler.

Zu dem reichen Schatz von Ueberlieferungen, den uns die poetische Sage über diese Gefilde aufbewahrt hat, fügen die Urkunden der aufstrebenden römischen Herrschermacht das geschichtliche Interesse. Plinius entnimmt älteren Berichten, daß in der pontinischen Ebene einst 23 Städte blühten. Livius erzählt von den Kämpfen, welche die Römer mit den Bewohnern dieser Gegend gehabt haben. Als Rom noch um seine Existenz zu kämpfen hatte, herrschten hier die Volsker, ein kräftiger zäher Volksstamm. Pometia war ihre Hauptstadt, nach der die Gegend von den Römern ager pometinus genannt wurde. Der Reichthum dieser Stadt war so groß, daß, als sie von dem römischen Heere erobert wurde, von dem zehnten Theile der Beute der prächtige Jupitertempel auf dem Capitol erbaut werden konnte. Bei Hungersnoth in Rom schickte man hieher Unterhändler, um Getreide aufzukaufen.

Nach langen blutigen Kämpfen wurde das Land unterjocht, und da die Fruchtbarkeit der Gefilde berühmt war, verlangte der Plebs stürmisch die Vertheilung des den

Volskern abgenommenen Ackerlandes unter die Einwohner Roms. Als nach wiederholten Stürmen der Volkswille durchgesetzt war, fand sich eine solche Menge Menschen ein, die in diese Gegend zog, daß, wie Livius erzählt, die neuen Anbauer als eigener Pontinischer Stamm gezählt wurden. Im Jahre 311 v. Chr. wurde durch diese Gegend die appische Straße gelegt, die für Jahrtausende die Verbindung Roms mit dem Süden bilden sollte. Anderthalb Jahrhunderte später finden wir zum ersten Mal verzeichnet, daß mit Staatshilfe Entwässerungen in der pontinischen Ebene ausgeführt wurden. Bis dahin waren, nach Strabo, die Sümpfe auf kleine Theile beschränkt zwischen dem heutigen Terracina und Sezze, beim Cap der Circe, Porto d'Anzo und Ardea. Der Konsul P. Cornelius Cethegus gab im Jahre 160 v. Chr. versumpfte Strecken der Ackerkultur zurück. Aber die Arbeiten des Friedens verfielen während der langjährigen Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla, deren blutiger Schauplatz der ager pometinus wurde. Die Städte des Landes theilten sich in ihren Sympathien für die zwei Führer und je nachdem, wie das Kriegsglück schwankte, wurden bald die Städte der einen Partei heimgesucht und zerstört, bald traf es die der andern. In Folge dieser unheilvollen Wirren, in denen das Volk selbst vernichtete, was es geschaffen, war die pontinische Ebene bald so verwahrlost, daß sich eine großartige Entwässerungsanlage nöthig machte. Cäsar erhielt den Auftrag zur Ausführung derselben, und vielleicht wäre es seiner eminenten Energie gelungen, den Landstrich der Kultur zu erhalten. Aber der jähe Tod, der ihn zu Füßen der Pompejusstatue

hinstreckte, sprach sein Veto. Augustus, Nero, Trajan machten die Trockenlegung des ager pometinus zum Gegenstand ihrer Sorge. Von Trajan's Bauten sind uns noch drei Brücken bei Torre tre Ponti geblieben. Die folgenden Jahrhunderte des Verfalls des römischen Reiches, der barbarischen Invasionen überließen auch die pontinische Ebene der wachsenden Versumpfung. Erst unter Theodorich wagt sich ein Torlonia des Mittelalters, der Patrizier Decius, an die Aufgabe, auf eigene Kosten Entwässerungsarbeiten vorzunehmen, um das gewonnene Ackerland auszunützen. Von seiner Wirksamkeit berichtet eine Inschrift, die sich auf dem Markte von Terracina befindet. Doch im Lauf der Jahrhunderte, in der folgenden Zeit der Kämpfe und Wirren verschwanden die segensreichen Folgen auch dieser Arbeiten und die Schwierigkeiten einer erfolgreichen Entwässerung wuchsen in's Großartige bei dem immer mehr versumpfenden Lande. Papst Leo X., sowie Sixtus V. begannen größere Arbeiten, die jedoch einen Erfolg nicht hatten. Mit mehr Nachdruck nahm Pius VI. das Werk wieder auf im Jahre 1777. Er fand bei den Kanalanlagen die alte Via Appia wieder, die er um drei Fuß erhöht als Landstraße herstellen ließ, und, da sich diese Straße nahezu in der Hauptaxe des Wasserabflusses befindet, ließ er ihr entlang einen Hauptkanal anlegen, welcher nach ihm die Linea Pia genannt wurde. Ein Netz von Seitenkanälen vervollständigte die Anlage, auf welche bedeutende Summen verwandt wurden. Und dennoch war der Erfolg kein durchschlagender, da die Kanalisirung nicht systematisch durchgeführt wurde. Einige Strecken Landes waren urbar ge-

macht, aber noch immer herrschte die Malaria über der weiten Niederung.

Welches sind die mächtigen Naturerscheinungen, gegen die Jahrtausende hindurch große Männer vergebens angekämpft haben mit den bedeutendsten Mitteln? Wir dürfen wohl als ersten Grund die Entwaldung der Volskerberge angeben, durch welche die Niederschläge, immer weniger in den steilen Kalkbergen zurückgehalten, rasch in die Ebene hinabstürzten und sich dort zu stagnirenden Wassern gestalteten. Zugleich verschloß sich der einzige natürliche Abfluß der Gewässer aus dem ager pometinus mehr und mehr, indem sich zwischen den Volskerbergen bei Terracina und dem Cap der Circe durch Versandung eine Dünenreihe bildete. So unbedeutend die Höhe dieser Versandung ist, so fällt sie doch schwer in's Gewicht bei der Schwäche des Gefälles. Die Sohle des Entwässerungsgrabens bei Foro Appio, das in der Axe des Wasserabflusses etwa sechs geographische Meilen vom Meere entfernt ist, liegt nicht ganz 5½ Meter über dem Meeresspiegel.

Dennoch hält der berühmte Physiker de Prony eine erfolgreiche Entwässerung nicht nur für möglich, sondern auch für ein äußerst lukratives Unternehmen. Seine Entwürfe zu diesem Zweck sind von seltener Großartigkeit, und da wir seiner Autorität wohl trauen dürfen, hoffen wir von der Zukunft, daß ein wohlhabendes Landvolk den üppig fruchtbaren Boden der kanalisirten Sümpfe bebauen, daß ein Netz von Kanälen den Transport befördern und die Produkte nach dem neu anzulegenden Hafen von Terracina führen werde, der, wie einst nahe jener Stelle der Hafen

des antiken Anxur, die Flaggen aller Länder vereinigen soll im Dienste eines großartigen Produktenmarktes.

Doch, führt de Prony aus, ist der einmalige Akt einer durchgreifenden Kanalisation nicht der schwierigste Punkt in der Nutzbarmachung des Bodens, sondern der unaufhörliche Kampf mit der die Versumpfung außerordentlich begünstigenden Natur. Es gehört zähe Ausdauer dazu, eine verwickelte Entwässerungsanlage in gutem Stande zu erhalten. Als Haupthinderniß ist die unglaubliche Vegetation der Wasserpflanzen anzuführen. Durch Absicheln derselben wurde der Wasserstand eines Kanals um einen halben Meter verringert, aber wenige Tage darauf waren die Pflanzen wieder zu derselben Mächtigkeit angewachsen. Man begreift, wie solche Vegetation, sich selbst überlassen, die Ueberschwemmung eines Terrains begünstigen muß, das auf eine geographische Meile nur etwa einen Meter Gefälle hat. Energische Gesetzesvorschriften würden vorbeugen müssen, daß die Nachlässigkeit der Bebauer den kostspieligen Akt der Kanalisation paralysirte. Vor Allem bedarf es eines Volkes, welches nicht an das dolce far niente der pastorizia gewöhnt ist, der Benützung des Landes als Waideland, die so unsäglich viel zu dem wirthschaftlichen Verfall Italiens beigetragen hat.

Doch was der Nationalökonom wünscht, verabscheut der landschaftlich romantische Sinn. Der Maler und Reisende, der sich in der ernsten Schönheit der Sumpflandschaft versenkt hat, wird nur mit innigem Bedauern eine Umwandlung betrachten, welche ihr mehr oder weniger eine holländische Physiognomie aufprägen würde. Wenn wir jetzt

von Cisterna aus, dem letzten vorgeschobenen Posten der Civilisation, die Via Appia entlang den Sümpfen zuwandern, breitet sich vor unseren Augen der wunderbarste Blumenteppich aus, durchzogen von hohem Schilf und Rohr. Die schlanken lichtgrauen Campagna-Ochsen mit den elegant geschwungenen mächtigen Hörnern grasen auf der weiten Ebene. Aus dem Rohr tritt uns der träge Sumpfbüffel entgegen, schmutzigbraun mit tückischem Kopf und rückwärtsgewundenen Hörnern, um den ungewohnten Fremdling neugierig anzuglotzen. Der unsägliche Trübsinn der häßlichen Büffelphysiognomie, die unter der Decke des Phlegma's schlummernde gefährliche Reizbarkeit verleiht dieser Gestalt einen unheimlichen Charakter. Weiterhin tummeln sich große Heerden der gefälligen kleinen Pferderasse mit langem Schweif und Mähne, halbwilde Schweine suhlen sich in den Sümpfen, Schafe waiden unter Aufsicht des Eingeborenen, der mit ungegerbtem Schaffell bekleidet sich von seinen großen wildblickenden Wolfshunden unterstützen läßt. Doch nur selten findet der suchende Blick ein menschliches Wesen. Die Heerden scheinen frei zu grasen und inmitten der auf dem weiten Teppich vertheilten Thierwelt fühlt der Wanderer sich in der Einsamkeit. Das melancholische Schweigen, der weite Ausblick dem Meere zu, der nur von den malerischen Umrissen des Capo Circello in der Ferne unterbrochen wird, die imposanten Massen der jäh ansteigenden Volskerberge zur Linken, an deren grauen Wänden vereinzelte Städtchen wie Schwalbennester angeklebt sind, dies Alles gibt der Sumpflandschaft einen ernsten und erhabenen Charakter. An der Via Appia, die auf sechs

Meilen in gerader Linie die Sümpfe durchschneidet, liegen wenige einsame Baulichkeiten. Foro Appio, das, als Horaz hier reiste, als Forum Appii „gedrängt voll war von Schiffsleuten und prellenden Wirthen“, ist jetzt ein vereinsamter Pachthof; Posta di Mesa, ein großes Haus von Pius VI. erbaut in der Mitte der Sümpfe.

Zur Rechten, am Meere entlang, wo sich eine doppelte Dünenreihe von Porto d'Anzo nach Capo Circello hinzieht, begrenzt ein dichter Wald den Ausblick. Dort zwischen den Dünen breiten drei Seen, unter einander verbunden, ihre glatten Spiegel aus. Selbst die amerikanischen Urwälder bieten keinen wilderen Anblick dar als die Ufer dieser Seen. Die Natur erzeugt die prächtigste Vegetation und die Eichen, Korkeichen, Eschen, Ulmen wachsen hier in buntem Gewirr mit einer Menge von Sträuchern und Schlingpflanzen, die vom Boden aufschießend die großen Bäume unter einander verbinden. Kaum kann sich der Wanderer einen Pfad bahnen durch die vor Alter gestürzten Stämme, wenn er den durch die Pferde der Fischer gebahnten Weg verliert. Das Wild macht hier die Einöde den Büffeln, Ochsen, Pferden und Schweinen streitig, die hier in voller Freiheit leben. Inmitten dieser üppigen von einer glühenden Sonne belebten Natur reiten einige abgemagerte Hirten, mit Ziegenfellen bekleidet und mit Lanzen bewaffnet, auf kleinen Pferden unter den dichten Gewölben der Bäume. In den Lichtungen erblickt man mitunter kegelförmige Hütten mit Schilf gedeckt: man könnte sie für Hottentottenkraale halten. Die Menge der verschiedenartigsten tropischen Pflanzen, welche in dem Urwald wuchern, bewirken,

daß unsere Gedanken sich weit weg versetzt fühlen von Europa.

Diese Dünen sind durchschnitten von dem Rio Martino, einer verunglückten Entwässerungsanlage, welche seit Jahrhunderten überwuchert wird von der bunten Vegetation. Dieser Kanal ist so tief ausgehoben, daß die Gipfel der großen Bäume, die auf seinem Grunde wachsen, nicht die Höhe des Terrains erreichen.

Vor uns aus dem Lago di Paola ragen die riesigen Felswände des Capo Circello, die sich in einem einzigen blauvioletten Ton gegen den Mittagshimmel abzeichnen. Auf dem See zittert die Sonnengluth. Uralte Bäume neigen sich todmüde über das schilfige Ufer, und die Schlingpflanzen tauchen durstig ihre Festons in den ruhigen Wasserspiegel.

Das Land der Circe war, wie schon die Homerische Fabel andeutet, einst das Land der üppigen Sinnlichkeit. Dieses gesegnete Fleckchen Erde bot Alles, was den verwöhnten Römer reizen, seinen Gaumen kitzeln konnte. Der Wein, die Fische, die Austern, der Salat waren berühmt, und am liebsten baute der römische Gourmand sich hier am Cap inmitten einer wunderbar schönen Natur an der Quelle seiner Genüsse ein Lusthaus. Hier regte sich das üppige Landleben, wie wir es aus den Schilderungen von Bajä kennen.

Vom See her tönt jetzt Ruderschlag — sind es lusttrunkene Römer, die mit weichem Flötenspiel in vergoldeter, blumenbekränzter Gondel sich wiegen? Welcher Gegensatz! — Fieberbleiche Fischer treiben ihr armseliges Canoe dem

Strande zu. Hüten wir uns, mit diesen Eingeborenen ist nicht zu spassen in der weiten menschenleeren Wildniß.

Lenken wir unsere Schritte das Gestade entlang Porto d'Anzo zu, so finden wir dort, wo die Wälder sich lichten, weit ausgebreitet ein fruchtbares Land, das im Großgrundbesitz bewirthschaftet wird. Weit anders als bei uns richtet sich hier der Getreidebau nach den Konjunkturen des Marktes. Der Pächter, der zugleich Rheder, Kaufmann und Bankier ist, der bei Uebernahme seines umfangreichen Pachtgutes mehrere hunderttausend Francs im Betrieb veranlagen muß, hat die feinste Fühlung am Pulse der Produktenbörse und richtet nach dem Bedarf, den er für das kommende Jahr veranschlagt, die Bewirthschaftung seiner Felder ein. Bei ungünstiger Konjunktur läßt er weite Strecken brach liegen, bei günstiger weiß er dem üppig fruchtbaren Boden eine doppelte Jahresernte abzugewinnen. Doch aus diesen Gegenden vertreibt die Malaria die wenigen Bewohner während mehrerer Monate des Jahres großentheils. So zählt man nur verhältnißmäßig wenige beständig angestellte Arbeiter auf diesen Latifundien. Doch mag die Zahl Derer, die nur zur Beaufsichtigung Anderer angestellt sind, immerhin 30 bis 40 betragen. Wenn nun im Herbst der Boden vom Regen erweicht bestellbar wird, schicken die Pächter ihre Agenten nach Rom und in die Gebirge, um Tagelöhner für die Saison zu dingen. Die gedungenen Banden, Männer, Weiber und Kinder, machen sich auf den Weg, an der Spitze ihren caporale, Aufseher, zu Pferde. Jeder Arbeiter trägt unter dem Arm seine Hacke, auf dem Kopf ein leichtes Bündel. Zwei oder drei Esel schließen den Zug beladen

mit Kesseln, zur Bereitung der Polenta, und einigen Nahrungsmitteln. So wandern diese Karawanen oft viele Tagereisen weit, ehe sie an das Gut kommen, für das sie bestimmt sind.

Auf der Farm angekommen, erbaut der caporale für sich eine Art von Zelt. Die Arbeiter ziehen in Haufen in die binsengedeckten Hütten ein. An den angezündeten Feuern wird das Maismehl in Wasser eingerührt und die Polenta gekocht. Auf den Erdschollen herumsitzend, nimmt die Schaar ihr frugales Mahl ein und legt sich schlafen unter dem Schilfdach oder dem freien Himmel.

Es ist eine traurige und harte Existenz, die diese Arbeiter führen, schlecht gekleidet, grob genährt, fern von dem väterlichen Dach und der Sorge ihrer Eltern den Unbilden der Witterung ausgesetzt und gemartert von den Insektenstichen. Die schwersten Leiden haben sie in der sommerlichen Ernte zu erdulden. Je höher die Hitze steigt, um so mehr häufen sich die Leiden. Die an die feine Bergluft gewöhnten Lungen der Arbeiter können die schwere Luft der Ebene nicht vertragen, ihr Körper, dessen Poren die Sonne geöffnet hat, erkältet sich an den feuchtkühlen Abenden durch die unmittelbare Berührung der frischen Schilfstreu und der Erde, die ihnen als Lager dient. Das Fieber erfaßt täglich Einige, welche der Caporale, ebenso zu beklagen wie sie, in sein Zelt trägt und ihnen ein wenig Essigwasser zur Seite stellt. Abends werden alle Opfer des Tages auf einem Karren nach dem Hospital gebracht, das manchmal viele Stunden weit entfernt ist.

Wenn die Arbeiten beendet sind, wandert die Schaar,

gelichtet durch den Tod, von Krankheit geschwächt, wieder in ihre Berge mit ihrem geringen Lohn. Das folgende Jahr kommen die Ueberlebenden, vermehrt durch neu Hinzugetretene, lustig und oft mit Klang der Instrumente, um wieder die Gefahren der Ebene zu bestehen.

Freundlicheren Bildern begegnen wir, wenn wir uns zurück wenden und die Via Appia entlang uns dem südöstlichen Ende der Sümpfe nähern, wo der Portatore die Wasser der Linea Pia dem Meere zuführt. Die Straße nähert sich immer mehr den Volskerbergen, bis sie am Fuße eines steilen Ausläufers des Monte Leano sich wendet, und vor uns thront auf jähem Fels Terracina,

Impositum saxis late candentibus Anxur.

In Etagen gruppirt, auf Felsstufen zusammengedrückt, bauen sich die Häuser malerisch auf und umschließen mit ihren altersgeschwärzten Mauern die elegante Façade des Palazzo Braschi. Der Thurm der Kathedrale strebt aus der Mitte dieser Gebäude empor und krönt ein halbverfallenes mittelalterliches Schloß; zwischen diesem Gemäuer, an dem die verschiedensten Zeitalter ihre Spuren zurückgelassen, wiegen Palmen ihre gefiederten Kronen über Orangenbäumen, Myrten, Aloën und Cacteen und versetzen den Beschauer fern nach den Gestaden Afrika's.

Zu Füßen dieser Felsenstadt streckt sich eine weite Düne, da, wo vor anderthalb Jahrtausenden der Mastenwald im verkehrsreichen Hafen des antiken Anxur sich erhob. Auf dem angeschwemmten Sande breitet sich der neuere Theil der Stadt aus.

Weiterhin am Strande, dem Capo Circello zu, ist am

Ausflusse des Portatore die Stelle, wo de Prony seinen Handelshafen für die pontinische Niederung projektirt hat. Die Ausführung desselben ist wohl nur noch eine Frage der Zeit. Doch italienische Ameliorationen sind einem launischeren Schicksal unterworfen als die anderer Länder. Große Unternehmungen der Spekulation gehen hier seltener aus dem Volke hervor als irgendwo. Man wartet auf Millionenfürsten wie einen Torlonia, der den Lago Fucino ableitete, einen Herzog von Galliera, der 20 Millionen an die Hafenbauten von Genua wandte, der auch bereit war, das Tiber-Regulirungs-Projekt zu unterstützen; leider raffte der Tod den patriotischen Mann hin, zu früh für sein Vaterland. Doch wenn auch Jahrzehnte verstreichen, ohne daß man dem großen Projekte näher tritt, einmal muß doch die Stunde schlagen, wo dem politischen Wiedererwachen Italiens das wirthschaftliche folgt und die schlummernden Kräfte des reichgesegneten Landes zu neuer Thätigkeit weckt.

Unsere Getreidearten.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

R. Schulz.

Ein einziger Blick in die Geschichte des Völkerlebens genügt, um uns erkennen zu lassen, daß nicht alle Völker in der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung gleichen Schritt gehalten haben. Einzelne körperlich und geistig besonders begabte Geschlechter treten in den Vordergrund, erheben sich über ihre Brüder und machen sie sich unterthan.

Ganz dasselbe tritt uns bei einem Blick in das Leben der Pflanzen- und Thierwelt entgegen. Während noch heute der Landmann eine nicht geringe Anzahl der Gewächse acht-los bei Seite setzt, hat schon die grauste Zeit des Alter-thums andern die größte Aufmerksamkeit erwiesen und sie mit dem Leben der Völker auf's engste verknüpft. Es sind die Kulturpflanzen, unter denen wieder die Ge-treidearten als die wichtigsten zu betrachten sind. Schon in der ältesten Zeit erscholl das Wort: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen," fast kein Volk der Erde ist ohne Brodpflanzen geblieben. Ihre Geschichte ist in ein mythisches Dunkel gehüllt, das zu lichten bis

heute auch der eifrigsten und scharfsinnigsten Naturforschung noch nicht gelungen ist. Ihrem Ursprunge nach werden sie von allen Völkern der Erde nicht den andern Gewächsen gleichgestellt, sondern als direkte Gabe der Götter überall verehrt. Nach der jüdischen Schöpfungsgeschichte ließ zwar „die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besamte, ein jegliches nach seiner Art“, aber in Bezug auf die Getreidearten, wenn solche schon dem ersten Ackerbauer Kain bekannt gewesen, werden auch die Juden eine Ausnahme gemacht und sie als unmittelbare Gabe des Schöpfers angesehen haben, dem sie für diese Gabe ihre Dankopfer darbrachten (Gen. 4, 3) und die 12 Schaubrode weiheten. In Indien war es Brahma, der das Korn den Menschen schenkte und sie den Acker bauen lehrte, Isis in Egypten, Demeter in Griechenland, Ceres in Italien. Auch die alten Peruaner sahen in ihrer Brodpflanze (Mais) ein Geschenk der Gottheit, und noch bei Ankunft der Europäer ward diese beim Sonnentempel angebaut und unter das Volk vertheilt, das nun einer glücklichen Ernte gewiß zu sein glaubte.

Und es kann uns keineswegs in Verwunderung setzen, daß dem so ist und daß uns die Geschichte nicht die Nachricht aufbewahrt, wer die Brodpflanzen zuerst benutzte, wer die erste Saat dem mütterlichen Schoß der Erde anvertraute, denn die Geschichte konnte erst auftreten, nachdem die Menschen die ersten Bedürfnisse befriedigt, nachdem sie durch den Ackerbau an feste Wohnsitze und mildere Sitten gewöhnt worden. Es wird deshalb auch wohl kaum je gelingen, mit Sicherheit den Ausgangspunkt der Kultur einer Getreideart zu ermitteln, und ebenso wie sich ausnahmslos die Kultur-

völker in ihren Anfängen in das nebelhafte Grau der Mythen und Sagen verhüllen, aus dem herauszuschälen auch der eifrigsten Geschichtsforschung nicht gelingen wird, ebenso werden wir auch nur immer im Stande sein, Wahrscheinlichkeiten über die Abstammung der Getreidearten aufzustellen, die sich aus Schlüssen beim Studium der Geschichte der Menschen und bei der vergleichenden Sprachforschung ergeben.

In unserem deutschen Volksglauben spielen die Getreidearten keine geringe Rolle. Der tückische Bilwitz schleicht der Sage nach um Mitternacht hinaus auf das Feld, zieht seine Schuhe aus und bindet an die große Zehe des rechten Fußes eine kleine, aber ungemein scharfe Sense und durchgeht das Getreide, jene engen, schmalen Gänge hinterlassend. Auch die Hexen baden sich in dem wogenden Kornfeld, dessen Thau ungemein stärkend und heilend sein soll, woraus vielleicht der Aberglaube herzuleiten ist, daß der Roggenthau im Mai die Sommersprossen vertreibe. Kinder dürfen nicht in ein Kornfeld gehen, denn in ihm sitzt die böse Roggentrud, und wenn sie dieselben ergreift, so fallen sie dem Tode anheim. Als Beschützer des Ackerbaues ist Oswald bekannt, jene Sagengestalt, die in der nordischen Götterlehre ihre Erklärung findet. Für Odin ließ man einen Büschel Getreide stehen, damit er dem Felde Segen und Schutz verleihen möge, und aus diesem Brauch schreiben sich die Odinswala, Odinsgaben, her, aus denen eine spätere Zeit Oswald gebildet. Bis in das vorige Jahrhundert lassen sich diese Göttergaben an einzelnen Orten im deutschen Volke sicher nachweisen, ja nicht wenige abergläubische Gebräuche unserer

Zeit finden hierin ihre Erklärung, so beispielsweise die Erntekrone, die man an der Decke aufhängt und erst dann herabnimmt, wenn eine neue ihre Stelle einnimmt.

Das Gefühl der Dankbarkeit, das sich in diesen Oswaldgaben offenbart, das gegen unsere Zeit, in welcher man kaum den armen Kindern das Auflesen der Aehren gestattet, so sehr absticht, finden wir schon bei dem Volke Israel, bei dem nach dem Gesetz jeder Ackersmann eine Garbe der Erstlinge der Ernte zu dem Priester bringen mußte, der sie dem Herrn darzubringen hatte, und „wenn ihr euer Land erntet, sollt ihr nicht alles genau auflesen, sondern es den Armen und Fremdlingen lassen“, wie es weiter heißt. In jedem siebenten Jahr, dem Feierjahr, sollte nichts gesäet werden, „was aber von ihm selber nach deiner Ernte wächst, sollst du nicht schneiden, und die Trauben, so ohne deine Arbeit wachsen, sollst Du nicht lesen“. Jedes 50. Jahr aber war das Hall- oder Jubeljahr, da Niemand die Früchte des Feldes einheimsen und ein jeglicher wieder zu seiner Habe und zu seinem Geschlecht kommen sollte.

Doch kehren wir zurück zu dem altgermanischen Volksglauben. Damit die Hexen der aufkeimenden Saat keinen Schaden zufügen können, muß man am Walpurgisabend — der wichtigste im Hexenglauben — dreimal mit Gewehren über das Feld schießen, denn das ist den Gesellinnen des Teufels ein Greuel, wie die „Rockenphilosophie“ uns belehrt. Auch dann wird die Ernte eine fruchtbare sein, wenn die ersten reifen Halme von den Händen der Unschuld berührt werden, und deshalb werden an einigen Orten die ersten Garben von Kindern geschnitten. Am bedeutungsvollsten

sind die drei ersten blühenden Aehren, die man im neuen Jahre findet. Wer sie genießt, dem kann kein Teufelsspuk etwas anhaben, selbst Krankheiten, besonders das Fieber, müssen weichen.

Selbst dem Stroh legt man keine geringe Bedeutung bei. In Schweden sind bei dem Juelfest die Stuben mit Stroh bedeckt, dem man eine besondere heilbringende Kraft beilegt. Den Hühner= und Gänsenestern, die man damit ausfüllt, darf kein Marder nahen; windet man es um Mitternacht um die Fruchtbäume, oder streut es auf den Acker, so gibt es Obst und Korn, wie wir den „Bildern aus Schweden" von Karl v. Kessel entnehmen. Dem entsprechend fand man auch in Deutschland den Brauch, in der Christnacht die Fußböden der Kirchen mit Stroh zu bestreuen, der jedoch später als heidnisch verboten wurde. Bei Görlitz, wo am Neujahrsabend die sonderbarsten Gebräuche mit dem Stroh getrieben wurden, bindet man vereinzelt noch heute während der Jahreswende Strohwische um die Obstbäume, um sich eines reichen Erntesegens zu versichern.

So sehen wir überall die Verehrung, mit der man den Getreidepflanzen begegnet. Korn und Eisen sind unzertrennlich von den Kulturfortschritten der Menschen. Aber „Korn" bezeichnet nicht eine bestimmte Getreideart, sondern wird in den verschiedenen Ländern für die gebraucht, die als Hauptbrodspender in den Vordergrund tritt. So ist es für uns der Roggen, für den Franzosen, Engländer, Spanier und Südrussen der Weizen, während für die Bewohner der nördlichsten Gegenden die Gerste und der Hafer diesen Namen beanspruchen. Unter den bei uns gebräuchlichen

Getreidearten nimmt unstreitig der Weizen den ersten Rang ein, wenn wir auf die Menschenanzahl blicken, die sich von ihm ernährt. Ihm folgt der Roggen, die Gerste und endlich der Hafer; Hirse und Buchweizen nehmen untergeordnete Stellungen ein und sind nur in gewissen Theilen der Erde verbreitet. Der bei uns nur selten angebaute Mais ist in Amerika die Hauptbrodpflanze, und die größte Anzahl der Menschen sieht in dem Reis den Hauptnahrungslieferanten.

Der Weizen ist die nahrhafteste aller Brodpflanzen und gewinnt deshalb fortwährend an Ausdehnung. Im Jahre 1727 gehörte, wie Schouw mittheilt, ein kleiner Weizenacker bei Edinburgh zu den Seltenheiten in Schottland, während heute diese Getreideart unbedingt dominirt. 1758 sollen sich in England nur 2/3 der Bevölkerung von Weizenbrod genährt haben, heute ernähren sich unstreitig 8/9 von ihm. Während früher vorzugsweise die vermögende Klasse von Weizenbrod lebte, wollen heute selbst nicht mehr die Dienstboten auf dem Lande in England und Wales ohne dasselbe sein. Auch in Dänemark, das bis vor noch nicht zu langer Zeit ausschließlich den Roggen anbaute, gewinnt der Weizenbau immer mehr Ausdehnung und Bedeutung. In der Zeit von 1651—1675 verhielt sich der von Danzig ausgeführte Weizen zum exportirten Roggen wie 1 : 3, und in der Periode von 1801—1825 war gerade das Verhältniß ein umgekehrtes, woraus die immer sich mehr ausdehnende Kultur des Weizens am deutlichsten hervorgeht.

Was von der Heimath der übrigen Getreidearten gilt, ist auch auf den Weizen zu beziehen: man hat sie noch nicht

zu entdecken vermocht. Schon die älteren Schriftsteller waren unter sich uneinig, wo dieselbe zu suchen, und die verschiedenen Angaben, die sie darüber gemacht, sind völlig werthlos; denn wie es scheint, gründeten sie ihre Mittheilungen nicht auf wirkliche Forschungen, sondern nahmen vorzugsweise Rücksicht auf die Fruchtbarkeit des Landes, ja einzelne können sich des Vorwurfs nicht entledigen, daß sie aus Parteilichkeit unrichtige Angaben gemacht, um ihrem engern Vaterlande die Ehre beizulegen, der Menschheit solche großen Güter verliehen zu haben. Die Chinesen wollen ihn von ihrem Kaiser Chin-nong um's Jahr 2822 vor Christus erhalten haben, gewiß ist es, daß er schon sehr zeitig in Egypten und Palästina bekannt war. Nach Griechenland soll Demeter ihn gebracht haben. Nach Homer ist das kornreiche Sicilien die Heimath dieser Göttergabe, und auch Viodor weist ihn hieher, doch haben diese Mittheilungen durchaus keine wissenschaftliche Bedeutung. Dasselbe gilt von der Angabe Strabo's, der Hyrcanien als das Land nennt, „wo sich der Weizen von selbst besame."

Rathlos stehen wir diesen verwirrenden Angaben über die Heimath des wichtigsten aller Kulturgewächse gegenüber, und sind unsere Botaniker von Fach auf eigene Forschungen angewiesen. In neuerer Zeit ist man nicht abgeneigt, dem schon im Alterthum als äußerst fruchtbar bekannten Mesopotamien den Ruhm zuzusprechen, der Ausgangspunkt der Weizenkultur zu sein, doch beruht diese Annahme eben nur auf Schlüssen, die freilich viel Wahrscheinlichkeit für sich haben und die es gerechtfertigt erscheinen lassen, daß man Klein-Asien als die Heimath des Weizens betrachtet.

Wie aber geht es zu, daß man bis jetzt noch nicht mit Sicherheit das Vaterland der Getreidegräser anzugeben weiß, während doch die Heimath der meisten anderen Kulturpflanzen bekannt ist? möchte der Uneingeweihte fragen, wenn er von den mannigfaltigen Reisen hört, welche von den Naturforschern im Dienste der Wissenschaft nach allen Himmelsgegenden und Landstrichen gemacht worden sind. Hierbei darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß alle unsere Kulturpflanzen nicht als solche aus der Hand der Natur hervorgegangen, sondern erst von dem denkenden Menschengeiste auf ihre hohe Stufe emporgehoben worden sind. Es ist nun doch auch nicht anzunehmen, daß die Heimath unserer Getreidearten ein so kleines Stückchen Erde umfaßte, das bis jetzt noch nicht der Fuß eines Botanikers betreten, ebenso wenig ist es wahrscheinlich, daß ein Punkt der Erde — vielleicht im Innern Afrika's — noch aufgefunden würde, auf dem man jene Grasarten anträfe, die als die Urpflanzen der herrlichen Gaben der Ceres zu betrachten wären. Es ist deshalb entweder das Urgras ganz von der Erde verschwunden, oder unsere Getreidearten sind durch die Hand des Menschen so umgestaltet worden, daß kein Auge mehr eine Aehnlichkeit zwischen ihnen und jenem zu entdecken vermag. Letzteres ist nach der Analogie mit den anderen Kulturgewächsen nicht anzunehmen, dagegen ist ersteres wahrscheinlicher. Wo die Kultur einer so bedeutungsvollen Pflanze entsprossen, kann man wohl annehmen, daß sie als wildes Gewächs in den Hintergrund trat und im Laufe der Jahrtausende gänzlich verschwand und nur noch in der ihr entsprossenen Kulturart fortlebte. So finden sich ja beispielsweise in China auch

nur wenig wilde Pflanzen, weil jedes fruchtbare Stückchen Land dem wühlenden Zahn der Kultur unterworfen ist. Deshalb werden die Getreidearten auch wohl für immer die „Vagabunden ohne Heimathschein" bleiben, wie Schleiden sie scherzeshalber zu nennen beliebt, und wenn auch hie und da sie an Orten entdeckt werden, wo sie offenbar keines Menschen Hand gesäet, so ist dies doch immer sehr vorsichtig aufzunehmen, denn wie die Erfahrung bis jetzt gelehrt, hat man es mit wieder verwilderten und nicht mit den Urpflanzen zu thun.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung, die für alle Getreidearten gilt, wieder zu unserem Weizen zurück. Vor noch nicht zu langer Zeit glaubte man sein Urgras und somit auch seine Heimath sicher entdeckt zu haben, und manche Schriftsteller stellen dies noch heute als über jeden Zweifel erhaben hin. Einem französischen Gärtner, Fabre, fiel nämlich die Aehnlichkeit der edlen Göttergabe mit einem schlichten Grase auf, das an den Küstenländern des mittelländischen und adriatischen Meeres überall ziemlich häufig wächst und unter dem Namen Walch (Aegilops ovata) den Naturforschern schon längst bekannt ist. Nach zwölfjährigen Züchtungsversuchen will er aus dem schlichten Grase das stattliche Getreide und aus der einfachen Grasblüthe die volle Aehre hervorgebracht haben. Und als er die so veredelte Form dem mütterlichen Schoß der Erde übergab, lachte ihm zur Erntezeit das schönste Weizenfeld mit schweren goldenen Aehren entgegen.

So schön dies nun auch wäre, so ist leider nur eins dabei versehen worden. Man hat nämlich nicht den Walch

einer Züchtung unterworfen, daß er nicht mit dem Weizen in Berührung gekommen wäre, und so sind durch gegenseitige Befruchtung Bastardbildungen entstanden, die halb zwischen Weizen, halb zwischen dem Walch stehen. Diese Bastardpflanzen liefern nun zwar vielfach keine keimfähigen Samen und lassen sich dann natürlich auch nicht durch keimfähigen Samen fortpflanzen; aber gleichwohl finden sich auch hier und da bestimmte Bastarde, welche keimfähige Samen hervorbringen, durch deren Aussaat man abermals Bastarde erhält, welche die Neigung zeigen, sich wieder von einer der beiden Stammarten befruchten zu lassen und bilden so wieder eine besondere Mischart, die diesmal die Mitte hält zwischen der befruchtenden Stammart und dem Bastard. Sie steht natürlich der Stammart schon näher, und wenn sie ebenfalls wieder von derselben Stammart befruchtet wird, so steht sie zuletzt derselben so nahe, daß sie kaum noch von ihr zu unterscheiden ist. So ist es auch wohl bei jenem Versuche des französischen Züchters ergangen, der seiner Zeit nicht geringe Bewegung unter den Naturforschern hervorgerufen hat.

Von den Ländern des Mittelmeeres aus hat sich der Weizen immer weiter nach Norden ausgebreitet und scheint namentlich durch Frankreich gewandert zu sein. Wie er gegenwärtig noch immer mehr an Ausdehnung gewinnt, haben wir schon oben gesehen, ja es ist nicht unmöglich, daß er im Laufe der Zeit im nördlichen Europa den Roggen allmählig ganz verdrängt, wie dieser seiner Zeit den Sieg über den Hafer davongetragen. Gegenwärtig ist er in England, im mittleren und südlichen Frankreich, in einem

großen Theile Deutschlands, in Ungarn und den südlichen Donauländern, in der Krim, im Gebiete des Kaukasus und im mittleren Asien die vornehmste Brodfrucht. Auch in Amerika, wohin man ihn im 16. Jahrhundert brachte, hat er in bestimmten Gebieten besondere Bedeutung, ebenso in der Kapkolonie, in den europäischen Kolonien in Neuholland, Vandiemensland und an noch anderen Orten der südlichen Halbkugel, wo die klimatischen Verhältnisse seinen Anbau gestatten.

Im Norden steigt nach Leunis der Weizen in Schottland bis zum 58°, in Nordamerika bis zum 50°, in Skandinavien bis zum 64° hinauf. Doch ist die Zahl in Skandinavien wohl etwas zu hoch gegriffen, und auch Quetelet hat die Polargrenze des Weizenbaues zu weit nach Norden gerückt (63°), indem sie hier nach Andersson nur das Stromthal des Dalelf (60—61°) erreicht, obwohl er hinzufügt, daß an einzelnen bevorzugten Orten und in günstigen Jahren selbst noch im schwedischen Lappland (Quickjock 67°) Weizenerten erzielt werden, aber diese Bemerkung bezieht sich auch nur auf den Sommerweizen, wie Grisebach erläuternd hinzufügt, indem ausdrücklich bemerkt wird, daß der Anbau des Winterweizens zu Fahlun an der Daleff seine Polargrenze findet. Nach Schübeler soll freilich an der Westküste Norwegens noch jenseit Drontheim (64° 40′) Winterweizen gebaut werden.

Zu seinem Gedeihen ist eine mittlere Sonnenwärme von + 14° R. erforderlich; in der heißen Zone kann er dagegen nur auf Bergen angebaut werden, und steigt er in die Nähe des Aequators bis zu 3300 Meter hinan. Im Norden von

Schottland erhebt er sich kaum über den Meeresspiegel, steigt im Süden bis zu 160 Meter und ist in der Schweiz sogar in einer Höhe bis zu 1300 Meter zu finden, bis wo hinauf er sich bei Graubünden versteigt; in Asien ist er auf dem Plateau von Daba und Doompo in einer Höhe von 500 Meter anzutreffen, in Afghanistan kommt er bis zum Niveau von 3100 Meter fort.

In dem nördlichen Deutschland bringt der Weizen nach einer Mittelzahl etwa 5—6fältige Frucht, wie wir von dem dänischen Naturforscher Schouw (lies: Skau) vernehmen, im südlichen Europa dagegen das achte bis zehnte Korn und in der Buchara nicht selten den vierzigfachen Ertrag, wie Professor Grisebach in seiner „Vegetation der Erde" (I, 408) angibt. Auch in Khiwa ist die Kultur des Weizens keine geringe. In Hindostan findet man im Punjab und ostwärts über Benares hinaus ebenfalls bedeutenden Waizenbau.

Durch die großen Handelsverbindungen, an denen unsere Zeit schon ziemlich reich ist, findet ein lebhafter Austausch der Produkte des Feldes statt. In früheren Zeiten war die Insel Sicilien ihres Kornreichthums wegen berühmt und war mit Egypten die Kornkammer des Alterthums, heute ist es namentlich der Nordosten Europa's, der bis in die fernsten Länder seine Getreidearten sendet. Die an der Ostsee sich erstreckenden Ebenen unseres Vaterlandes und Rußlands sind durch die Beschaffenheit des Bodens und die verhältnißmäßig warmen Sommertage besonders zum Getreidebau geeignet. Danzig ist ja als Hauptausfuhrort für Getreide bekannt und wurden nach einer 25jährigen Durch-

schnittszahl (1801—1825) dort jährlich 535,000 Tonnen, nämlich 400,000 Tonnen Weizen und 135,000 Tonnen Roggen ausgeführt. Auch Rostock, Stettin, Königsberg, Memel, Riga und Petersburg sind als bedeutende Kornausfuhrorte bekannt. — Dänemarks Kornausfuhr ist auch keine geringe und wohl mit in Berechnung zu ziehen. — Selbst von Archangel am weißen Meere aus wird viel Getreide versandt, das aus der kornreichen Umgegend auf der Dwina hieher gelangt. Obgleich von hier aus vornehmlich Roggen und Hafer ausgeführt wird, so glaube ich doch seiner hier vorweg Erwähnung zu thun berechtigt zu sein, um auf diese Weise hier gleich ein Gesammtbild der Getreideausfuhr überhaupt zu geben.

Diese hier genannten Gegenden liefern namentlich für das getreidearme Skandinavien den Bedarf, doch geht auch ein gut Theil nach England, Frankreich und den Niederlanden, ja selbst Südamerika erhält davon seine Gaben.

Von Odessa aus wird fast ausschließlich Waizen nach andern Ländern gebracht. Das äußerst fruchtbare, vom Dniepr und Dniestr durchströmte westliche Südrußland liefert hieher seine Produkte. Namentlich sind die älteren polnischen Provinzen als die Hauptlieferanten zu bezeichnen, und ganz besonders ist noch Wolhynien zu nennen. Ueber eine Million Tonnen Weizen wird jährlich von den Hafenstädten des Schwarzen Meeres aus ausgeführt, der hauptsächlich in der Türkei, in Griechenland, Italien und Spanien verbraucht wird, von wo aus jedoch auch etwas nach England kommt.

Auch Egypten hat noch heute eine nicht unbedeutende

Weizenausfuhr und bringt seinen Ueberfluß nach den süd-europäischen Hafenstädten.

Amerika bringt von Canada aus nach England seinen Weizen, New-York, Philadelphia, Baltimore und New-Orleans senden ihn nach Westindien und Südamerika, wo auch der südlichste Theil von Chile noch etwas abgeben kann.

Selbst die Kapkolonie verbraucht nicht alle ihre Produkte und stellt sie andern Ländern zur Verfügung.

Doch wenden wir uns jetzt zu dem Roggen, den Linné für unser Klima als die wichtigste Brodfrucht ansah und deshalb mit dem Namen der Göttin Ceres (Secale cereale) belegte. Vor mehreren Jahren will Koch auf seiner Reise im nördlichen Kleinasien beim Dorfe Dschimil im Gaue Hemschin das wilde Roggengras auf Granitboden in einer Höhe von 1600—2000 Meter gefunden haben, und dasselbe behauptet Bieberstein vom Kaukasus. Wenn nun auch alle Anzeichen dem Roggen in dem östlichen Asien seine Heimath anweisen, so haben doch die Nachrichten der beiden Reisenden nicht allgemeine Anerkennung gefunden und eine genauere Forschung hat auch wirklich ergeben, daß diese dort gefundenen Pflanzen von dem angebauten Roggen zu verschieden sind und sich namentlich durch die spröde Blüthenspindel unterscheiden, welche die Ursache ist, daß jene Grasarten nicht gedroschen werden können. Auch in Sicilien kennt man ein wildwachsendes dem Roggen ähnliches Gras, das sich jedoch von der angebauten Getreideart zu sehr unterscheidet, als daß man es als die Urpflanze ansehen könnte. Wo man Pflanzen findet, welche unsern Kornarten in wil-

dem Zustande vollkommen gleichen, da ist es gewöhnlich an Orten, welche früher eine Kulturperiode gehabt, und es ist deshalb wohl richtig, wenn man sie nicht als wilde, sondern als verwilderte Pflanzen betrachtet. Somit ist auch noch jetzt die Urgeschichte des Roggens in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir wissen nicht, wer es zuerst gesäet, wir kennen nicht den ersten Pfleger dieser kostbaren Frucht unseres Feldes. Jedenfalls reicht seine Kultur in die fernsten Zeiten hinauf, wenn gleich er den Egyptern und Indern nicht bekannt war. Durch Wanderzüge der einzelnen Völkerstämme oder durch massilische Kaufleute kam er aus den kaukasischen Ländern nach Nordeuropa, ohne die segensreichen Fluren des Mittelmeers zu berühren. Plinius weiß, daß er von den Tauriern am Fuße der Alpen (bei Turin) angebaut und von den Bewohnern „Asia" genannt werde, womit doch ganz gewiß auf den Ursprung hingedeutet ist. Die großen Völkerwanderungen, die von Asien ausgingen und die europäischen Völker vorwärts drängten, führten den Roggen weiter nach Norden, wo er sich verbreitete und den Hafer verdrängte. Doch war sein Anbau anfangs wohl nur ein sehr beschränkter, und erst durch die Bemühungen des für das Wohl seines Landes unermüdlich thätigen großen Kaisers Karl wurde er in weiteren Kreisen bekannt; namentlich wurde er auch nach den Mittelmeerländern gebracht, wo seine Einführung sich überall ziemlich sicher nachweisen läßt.

Der Roggen nimmt in Europa den Theil nördlich der Alpen ein, jedoch mit Ausnahme der Westseite, denn in Frankreich und England ist, wie wir schon gesehen,

der Weizen das Hauptbrodmittel. Er erreicht im Nordwesten Europa's den 67. °, dringt jedoch nur im innern Rußland bis etwa 2 ° 30′ vor. Die Hauptkultur erstreckt sich in Europa und Asien auf die Länder innerhalb des 50. ° und 60. °, in Amerika aber wird zwischen dem 40. ° und 50. ° der meiste Roggen gewonnen. In den Gebirgen wagt er sich höher hinauf als der Weizen. In Schlesien findet er nach W. Kabsch sich bis 600 Meter, in Gulbrandsdalen (62°) bis 343 Meter, in Graubünden bis 1633 Meter; am Ventoux bis 1396 Meter; in der Provence bis 2259 Meter; in der Sierra Nevada bis 2533 Meter; auf der Südseite des Aetna bis 1833 Meter; im Pindus bis 1266 Meter; im Balkan bis 793 Meter, steigt also durchweg ein bedeutendes Stück höher als der Weizen. Die Länder seiner hauptsächlichsten Kultur haben wir schon im Voraus kennen gelernt, als wir der Ausfuhr des Getreides gedachten.

In den eben genannten Gegenden findet man auch die Gerste und den Hafer, jedoch sind die hier nicht als „Korn" zu bezeichnen, denn sie nehmen nur eine untergeordnete Stellung ein und werden theils zur Herstellung von Graupen, Grütze, theils zur Bierbrauerei gebraucht; Hafer ist vorzugsweise nur als Futterkorn für die Hausthiere beliebt. Sie dienen nur in nördlicheren Gegenden als Brodpflanzen, beispielsweise im skandinavischen Norden, wo die Gerste, wie Andersson mittheilt, den Namen „Korn" führt, und im nördlichen Schottland, wo man noch heut den Hafer als Hauptgetreide kennt. Ehe der Roggen solche Verbreitung gewann, aßen auch die alten Germanen vorzugsweise

diese Getreidearten, so daß Plinius sich darüber verwundert und mit gewissem Staunen erzählt, die Kelten und Germanen bereiteten ihr Brod aus Hafer.

Am weitesten nach Norden ist die Gerste vorgedrungen, die mit einer mittleren Temperatur von + 8° R. zufrieden ist und auf dem Plateau von Daba und Doompo bis 4670 Meter hinauf steigt und auch in Peru noch in einer Höhe von 4600 Meter als Viehfutter gebaut wird, obwohl sie hier nicht über 3330 Meter mehr zur Reife kommt. Sie mag vielleicht am Mittelmeer ihre Heimath haben, obgleich die alten Schriftsteller sie durchaus nach Indien verlegen möchten. So geben Marco Polo, Theophrast und auch Plinius dies Land als den Ausgangspunkt der Kultur an, während Pausanius sie mit der Cybele aus Phrygien kommen läßt. Schon bei den alten Egyptern, Juden und Griechen fand man Gerstenbau, auch Indien hatte sehr früh eine bedeutende Gerstenkultur, wodurch die alten Schriftsteller, welche die kultivirte Pflanze nicht von der wild wachsenden zu unterscheiden vermochten, zu der Ansicht verleitet wurden, dies Land als Vaterland der Gerste zu bezeichnen. Die hier bekannte Gerste war die sechszeilige, während die Egypter neben dieser auch schon die zweizeilige und auch die gemeine Gerste kannten. Von Egypten kam die Kultur der Gerste nach Europa und verbreitete sich bald bis in den höchsten Norden, wo sie bei Elfbaken und Alten in Skandinavien den äußersten Punkt (70°) erreicht. In Sibirien steigt sie nicht so hoch wie in Schweden und Lappland, wo sie am Enave-Träsk (69° 40′) noch reift. Am Ob steigt sie nur bis zu 63° 55′, an der Lena er-

reicht sie 64°, bei Amyinsk 61°, und in Jakutzk (62°) reift sie nur zuweilen.

Unsere Gelehrten sehen in den verschiedenen Gerstenarten nur Varietäten einer Urpflanze, die Meyer am kaspischen Meere und Koch auf den Steppen von Schirwan wild gefunden haben will. Doch treten auch noch andere Reisende auf, die sie oder eine Abart in andern Ländern wollen entdeckt haben, so daß auch über die Heimath der Gerste nur Vermuthungen ausgesprochen werden können.

Der Hafer, die „fehlerhafte Gerste", wie Plinius ihn nennt, mag vielleicht in Europa, im Osten Rußlands oder in den Donauländern heimisch sein, ohne daß man etwas Bestimmtes darüber behaupten könnte. Bei seiner uralten Kultur — Egypter, Juden, Griechen und Römer bauten schon Haferfelder, die alten Germanen lebten von Haferbrei (Hafergrütze), wie Plinius mit naiver Verwunderung bemerkt — kann es uns nicht befremden, wenn man ihm auch ein anderes Heimathland mitunter anweisen möchte, wie man es schon gethan. Allein aus verschiedenen Gründen ist nicht anzunehmen, daß Persien, die Wüste Sinai und welche Orte man noch genannt hat, der Ausgangspunkt der Kultur sein sollten.

Seine Ausbreitung kommt der der Gerste ziemlich gleich, auch steigt er ziemlich hoch in die Gebirge. Auf den Pentland-Hügeln in Schottland findet man ihn bis 420 Meter, in Aberdeeshire erreicht er sogar 600 Meter Höhe. In den Karpathen steigt er 900 hoch, in den Alpen fällt seine Höhengrenze meist mit der der Gerste zusammen. Als Nahrungsmittel findet er sich nur noch im höchsten Norden,

sonst hat man ihn durch nahrhaftere Getreidearten ersetzt und benutzt ihn hauptsächlich als geschätztes Futter für die Pferde.

Die Hirse war den Griechen und Römern auch schon bekannt, aber nahm damals wie jetzt nur eine untergeordnete Rolle ein. Seit Cäsars Zeit erfahren wir in Italien zuerst von ihr, in Deutschland und bei den Kelten wurde sie fleißig angebaut. Namentlich in Gallien soll sie trefflich gediehen sein, wie wir von Strabo erfahren. Sie stammt aus Ostindien und ihm verwandten Ländern Südasiens und gehörte mit zu den fünf Kulturgewächsen, die der schon erwähnte sagenhafte Kaiser Chin-nong nach China einführte, woselbst sie heute noch kultivirt wird.

Die Mannagrütze, auch sinnig Himmelsthau — der zahllosen kleinen Körner wegen — genannt, stammt aus Europa und wird in den Ostseeländern strichweise gebaut und nimmt mit sandigem, magerem Boden fürlieb.

Die Hirse ist hauptsächlich für Südeuropa von Bedeutung, in Italien wird sogar aus ihr ein grobes Brod bereitet. In der Buchara erreicht die Hirse eine Höhe von 2—3 Meter und wird schon nach drei Monaten reif.

In der Po-Ebene findet man eine der Hirse nah verwandte Grasart, die eine Größe von 5 Meter erreicht und als Futtergewächs in neuerer Zeit sehr häufig angebaut wird, und in diesen ergiebigen Fluren mehr als irgend eine andere Kulturpflanze von der Fruchtbarkeit des Landes Zeugniß ablegt. Auch in Neuholland findet man ein fruchtbares Hirsengras, das von den Eingeborenen als Nahrungspflanze benutzt wird. Daniel Bunce berichtet, „daß es

im Ueberfluß kleine feste Körner zeuge, welche zur Zeit der Reife von den Eingeborenen gesammelt werden, wie von den Europäern das Korn. Es wird geschnitten, getrocknet und gedroschen; nachdem die Körner durch Schwingen von der Spreu gesondert sind, werden sie zerquetscht und als Teig zwischen zwei heißen Steinen gebacken.

Der Buchweizen ist erst im Anfange des 16. Jahrhunderts nach Europa gekommen und von den Sarazenen weiter verbreitet worden. Im südlichen Rußland und in Sibirien, vielleicht auch in Taurien wächst er wild, auch im östlichen Rußland gedeiht er hier und dort ohne besondere Pflege. Vornehmlich angebaut wird er im mittleren und nördlichen Europa und in Nordasien, dagegen ist er im Süden Europa's und auch in dem südlichen Asien wenig bekannt. In Kärnthen sät man den Buchweizen erst nach der Kornernte auf die Stoppel und er gibt noch einen recht hübschen Ertrag. Auf Ceylon ist seine Kultur noch sehr jung, ebenso in Indien. In Tibet findet man ihn ebenfalls.

Zur Geschichte der Bärte.

Kulturhistorische Skizze

von

Ludwig Heimann.

(Nachdruck verboten.)

Man könnte über die Geschichte der Bärte oder richtiger des Barttragens lange Abhandlungen schreiben, und zwar von den verschiedensten Gesichtspunkten aus; immer würden wir dabei zu dem interessanten Resultat kommen, wie die verschiedenen Perioden in der Geschichte der Menschheit nicht nur in den großen sittlichen Fragen, sondern auch in kleinen Einzelnheiten, in den Aeußerlichkeiten des gewöhnlichen Lebens bei den Menschen verschiedene, immer wechselnde Anschauungen hervorbringen. Können wir uns z. B. die Kirchenväter der ersten christlichen Kirche anders als mit ang herabwallendem Barte denken, andererseits aber unsere jetzigen Geistlichen anders als ohne Bart vorstellen? Im Allgemeinen werden wir finden, daß die auf einer niederen Stufe der Kultur stehenden Völker in dieser Beziehung, wie überhaupt in allen Lebensgewohnheiten, konservativer sind, während sich bei den Kulturvölkern hierin, durch Zu=

fälligkeiten oder durch die Herrschaft der Mode bedingt, eine große Mannigfaltigkeit zeigt.

Athenäus gibt an, daß die Griechen bis zur Zeit Alexanders des Großen sämmtlich Bärte getragen haben, und daß der erste Athenienser, welcher ihn abgeschnitten, auf Medaillen den Beinamen „der Geschorene" erhalten habe. Plutarch berichtet, daß Alexander die Sitte des Bartabnehmens eingeführt habe, indem er seinen Soldaten befahl, sich die Bärte abscheeren zu lassen, damit die Feinde sie nicht bei denselben fassen könnten. Doch werden diese Angaben wohl nicht ganz richtig sein, denn wir sehen schon bartlose Männerköpfe auf griechischen Münzen, die bereits lange vor Alexander geschlagen wurden. Die alten Römer ließen auch den Bart, gleich anderen unkultivirten Völkern, wachsen. Im Jahr 454 nach Erbauung Roms fing die Sitte, den Bart abzuscheeren, zuerst an, da ein gewisser Ticinius Mänas oder Mäna diesen Gebrauch aus Sicilien nach Rom brachte. Scipio Africanus soll der Erste gewesen sein, der sich alle Tage rasiren ließ. Diese Sitte blieb bis auf Hadrian, welcher die Gewohnheit, den Bart wachsen zu lassen, wieder aufbrachte, um durch diesen einige Gewächse an seinem Kinn zu bedecken. Allein man kehrte bald wieder zum Abscheeren zurück. Der Tag, an welchem junge Leute sich zum ersten Male den Bart abscheeren ließen, wurde festlich begangen, und gute Freunde schickten sich einander Geschenke. Das Alter, in dem man den Bart zuerst abschor, war nicht bestimmt, es hing dies von dem Belieben eines Jeden ab; gewöhnlich geschah es jedoch gegen das 21. Jahr. Augustus ließ sich den Bart erst im

25. Jahre abnehmen. Das erste Barthaar weihte man einer Gottheit; Nero legte es in eine goldene, mit Perlen besetzte Büchse und weihte es dem kapitolinischen Jupiter. Nach dem 49. Jahre durfte Niemand mehr einen langen Bart tragen. Bei Unglücksfällen aber und in der Trauer ließen die Römer wohl den Bart einige Jahre lang wachsen. Die Griechen hingegen schoren in solchen Fällen den Bart ab. Philosophen ließen ihren Bart wachsen, um sich ein ehrwürdiges Ansehen zu geben.

Die Methode, den Bart zu scheeren, war verschieden. Augustus ließ ihn zuweilen abzwicken, zuweilen abscheeren. Einige rissen die Haare im Gesicht und an den Beinen vermittelst eines Zängelchens (volsella) mit der Wurzel aus, oder brannten sie mit einer glühenden Nußschale weg, wie der Tyrann Dionysius, oder man bediente sich zu dem Zwecke einer gewissen Salbe, auch des heißen Pechs oder Harzes. Dies verrichteten gewisse Frauenzimmer, die ustriculae hießen. Das Ausreißen der Haare hielt man für ein Zeichen der Weichlichkeit, sowie auch den Gebrauch des Spiegels beim Bartscheeren, wenn ein Sklave dies Geschäft verrichtete. In großen Familien hielt man einen Sklaven zum Zurechtmachen der Haare und zum Scheeren des Bartes, der tonsor hieß. Für die ärmeren Römer gab es öffentliche Barbierstuben (tonstrinae), die stark besucht wurden.

Die Germanen trugen in der ersten Zeit meist lange Bärte. Als die Gallier von den Römern unterworfen, wurden sie von diesen gezwungen, sich scheeren zu lassen. Nach Einführung der christlichen Religion wurde das Tragen von langen Bärten den Geistlichen, die geborene Gal-

lier waren, und endlich den Vornehmsten der Nation als besonderes Vorrecht gestattet. Während aber die Geistlichen in dem einen Lande Bärte tragen durften, wurde ihnen solches in anderen Ländern verboten. Die römischen Bischöfe Anacletus und Anicetus untersagten den Geistlichen, einen langen Bart zu tragen.

Es war eine alte Gewohnheit, zur Verstärkung des Ansehens öffentlicher Traktate, die man abschloß, einige Haare des Bartes an das Siegel zu befestigen, welches an alten Urkunden hängt. Man liest von einer Urkunde aus dem Jahre 1121, wo dieser Gebrauch ausdrücklich bezeichnet ist: „Damit Gegenwärtiges mehrere Gewißheit und Festigkeit erhalte, habe ich ihm die Bekräftigung meines Siegels, nebst drei Haaren meines Barts ertheilt.“ Dasselbe liest man in einer Schenkung, die 1181 vom heiligen Florent de Sauneur zu Stande gebracht wurde: „Und damit dieses Almosen den Mönchen unangetastet bleibt, habe ich es durch Aufdrückung meines Siegels, nebst dreien von meinen Haaren, wie der Augenschein ergibt, bekräftigen lassen.“ Ferner liest man in einem alten Fragment von einer Geschichte Frankreichs, es sei in dem Traktat, welcher zwischen Alarich, dem König der Gothen, und Chlodwich, dem König der Franken, abgeschlossen worden, ausdrücklich bedungen, daß Alarich den Bart von Chlodwich berühren sollte, um dadurch sein Verwandter zu werden.“ Herzog Friedrich von Oesterreich überschickte seinen Bart, nachdem er ihn hatte abscheeren lassen, dem König Karl von Ungarn als ein Unterpfand der Verbindung und Freundschaft, die er mit ihm errichten wolle.

Bei den Franken wurde das Barttragen später reine Modesache. Die Geistlichen und Magistratspersonen sahen es bald für eine Ehre, bald für eine Schande an, den Bart wachsen zu lassen. Die Könige waren selbst die Ursache dieser Veränderung. Ludwig VII. hob auf Anrathen des Petrus Lombardus, des 17. Bischofs von Paris, durch einen Befehl den Gebrauch der Franzosen, lange Bärte zu tragen, auf. Auch der König Philipp August ließ sich scheeren. Mehr als 300 Jahre nachher führte Franz I. die Sitte des Barttragens wieder ein, die aber mit Heinrich IV., der jedoch noch einen Bart trug, wieder abkam. Ludwig XIII. und Ludwig XIV. kamen Beide in einem bartlosen Alter auf den Thron, daher sich die Hofleute und Bürger auch scheeren ließen, um ihnen in diesem Punkte ähnlich zu sein. Als nun diese Monarchen älter wurden, behielten sie nur einen, bei den getreuen Unterthanen natürlich auch in Mode kommenden, kleinen Stutzbart bei, den Ludwig XIV. gegen das Ende seines Lebens auch ablegte, um dem Hofe seine grauen Haare zu verbergen.

In Deutschland mochten wohl im 16. Jahrhundert einzelnen Fürsten die langen Bärte nicht höfisch genug erscheinen, da in einigen Landen das Tragen der langen Bärte gesetzlich verboten wurde. Sigismund, Erzbischof zu Magdeburg und Bischof zu Halberstadt, ein Sohn des Kurfürsten Joachim II., machte sich ein eigenes Missionsgeschäft daraus, sowohl in seinen Bisthümern, als auch überall, wo er zum Besuch hinkam, die langen Bärte abschneiden zu lassen, und führte er die Mode, ohne Bart zu gehen, mit vielem Eifer ein. Die Prediger mußte er

jedoch bei der alten Gewohnheit lassen, weil diese die langen Bärte mit aller Energie in Schutz nahmen und kein Haar von ihrem Antlitz missen wollten. Als er im Jahre 1564 im Februar nach Mansfeld kam und von dem Grafen als Landesfürst herrlich empfangen und bewirthet wurde, so überredete er bei der Tafel die anwesenden Grafen, daß sie und ihr gesammtes Hofgesinde, vornehm und gering, sich die langen Bärte bis auf die Knebelbärte abnehmen ließen. Von da ging der Erzbischof nach Wolfenbüttel, um Herzog Heinrich und dessen Sohn, Herzog Julius zu Braunschweig, zu besuchen, an deren Hofe gleichfalls auf sein Zureden Herren und Dienern die Bärte abgeschnitten wurden. Nach seiner Zurückkunft nahm er die Domherren zu Magdeburg und das Hofgesinde vor. Am Ostermittwoche war er zu Halle, bat den gesammten Rath sammt Schultheiß und Schöppen, Salzgrafen und Oberbornmeistern auf das Schloß zu Gaste und überredete sie, daß sie sich in seiner Gegenwart die Bärte abnehmen ließen. Um den Kummer über deren Verlust einigermaßen zu vertreiben, ließ er sie mit 80 Gerichten in lauter silbernen Geschirren herrlich traktiren. Den Abwesenden wurden die Bärte auf dem Rathhause abgenommen, und der Erzbischof befahl durch ein öffentliches Mandat: alle bärtigen Mannspersonen im Erzstift Magdeburg und Stift Halberstadt sollten ohne Ansehen der Person (außer den Predigern) sich die langen Bärte, bis auf die Knebelbärte, abscheeren lassen.

Um diese Zeit war in Deutschland Andreas Eberhard Rauber v. Talberg und Weineck, ein deutscher Ritter und Kriegsrath beim Kaiser Maximilian II., wegen seines langen

Bartes berühmt; dieser ging bis an die Füße, reichte von da wieder bis an den Gürtel und dann wickelte er ihn noch um einen Stock. Aehnliche Beispiele von ungewöhnlich langen Bärten werden aus jener Zeit noch mehrere erzählt. So hatte auch ein Bürgermeister von Braunau in Bayern um das Jahr 1572 einen Bart, der ihm bis über die Füße reichte. Als er nun eines Tages eine Treppe hinabstieg, vergaß er seinen Bart aufzunehmen und trat mit einem Fuß auf das unterste Ende desselben, so daß er die Treppe hinunterstürzte und den Hals brach.

Die Periode nach dem dreißigjährigen Kriege mit ihren abenteuerlichen Ueberbleibseln aus der Soldateskazeit schuf ein phantastisches Stutzerthum, jene „Monsieurs à la Mode", die sich in allen Städten herumtrieben und die verrücktesten Moden aufbrachten. Während der Stutzer sein Haupthaar in genial liederlicher Weise struppig herabhängen ließ, verwandte er ungleich mehr Sorgfalt auf seinen Bart. Jeden Morgen wurden die Wangen glatt rasirt, der Kinnbart durfte ungescheut wuchern, der Schnurrbart aber wurde mit Wichse und heißen Eisen glänzend und steif gemacht und über die Mundwinkel aufwärts gedreht, doch all' das in wunderlichster Mannigfaltigkeit.

Der Satyriker jener Zeit, Moscherosch, hat in seinem „Philander von Sittewald" auch die „alamodische" Kleidung und das geckenhafte Aeußere der damaligen Stutzer zum Gegenstande seiner politischen Satyre gemacht. Doch trotz aller solcher Satyren mochten die alten deutschen Bärte nicht mehr zum Vorschein kommen, die Folgezeit stand zu sehr unter dem Einfluß französischer Sitte, und in Frank-

reich hielten die winzigen Bartüberreste, welche die Zeit des dreißigjährigen Krieges noch nicht mit sich genommen, kaum bis 1660 Stand; nur der Schnurrbart wagte sich noch, aber in äußerst zierlicher Bescheidenheit — à la Royale wie Ludwig XIV. — auf dem Antlitze des Mannes zu behaupten, ausgenommen etwa, daß sich eine Gesellschaft gemeiner Schnurrbärte auf die Oberlippen derber Soldaten verirrte. Den Richtern und Advokaten hatte in Frankreich schon 1540 eine königliche Ordonnanz das Tragen von Schnurrbärten verboten.

Erst in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts gewöhnte man sich wieder daran, den Bart voll und unverstümmelt zu tragen, obwohl auch jetzt noch Mode und Laune viele und wunderliche Arten von Bärten bestehen lassen.

Ueber das Fliegen der Vögel und den Nachahmungstrieb der Menschen.

Von

Professor **Adolf Brude.**

„Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichten=Höhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Wenn über Flächen über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt."

Mit diesen Worten hat Goethe seiner Sehnsucht, die blaue Ferne fliegend durchmessen zu können, einen Ausdruck gegeben, welcher den Wunsch durchblicken läßt, daß das Problem des Fliegens dereinst doch noch gelöst werde. Der Mensch hat schon viel erreicht, aber ungenügsam wie er ist, will er sich gleich dem Vogel aufschwingen, neue ungeahnte Bewegungsmittel sollen ihm auch die Luft unterthan machen. Das war schon im hohen Alterthum der Wunsch Vieler und die griechische Götterlehre erzählt uns

von Dädalus, dem Erbauer des Labyrinthes, daß er sich und seinem Sohne Ikarus Flügel gemacht und deren Federn mit Wachs zusammengeklebt habe. Der junge feurige Ikarus jedoch kam wie eine geblendete Motte der Sonne zu nahe, das Wachs schmolz und er stürzte in's Meer. Außer diesem kühnen Versuche meldet uns das Alterthum nichts weiter und der Mensch scheint sich damals höchstens mit dem Studium des Vogelflugs abgegeben zu haben, um wie die römischen Auguren die kommenden Ereignisse der lauschenden bethörten Menge zu verkünden. Erst die Franzosen nahmen den Gedanken der Luftschifffahrt wieder auf und man kennt ja allgemein die vielen Ballonversuche und ihren Hauptmangel, daß man eben kein steuerbares Luftschiff hervorzubringen im Stande ist. Die Beschäftigung mit dem sogenannten Luftelemente hat viele Windbeutel zu prahlerischen Ankündigungen veranlaßt, daß sie nun alle Hindernisse gehoben hätten, und so verführerisch wirkt die Idee des menschlichen Fliegens, daß selbst das deutsche Kriegsministerium einem jüngst auftretenden Charlatan Gehör schenkte, der mit ungewöhnlicher Keckheit die Flugfrage gelöst zu haben behauptete, jedoch nicht einmal einen Versuch mit seiner Maschine wagte. Ernst denkende Physiker und Mechaniker haben erkannt, daß man den menschlichen Körper zunächst nicht mit in die Rechnung hereinziehen dürfe, sondern daß es angezeigt sei, die Mechanik des Fliegens am Vogel selbst zu studiren und hieran weitere selbstständige Versuche zu knüpfen wären. Ein Herr Marey hat unermüdlich daran gearbeitet, mechanische Apparate hervorzubringen, welche

Flügelschläge erzeugen, mittelst deren verschiedene Gewichte gehoben werden können. Nun ist das Aufsteigen eines solchen Körpers etwas ganz Anderes, als wenn ein Wirbelwind oder ein Sturm Gegenstände von der Erde aufhebt und mit sich fortzieht. Im letzteren Falle folgt der Körper dem unwiderstehlichen Drucke der anstürmenden Luftschichten, welche ihm ihre Bewegung mittheilen und seinem Gewicht das Gleichgewicht halten. Im obigen Falle jedoch muß der Körper durch den Flügelschlag den Widerstand der umgebenden Luft selbst erzeugen und etwas mehr Kraft entwickeln als letztere ihm entgegensetzen kann. Die Kraft nun, welche in dem künstlichen Vogel die Flügel hebt und senkt, ist die einer Feder, welche an dessen Rippung unweit des Gelenkes angebracht ist.

Der Luftwiderstand unter jedem Flügel muß dann gleich dem halben Gewicht der Maschine sein, da die Wirkungen ihrer Schwere aufgehoben werden müssen. Ein Beispiel an einem tropfbar flüssigen Körper mag dies erläutern. Legt man ein Stück Eisen von zehn Zentnern als Block auf die Oberfläche des Wassers, so wird er sofort untersinken; walzt man aber dieselbe Masse entsprechend dünn aus und gibt ihr die Form eines Schiffes, so wird sie schwimmen, denn man hat den Widerstand des Wassers auf eine große Fläche auszudehnen gewußt und das Gewicht des Metalls entsprechend vertheilt. Marey hat nun genau die Kraft gemessen, deren die Brustmuskeln der Vögel fähig sind, sodann den Punkt bestimmt, wo sie beim Beginn der Thätigkeit ansetzen, endlich die Gestalt der Flügel und das Gewicht des Vogels. Sämmtliche

Resultate, die er wiederholt geprüft hatte, übertrug er nun auf seinen künstlichen Vogel. Die Maschine fing nun an zu arbeiten, aber seltsamer Weise brauchte sie einen viermal schnelleren Flügelschlag, als ein wirklicher Vogel in entsprechender Größe. Daraus ergab sich der Schluß, daß die Luft dem Apparate einen 16mal geringeren Widerstand entgegensetzte, als dem fliegenden Vogel. Man sollte nun glauben, je mehr Flügelschläge je rascher die Erhebung, und hier zeigte sich der gegentheilige Fall. Doch bei richtiger Ueberlegung und Fragestellung liegt die Antwort näher, als man denkt. Es genügt nicht, eine Anzahl Flügelschläge herzustellen, damit der Körper sich hebe, sondern das Geheimniß liegt darin, daß der wirkliche Vogel mit der Erhebung von seinem Standort zugleich sich fortbewegt und niemals senkrecht aufsteigt. Diese Bedingung fehlte dem Apparate des Herrn Marey. Allein durch Versuche, immer wieder auf eine andere Weise unternommen, kommen neue Eigenschaften dem Experimentator erklärend zu Hilfe. Eine leichte dünne Scheibe z. B. wird gleichmäßig rasch fortbewegt, so daß ihre Breitfläche der Luft entgegenstrebt, da kann man genau dreierlei Arten des Luftwiderstandes festsetzen. Jeder hat es sicherlich schon an sich selbst erfahren, sei es nun im Gedränge, wo in quetschender Enge unser Körperumfang eine Zusammenpressung erleidet, oder sei es in geistiger Beziehung, wo wir einen unliebsamen Druck aushalten müssen: Druck erzeugt Gegendruck. Und so geht es unserer Luft ebenfalls. Obige Scheibe schiebt die Luft vor sich her, preßt die nächstliegenden Theilchen zusammen, diese drücken ihre Nachbarn

und so fort. Da erfolgt gleich der Gegendruck auf die Scheibe. Aber sonderbar, bei längerer Dauer läßt der anfängliche Gegendruck nach und bleibt unverändert. Hält man die Scheibe endlich rasch an, so sucht die nachrückende Luft die Scheibe fortzuziehen. Von diesen drei Erscheinungen ist es der mittlere Zustand des gleichmäßigen Drucks, den sich der Physiker zur Betrachtung erwählt hat, weil das Constante leichter meßbar ist. Die Anwendung auf den fliegenden Vogel ergibt sich sofort. Jeden Augenblick während seines Weiterflugs trifft er auf eine neue Luftschichte, diese hat aber wegen der kurzen Dauer des Drucks keine Zeit, die Geschwindigkeit des niedergehenden Flügels anzunehmen, sondern erleidet eine Zusammenpressung und wirkt sogleich auf den Flügel als Gegendruck. Der Vogel ist also in den Stand gesetzt, jenen ersten höchsten Luftwiderstand, den obige Scheibe anfänglich erleidet, sich herzustellen, „die Luft trägt den Vogel", wie der Volksmund sagt. Auf diese Beobachtung gestützt, war Herr Marey darauf bedacht, seinem Apparate eine horizontale Fortbewegung zu ertheilen, um den Widerstand der Luft gegen dessen Flügel ebenfalls feststellen zu können. Betrachten wir einen Vogel, etwa einen Kranich oder Storch, wenn er, wie Goethe sagt, im blauen Aether „ausgebreitet schwebt". Wie ein sanfter Wellenschlag durch leichtes Eintauchen der Ruder im stillen Wasser entsteht, so gleitet eigentlich der beschwingte Segler durch die Luft dahin, mühelos, ohne besondere Kraftanstrengung scheinen die Flügel durch leichten Niedergang den Körper des Vogels fortzutragen.

Marey hat diese Erscheinung durch einen sinnreichen Apparat zu erklären vermocht. Er stellte einen künstlichen Vogel her, dessen Flügel er durch eine Luftpumpe in Bewegung setzte. Um den Flügelschlägen einen regelmäßigen Auf- und Niedergang zu ertheilen, wurde die Pumpe durch eine Dampfmaschine getrieben, welche ihre Arbeit ganz gleichmäßig verrichtete. Sein künstlicher Vogel war an einem langen Hebelarme befestigt, welcher durch Drehung eine Kreisebene beschreiben konnte. Nach Belieben konnte man die Flügel an Ort und Stelle schlagen lassen oder auch gleichzeitig den am Hebelarme aufgehängten Vogel seinen horizontalen Kreislauf antreten lassen. Marey maß nun den Bogen der Flügel, welchen sie während Auf- und Niedergangs beschrieben, zuerst bei vollständiger Ruhe des Apparates und fand den Winkel der beiden äußersten Flügelstellungen gleich 60 Grad. Sodann versetzte er den Apparat in Drehung, und zwar so rasch, daß der künstliche Vogel 10 Meter in der Sekunde machte. Da ergab sich, daß die Bogenweite (Amplitude) der Schläge sich auf die Hälfte bis ein Drittheil, also bis auf 20 Grad reduzirt hatte.

Die Dampfmaschine hatte die gleiche Kraft entwickelt als zuvor, die Zahl der Flügelschläge war dieselbe geblieben und dennoch war während der Vorwärtsbewegung der Flügelschlag in seinen Bogenschwingungen auf ein solch kleines Maß zurückgegangen. Der Grund hievon kann nur darin gelegen haben, daß der Widerstand der Luft sich so gesteigert hatte, daß Verminderung der Flügelgeschwindigkeit bedingt wurde. Wer mit den Gesetzen der Centrifugal-

kraft vertraut ist und weiß, daß ein um einen festen Punkt sich bewegender Körper das Bestreben hat, wie ein aus der Schleuder losgelassener Stein von seinem Drehpunkt sich zu entfernen, wird hier einwerfen, daß bei der Drehung des Vogels diese Kraft auf die Verlangsamung der Flügelgeschwindigkeit Einfluß gehabt haben könne. Diesem Vorwurf begegnet aber Marey dadurch, daß er in gleicher Weise eine geradlinige Bewegung des Vogels veranlaßte und ganz zu denselben Resultaten gelangte. Dies Experiment gibt wichtige Aufschlüsse über den Flug der lebenden Vögel, Aufschlüsse, welche in der Natur jeden Augenblick ihre Erklärung finden, wenn eine richtige Beobachtung vorhergegangen ist. Fliegt ein sitzender Vogel auf, so bemerkt man einen ungemein raschen Flügelschlag während des Wegfliegens. Ist der Vogel in einer gewissen Höhe angekommen, in welcher seine Flugbahn eine horizontale wird, d. h. in welcher er irgend einem Ziele zusteuert, so tritt sofort jene Abnahme des raschen Flügelschlages ein, welcher zu Anfang des Fluges beobachtet wurde. Ist nun ein Vogel an einem Faden befestigt und er wird zum Fluge veranlaßt, so sinkt er in dem Augenblicke, wo der Faden seine horizontale Fortbewegung hindert, alle Anstrengungen, durch vermehrte Flügelschläge sich in der gleichen Höhe zu halten, erweisen sich als nutzlos. Jeder Vogel orientirt sich beim Auffliegen mit dem Schnabel nach der Windrichtung, vorausgesetzt daß keine augenblicklich aufschreckende Gefahr diese instinktive Gewohnheit unterbricht. Der Wind führt ihm dann stetig neue Luftmassen unter die Flügel, welche seine Erhebung im selben Maße begünstigen wie die

Luftsäulen seine horizontale Bewegung. Der Schnabel des Vogels hat also außer der Befriedigung der Nahrungssorgen noch eine weitere Obliegenheit, nämlich als Lootse während der Luftschifffahrt zu fungiren. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß wenn ein lebendiger Vogel an einem Hebelarme wie der künstliche Vogel die Umdrehungsbewegungen machen würde, seine Flügelschläge sehr langsam würden, so daß die Bogenschwingung des Flügels einer Taube die Dauer einer Sekunde haben würde, während dieselbe im normalen Zustande nur eine Achtelssekunde beansprucht.

Aus diesen Untersuchungen geht nun klar hervor, welch großer Weg noch zurückzulegen ist, bis ein Gewicht wie das des menschlichen Körpers durch Apparate einer Hebung fähig ist, um auch materiell sich über sich selbst erheben zu können. Die Mechaniker geben den Versuch hiezu nicht auf, indem sie auf die bis jetzt gewonnenen Resultate hinweisen, welche die heutige Welt gegenüber dem Alterthum schon erreicht hat. Vorerst bleibt es jedoch den Witzblättern überlassen, diejenigen Zustände auszumalen, welche eintreten, wenn ein Zeitalter kommen wird, wo die Menschen flugfähig sind.

Die Guarana.

Ein Wink zur Gesundheitspflege und Heilmittelkunde.

Von

Dr. A. Rogenstein.

„Der Mensch lebt nicht vom Brod allein", ist ein Erfahrungssatz, welcher in allen Zonen und auf allen Kulturstufen seine Giltigkeit erprobt hat. Der civilisirte Mensch hat in der Mannigfaltigkeit seiner Küche und Genußmittel Gelegenheit genug, sich durch gewisse Reize in Speise und Trank jene Aufregungen und jene Abwechslung zu verschaffen, welche gewissermaßen der Lebenskraft einen neuen Anstoß geben. Der minder civilisirte Mensch aber, der auf eine verhältnißmäßig einfache und eintönige Nahrungsweise und Kost angewiesen ist, bedarf derartiger stimulirender Reizmittel noch in höherem Maße. Daher sehen wir bei allen halbcivilisirten Völkern und bei den meisten Wilden jenes Bedürfniß nach Reizmitteln sich geltend machen, und erleben es, daß auch der civilisirte Mensch dieselben bei sich einführt und von denselben Gebrauch macht. Aus diesem Grunde beschäftigen sich denn auch unsere Chemiker und Physiologen neuerdings angelegentlich mit der Untersuchung gewisser derartiger Produkte, welche fremde Völkerschaften

ihrer stimulirenden und auch nährenden Eigenschaften wegen genießen, wie wir die Chokolade, den Kaffee und Thee, die gegohrenen Getränke u. s. w. In dieser Richtung sind neuerdings die Coca (welche wir jüngst im 3. Bande, S. 274 besprochen haben), der Paraguay-Thee von der südamerikanischen Stechpalme und andere Getränke untersucht worden, und in diese Kategorie gehört ein vegetabilisches Produkt, welches am Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen längst allgemein in Anwendung ist und durch seine verschiedenen Eigenschaften so viel Aufmerksamkeit erregte, daß man es neuerdings auch nach Europa eingeführt und auf seine diätetischen Wirkungen untersucht hat, nämlich das Guarana-Brod, wie es bei den brasilianischen Indianern heißt. Guarana-Brod ist das Produkt einer Schlingpflanze oder besser gesagt eines kletternden Strauchs, welcher vorzugsweise in den nördlichen Theilen von Brasilien und im ganzen Stromgebiet des Amazonas vorkommt, bei den Botanikern unter dem Namen Paullinia sorbilis bekannt ist und in jenen Theilen Brasiliens, wo die Kakaobohne nicht wächst, an deren Stelle zum Genusse dient. Die Früchte oder Samenkapseln dieser Pflanze reifen ungefähr im Oktober oder November; man sammelt dann die eiförmigen, zwei Centimeter langen Samen, schält und trocknet sie und bewahrt sie in Körben oder Säcken auf, bis man sie zur Verwandlung in Guarana-Brod gebraucht. Die Bereitung dieses letzteren ist eine sehr einfache: die Samen werden leicht geröstet, dann mittelst einer groben Raspel oder eines Reibeisens in Pulver verwandelt; dieses Pulver wird mit Wasser zu einem steifen Teige angerührt, dieser Masse dann

eine gewisse Menge ganzer und zerbrochener Samen beigefügt und dieselbe in länglichte Kuchen oder walzenförmige Rollen ausgewirkt, die in trockenem Zustande etwa wie Würste von Chokolade aussehen. Nehmen sie eine dunkelbraune Färbung an, so ist es ein Zeichen, daß die Samen zu stark geröstet worden sind, in welchem Falle die Guarana Geruch, Geschmack und Wirksamkeit verliert und darum begreiflicherweise auf dem Markte nur einen geringeren Preis erzielt.

Nach den Schilderungen von Mantegazza steht die Guarana als Nährmittel für Reisende ganz einzig und ohne Nebenbuhler da, weil ihre Eigenschaften weder durch Hitze und Feuchtigkeit, durch Fäulniß oder Zeit beeinträchtigt werden, weil man sich ihrer überall bedienen kann, wo nur ein Schoppen Wasser zu bekommen ist. Unähnlich dem Thee, Kaffee und Kakao, welche nur in gekochtem Zustande genossen werden können, beansprucht die Guarana nur, daß man sie in kaltem Wasser zusetze oder in demselben auflöse, um ein erfrischendes, nährendes, substantielles Getränke zu liefern, welches durch den Zusatz von etwas Zucker ebenso angenehm und schmackhaft gemacht wird (weil es seinen würzigen Wohlgeschmack noch lange im Munde hinterläßt), als es nervenstärkend und stimulirend ist. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß die Indianer im Stromgebiet des Amazonas das Guarana-Brod als einen unentbehrlichen Proviant ansehen, wenn sie eine Fußwanderung oder eine größere Kahnfahrt antreten wollen, und sie erachten es für desto unerläßlicher, je mehr sie sich davon überzeugt halten, daß die Guarana ein vortreffliches Mittel gegen Diarrhöe

und Ruhr, die herrschenden Volkskrankheiten jener Region, sei und sogar schweigsamen Personen die Zunge löse.

Ohne diese Behauptungen im Mindesten bezweifeln zu wollen, da die Wirkungen der Guarana in dieser Hinsicht erfahrungsmäßig festgestellt sein mögen und wohl auch bald bei uns medicinisch und physiologisch bestätigt werden können, führen wir hier nur an, daß wir von kompetenter Seite die Versicherung erhalten haben, es wirke nichts in der Welt so erfrischend und gesund, als ein Glas voll frischer Guarana, da deren stimulirende und tonische (stärkende) Eigenschaften diejenige des Kaffee's oder Thee's weit übertreffen; die Guarana müsse aber auch, gleich allen stimulirenden Getränken, mit großer Vorsicht genossen werden. Ein sehr gebildeter und naturkundiger Freund von uns, welcher über ein Jahrzehnt am Amazonas gelebt hat, versichert uns aus eigener Erfahrung, daß, wenn man Guarana unmittelbar nach einer Mahlzeit nehme, dieses Getränke sehr leicht die Verdauung störe oder hemme, und daß, wenn der Trinker sich seinen Trunk zu stark mische oder zu viel von diesem Getränke genieße, er sich dadurch leicht übermäßige Heiterkeit, Berauschung, Unruhe, Herzklopfen, Schlaflosigkeit oder Appetitlosigkeit zuziehe. Dagegen schreibt er: „Diejenigen, welche mittelst Dampf- oder Segelschiffen und Ruderbooten den Amazonas und seine großen Nebenströme bereisen, leiden beinahe durchgehends an Durchfall, der sich bis zur Ruhr steigern kann, durch den Genuß des Wassers dieser Ströme, welches anscheinend mit so viel organischen Stoffen geschwängert ist, daß es die ungleich zärteren Verdauungsorgane des Weißen und des

neuankommenden Europäers selbst dann affizirt, wenn dieser es gekocht, als Aufguß von Maté (Paraguay=) oder chinesischem Thee oder mit Rothwein, Rum, Limonadensaft ꝛc. gemischt trinkt. Bequemt er sich dagegen zu einer leichteren Auflösung von Guarana, wie die einheimischen Indianer, so bleibt er vor den oben angeführten Beschwerden und den unangenehmen Folgen oder gar Gefahren, welche ein längeres Andauern dieser Uebel hervorrufen könnte, ganz verschont.

Es ist wohl kaum als wahrscheinlich anzunehmen, daß die Guarana dereinst eine Stelle unter den Getränken der gebildeten Europäer sich erobere; allein sie dürfte leicht als Linderungs= oder Heilmittel in Nervenkrankheiten in der Heilkunde in Aufnahme kommen. Mehrere Aerzte haben bereits die Aufmerksamkeit der gebildeten Lesewelt darauf hingelenkt. Der französische Arzt Dr. Leconte rühmt die Wirkung der Guarana als Specificum gegen Kopfschmerz, eines der häufigsten und hartnäckigsten Leiden, welches die Aerzte zu bekämpfen haben, und schreibt darüber an eine medicinische Zeitschrift folgendermaßen: „Ich fühle mich sowohl durch meine eigenen Erfahrungen, wie durch die von verschiedenen meiner Collegen gewonnenen Resultate gerechtfertigt, hier die Versicherung abzugeben, daß dieses Heilmittel niemals fehlschlägt, falls es nicht in ungeeigneter Weise zubereitet, verfälscht oder urtheilslos verordnet wurde.“ Um richtig bereitet zu werden, sollten die Guarana=Laibe gepulvert, dann mit Alkohol ausgezogen, die festen Bestandtheile wieder getrocknet und pulverisirt und in Dosen von zwei Grammen in Wasser gereicht werden, und zwar so, daß eine zweite Dosis falls die erste die gewünschte Wir=

kung nicht erzielt, erst nach einem Zwischenraum von mehreren Stunden der ersten folge. Ein britischer Arzt, Dr. Wilks, äußert sich zwar nicht so enthusiastisch, wie sein französischer College, führt dagegen verschiedene Fälle an, wo er sich von den günstigen Wirkungen des neuen Heilmittels überzeugte; in einem Falle gelang es, einer Dame, seiner Patientin, mittelst der Guarana ein halbes Jahr lang vollständige Befreiung von ihrem alten Uebel, dem Kopfschmerz, zu verschaffen, und eine andere Dame schrieb an ihn: „Als Sie mir Guarana-Pulver gegen meinen heftigen und häufigen Kopfschmerz verordneten, baten Sie mich, Ihnen Nachricht zu geben, falls ich wohlthätige Wirkungen davon verspüre. Ich glaube nun allen Grund zu haben, diese Pulver für ein vollkommenes Vorbeugungsmittel gegen Kopfschmerz zu betrachten, da ich bei den letzten Symptomen jedesmal ein Pulver, bisweilen auch zwei innerhalb zwei Stunden genommen und in sämmtlichen Fällen eine vollständige wirksame Beseitigung meiner Kopfschmerzen verspürt habe.“

Trotz dieses Zeugnisses zu Gunsten der Verdienste der Guarana dürfte es doch zweifelhaft sein, ob Diejenigen, welche sich der vorerwähnten Guarana-Pulver bedienen, nicht finden werden, daß dieses Mittel entweder nach einiger Zeit seine Wirkung einbüßt, weil bei schwächeren Dosen die Natur sich daran gewöhnt, oder daß bei stärkeren Dosen es auf die Dauer schädlich wirkt. Wir wissen es aus eigener schmerzlicher Erfahrung, was für ein peinliches Leiden chronischer Kopfschmerz ist, und wie verschiedene Ursachen er haben kann. Wenn der Kopfschmerz aber z. B. nur mit

diätetischen Ursachen zusammenhängt, wie mit dem allzu reichlichen Genuß von starkem chinesischem Thee zum Frühstück und Abendbrod, so läßt sich nach unseren Erfahrungen das Uebel leicht beseitigen, wenn man die Ursache vermeidet und keinen Thee mehr trinkt. Gerade beim Kopfschmerz, der oft nur eine besondere Form von Neuralgie oder allgemeinem Nervenschmerz ist, dürfte es im höchsten Grade angezeigt sein, erst die wirkliche Ursache davon zu ermitteln, ehe man sich zu Versuchen mit einem neuen, noch nicht genugsam erprobten Heilmittel hergibt und an sich selbst herum experimentirt. Die Guarana oder Paullinia sorbilis gehört, wie wir oben gezeigt haben, zu der Pflanzenfamilie der Sapindaceen, deren meiste Angehörige sehr starke medicinische Eigenschaften besitzen und sogar sehr feine und wirksame Gifte enthalten, und darum dürfte der unvorsichtige Gebrauch der Guarana als Heilmittel leicht zu unvorhergesehenen üblen Folgen führen. Da nun zu erwarten steht, daß sich die kaufmännische Spekulation über kurz oder lang dieses neuen Mittels bedienen und es als Universalheilmittel für alle möglichen Leiden überschwänglich anpreisen werde, wie dies mit der Coca und anderen überseeischen Genußmitteln geschieht, so haben wir nicht versäumen wollen, hier im Voraus belehrend über diesen Gegenstand uns zu verbreiten und unsere Leser über den wahren Werth etwaiger künftiger Reklamen über die Guarana aufzuklären.

Mannigfaltiges.

Bedeutungsvoller Doppelsinn. — König Heinrich IV. von Frankreich (1589—1610) lag einst mit Spanien in Zwist und drohte, dieses Reich in seinen italienischen Besitzungen anzugreifen. Dem spanischen Gesandten sagte er: „Ich habe mir vorgenommen, mit dem Heere nach Italien zu gehen, in Mailand zu frühstücken, in Rom die Messe zu hören und in Neapel das Mittagsmahl zu nehmen." Mit echt spanischer Grandezza entgegnete der Gesandte: „Wenn Ew. Majestät so eilen, können Sie leicht zur Vesper in Sicilien sein." (Die Sicilianische Vesper wird bekanntlich jenes Blutbad von 1282 genannt, durch welches alle Franzosen von der Insel Sicilien vertrieben wurden.)

R.

Ein Naturwunder. — Eines der Wunder der australischen Welt und einen der merkwürdigsten Punkte der Erde bildet der Roto Mahana oder warme See auf Neuseeland. Die Menge kochend heißen Wassers, welches an den Ufern und am Boden dieses See's der Erde entströmt, und dessen Temperatur von dem Reisenden Doktor F. v. Hochstetter bis zu 98° C. gemessen wurde, ist kolossal. Rings um sich hört man es fortwährend sausen und brausen, zischen und kochen, und der ganze Boden ist warm. „In der ersten Nacht," erzählt v. Hochstetter, der sich auf einer kleinen Insel im See mehrere Tage lang aufhielt, „fuhr ich erschreckt auf, weil es in der Hütte auf dem Boden, wo ich lag, von unten her so warm wurde, daß ich es

nicht mehr ertragen konnte. Ich untersuchte die Temperatur, stieß mit einem Stock ein Loch in den weichen Boden und steckte das Thermometer hinein. Es stieg augenblicklich auf Siedhitze, und als ich es wieder herauszog, da strömte heißer Wasserdampf zischend empor, so daß ich das Loch eiligst wieder zustopfte." Die im schönsten Blau schimmernden Wasserbecken einer der Quellen bilden eben so viele natürliche Bade-Bassins, die theils tief, theils seicht und von jeder beliebigen Temperatur sind, da die Bassins auf den höheren, dem Haupt-Bassin näher gelegenen Stufen wärmeres Wasser enthalten, als die auf den tieferen Stufen. S.

Alte Kameradschaft. — Als der Fürst Blücher von Wahlstatt im Jahre 1816 nach Rostock kam, fand er dort in einer Gesellschaft in dem Senator Löwenhagen einen alten Schulkameraden. Mit der ihm eigenen Treuherzigkeit ging er auf den Senator zu und redete ihn mit dem brüderlichen Du an. Der Letztere, verlegen, verbeugte sich tief und stammelte: Durchlaucht und mehrere Worte der kalten Ceremoniensprache; aber Blücher unterbrach ihn mit dem Zuruf: „Sei doch kein Narr, Löwenhagen! oder glaubst Du, daß **ich** ein Narr geworden bin? Wir waren in der Jugend Brüder und sind es noch!" S.

Honigameisen. — In Texas und Neu-Mexiko kommt eine Ameisenart (Myrmecocystus Mexicanus) vor, welche wie die Bienen Honig bereiten. Diese Honigameisen sind ca. $^1/_3$" lang und jede Kolonie besteht aus drei Klassen, aus solchen, welche Blätter, Blumenstaub ꝛc. beitragen, aus solchen, die den Honig bereiten, und aus solchen, die vor dem Neste Wache halten. Der Honig dieser Ameisen soll bei den Mexikanern nicht blos als Delikatesse gelten, sondern auch zu lindernden Umschlägen bei äußeren Verletzungen benutzt werden. In der Nähe von Santa Fé soll die Honigameise ziemlich häufig sein. S.

Witzige Antwort. — Der Astronom S. wurde vom Großfürsten Konstantin, dem er auch als geistreicher und ange-

nehmer Gesellschafter gerühmt worden war, zur Tafel gezogen. S. — vielleicht unwohl — war während derselben so wortkarg, daß der Großfürst nachher einige seiner Herren fragte, warum derselbe so still und sichtlich zerstreut gewesen wäre. „Das ist natürlich, kais. Hoheit," sagte einer derselben, „er hat hier so viele Sterne am unrechten Platze gesehen." S.

Eine interessante Höhle. — Auf der schwäbischen Alb, an einem der schönsten Albberge Württembergs, dem Rosenstein, der in das fruchtbare Remsthal hervorspringt, und dessen hohe Felsenwände hoch über dem Laubwalde, der ihn bedeckt, emporragen, befindet sich eine merkwürdige Höhle, genannt das „große Haus". Der Eingang derselben nimmt sich wie ein kolossales gothisches Thor aus, das etwa 60′ hoch und 24′ breit ist. Das Gewölbe innen zählt vier verschiedene Bogen, und im Hintergrund liegt ein ungeheurer Felsblock, einem Tische nicht unähnlich, den mehrere kleine Steine, die der Volkswitz zu Stühlen des großen Hauses gemacht hat, umgeben. Der Eindruck, den die Höhle auf den Wanderer macht, ist ganz derselbe, wie bei einer großen etwas verfallenen gothischen Kirche. S.

Zu große Aufrichtigkeit. — Ein Seemann kehrte aus Australien heim und brachte eine Kiste voll seltener Muscheln mit. Er nahm eine davon, ging zu einem Kuriositätenhändler und fragte: „Wollen Sie diese Muschel kaufen?" — „Ja wohl, sie ist wunderschön, ich gebe Ihnen 25 Francs dafür." — „25 Francs!" ruft der Seemann erfreut; „da bin ich ja ein gemachter Mann, ich habe 6000 Stück mitgebracht." — „Dann ist die Sache anders," entgegnete der Kaufmann, „wenn Sie 6000 Stück mitbrachten, so gilt jede blos zwei Sous!" S.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.



nehmer Gesellschafter gerühmt worden war, zur Tafel gezogen. S. — vielleicht unwohl — war während derselben so wortkarg, daß der Großfürst nachher einige seiner Herren fragte, warum derselbe so still und sichtlich zerstreut gewesen wäre. „Das ist natürlich, kais. Hoheit," sagte einer derselben, „er hat hier so viele Sterne am unrechten Platze gesehen." S.

Eine interessante Höhle. — Auf der schwäbischen Alb, an einem der schönsten Albberge Württembergs, dem Rosenstein, der in das fruchtbare Remsthal hervorspringt, und dessen hohe Felsenwände hoch über dem Laubwalde, der ihn bedeckt, emporragen, befindet sich eine merkwürdige Höhle, genannt das „große Haus". Der Eingang derselben nimmt sich wie ein kolossales gothisches Thor aus, das etwa 60' hoch und 24' breit ist. Das Gewölbe innen zählt vier verschiedene Bogen, und im Hintergrund liegt ein ungeheurer Felsblock, einem Tische nicht unähnlich, den mehrere kleine Steine, die der Volkswitz zu Stühlen des großen Hauses gemacht hat, umgeben. Der Eindruck, den die Höhle auf den Wanderer macht, ist ganz derselbe, wie bei einer großen etwas verfallenen gothischen Kirche. S.

Zu große Aufrichtigkeit. — Ein Seemann kehrte aus Australien heim und brachte eine Kiste voll seltener Muscheln mit. Er nahm eine davon, ging zu einem Kuriositätenhändler und fragte: „Wollen Sie diese Muschel kaufen?" — „Ja wohl, sie ist wunderschön, ich gebe Ihnen 25 Francs dafür." — „25 Francs!" ruft der Seemann erfreut; „da bin ich ja ein gemachter Mann, ich habe 6000 Stück mitgebracht." — „Dann ist die Sache anders," entgegnete der Kaufmann, „wenn Sie 6000 Stück mitbrachten, so gilt jede blos zwei Sous!" S.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.









